Bought from Blackwell's of Oxford

1 f 2/21

TAYLOR INSTITUTION

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Vet. Ger. III A. 633

Digitized by Google

Hch. Honegger
i. Höngg

Digitized by Google

Herzog Johann

oder

Königsmord und Blutrache.

Von

Thomas Bornhauser.

In zwei Theilen.

Dritte Auflage.

1847.

St. Gallen. Druck und Verlag von J. M. Kälin.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
12 FEB 1971
OF OXFORD
LIBRARY

1.

Die Landsgemeinde.

Die Sonne trat siegreich aus dem Gewölk, der Rigi mit seiner beschneiten Scheitel und der verhängnißvolle Roßberg stiegen über dem Dorfe Goldau plötzlich aus dem Nebel empor, in welchen sie den ganzen Vormittag sich gehüllt hatten. Freundlich glänzte der blaue Lowerzersee und unweit von demselben, unter den Mithen, am Fuße des prächtigen Hackens, schimmerte weiß aus grünen Matten der Hauptort des Landes, der schöne Flecken Schwyz. Es war der letzte Sonntag des Aprils 1308. Eben war die Messe zu Ende gegangen und in zahlreichen Schaaren umwogte das Volk die Kirche und das alterthümliche Rathhaus in Schwyz. Eilf Uhr schlug die Glocke — siehe! da verließ die Regierung von Schwyz das Rathhaus und setzte sich in feierlichem Zuge nach dem Dörfchen Ibach in Bewegung. Voran schritten zwei Männer mit Helleparten in der Hand, die öffneten eine Bahn durch des Volkes unabsehbare Menge. Trommelschläger, Pfeifer und Musikanten, in bunten, roth und weiß, schwarz und gelb gestreiften Kleidern spielten eine ernste ausdruckvolle Melodie. Zwei riesenhafte Hirten bliesen die gewaltigen, mit Silber beschlagenen Landeshörner. Dann folgte ein Rathsdiener mit den Gesetzbüchern unter dem Arm, neben ihm ein anderer mit einem Beutel von Sammt, in welchem die Schlüssel zu den obrigkeitlichen Gewölben sich befanden. An sie schlossen Läufer, Großweibel und Landweibel sich an; alle in rothen, mit einem weißen Kreuze gezierten Mänteln. Der Eine trug die Standesfahne, der Andere den Reichsapfel auf dem Stabe und der Dritte das große richterliche Schwert. Hierauf folgten zu Pferd in schwarzer Staatskleidung, mit rothem Mantel und das Schwert an der Seite, die sogenannten vorsitzenden Herren, und nach ihnen, ebenfalls zu Pferde, aber ohne Mäntel, die Räthe, Schreiber und Fürsprechen. Neben

jedem Roſſe gingen zwei mit Helleparten bewaffnete Krieger, in jener maleriſcher Tracht, in welcher ſpäterhin die Schweizer ſich auszeichneten in den italieniſchen Kriegen. Aermel und Beinkleider waren bunt und bauſchig, voll Schlitze und Bänder und auf dem rechten Ohre lag leicht und trotzig der weite runde Hut mit den langen, auf die Schulter hinunterwallenden Federn.

So gelangte der Zug nach Ibachs Hütten und Brücken. Dort, wo der Muotaſtrom aus den hohen Ufern des rauhen Waldthals hervorrauſcht, im Angeſichte der herrlichen Alpen und im Schatten uralter Bäume — dort ſtanden die Bänke des ſtufenweiſe ſich erhebenden Kreiſes, welchen man den „Landsgemeindering" nennt. Auf der innerſten Bank ſetzten ſich die Räthe und Geiſtlichen. Der regierende Landammann Gilg Reichmut trat nebſt dem erſten Landſchreiber und zwei Standesdienern vor den in der Mitte des Kreiſes aufgeſtellten Tiſch, auf welchem ein Schreibzeug, die Geſetzbücher und Protokolle, der rothe Beutel von Sammt und das große richterliche Schwert zu ſchauen waren. Stolz flatterte im Winde die aufgeſteckte, mit dem weißen Kreuze verzierte rothe Fahne. Im Sonnenſtrahle glänzten die mit Silber beſchlagenen Landeshörner auf einer Trommel neben dem Tiſche. Die Weibel beſtiegen eine über dem Ring erhabene Bank und die freien Mannen von Schwyz, deren Jeder ein Schwert an der Seite trug, ſtanden in mancherlei Gruppen um die kreisförmige Bühne, bis der Großweibel mit lauter Stimme rief: „Was Räth' und Landleut' ſind, ſechszehn Jahre alt und d'rüber, die ſollen zuſammen ſtehen an den Ring und zwar bei ihrem Eid." Jetzt eröffnet Landammann Gilg Reichmuth die Verhandlungen des Tages mit einer kurzen Rede.

Das Jahr 1308 iſt bekanntlich ein merkwürdiges Jahr in den Annalen der Schweizergeſchichte, weil die drei Urſtände am erſten Morgen desſelben die tyranniſchen Vögte vertrieben, welche König Albrecht in das Gebirg geſchickt hatte, um die reichsfreien Bewohner der Waldſtätte zu öſterreichiſchen Unterthanen zu machen. Auf dieſes Ereigniß gezog ſich daher auch die Rede des regierenden Landammanns.

„Liebe, getreue Mitlandleute!" ſo ſprach er, „die Zeiten unſerer Drangſale ſind vorüber, das Joch, das Albrecht von Oeſterreich

den Waldſtätten hat auflegen wollen, iſt gebrochen. Kein Vogt haust mehr in den drei Ländern. Beringer von Landenberg iſt entflohen und hat Urfehde geſchworen. Wolfenſchieß hat unter Baumgartens Art, Geßler durch Tells Geſchoß den Lohn erhalten, welcher dem Tyrannen gebührt, der, alle göttlichen und menſchlichen Rechte verkehrend, ſein Amt mißbraucht, um die Freiheiten des Volkes zu Boden zu treten, das er ſchützen ſollte im Namen des Kaiſers und des Reichs. Die Burgen Zwinguri und Rotzberg ſind zerſtört, in Trümmern liegen dort Küßnacht und Schwanau. Auf's neue haben Uri, Schwyz und Unterwalden der Väter alten Bund beſchworen, den unſchuldigen Bund, der keines Menſchen Rechte kränken will, der nichts begehrt, als die Beibehaltung der angeſtammten, durch die Briefe ſo vieler Herren und Kaiſer beſtätigten Freiheit dieſer Thäler. Hoffentlich wird König Albrecht, nachdem er unſern ernſten Willen erkannt hat, in ſich ſelber gehen und den Plan aufgeben, uns dem Reiche zu entfremden und mit ſeinen Erblanden zu vereinigen. Sollte er aber, wider Erwarten, auf ſeinen feindſeligen Abſichten gegen uns beharren, ſo wird er erfahren, daß die Söhne dieſer Berge Männer ſind, und daß wir das Schlachtſchwert eben ſo wohl zu führen wiſſen, als den Hirtenſtab."

Ein allgemein ausbrechender Jubel bewies, welchen Anklang das Wort des Redners bei ſeinen Zuhörern gefunden. Der Landammann ermahnte dann das Volk, die Verhandlungen nach alter Sitte mit frommem Gebete zu beginnen, trat einige Schritte zurück und kniete an den Stufen der Bühne nieder, auf welcher der Tiſch ſich befand. Alle Bürger folgten ſeinem Beiſpiele. In feierlicher Stille, mit entblößten Häuptern, lagen die Männer einige Augenblicke auf den Knien vor Dem, der Könige und Hirten aus demſelben Stoffe ſchuf — ein betendes, der Freiheit würdiges Volk. An ſein richterliches Schwert geſtützt gab hierauf Reichmut Rechenſchaft über den Gang der Staatsverwaltung im abgelaufenen Jahre, wobei er das Landesſiegel in ausgeſtreckter Hand hoch empor hielt und ſeine Mitbürger verſicherte, daß er dasſelbe nie anders gebraucht habe, als zum Wohle und zur Ehre des Landes. Er berief ſich wiederholt auf das Zeugniß der Rathsherren auf der innerſten Bank. Nachdem dieſes geſchehen, ſtellte er ſein Amt wieder zur Verfügung des freien

Volkes, legte sein Schwert zu den Gesetzbüchern und Protokollen und verließ den Tisch, indem er zu den Altlandammännern sich setzte.

„Wen schlaget Ihr vor?“ fragte der Landschreiber den Altlandammann Konrad Abyberg. „Da Herr Gilg Reichmut nur noch ein Jahr im Amte ist, so trage ich darauf an, daß, der Gewohnheit gemäß, Reichmut wieder bestätigt werde,“ antwortete Abyberg. „Ungewöhnliche Zeiten erfordern ungewöhnliche Maßregeln,“ schrie ein bleicher, hagerer Mann, es war Altlandammann Rudolf Reding, „ich schlage den Werner Stauffacher von Steinen vor. Dieser Mann hat sich in jüngster Zeit um die Befreiung unsers Vaterlandes so große Verdienste erworben, daß wir ihm die Würde eines Landammanns gar wohl anvertrauen dürfen; und zwar um so mehr, da unser Staatsschiff bei allfälligen Stürmen eines jungen und kräftigen Steuermannes bedarf. Denn es ist gewiß ein Irrthum, wenn man glaubt, mit der Vertreibung der Vögte sei nun Alles abgethan, die Gefahr ist noch nicht vorüber; Albrecht wird die Schmach nicht so leicht verschmerzen, als Mancher wähnt.“

Jetzt wurde zur Abstimmung geschritten; die Einen erhoben ihre Hände für Reichmut, die Andern für Stauffacher. Der Landschreiber wagte nicht auszusprechen, auf welcher Seite die größere Stimmenzahl sich befinde; eben so wenig die von der innern Bank herbeigerufenen Räthe. Sieben Male wogten die Hände des Volkes auf und nieder. Endlich entschied sich doch die Mehrheit der Versammlung für Gilg Reichmut. Dieser nahm den Platz vor dem Tische wieder ein und leistete dem Volke den Eid für treue Beobachtung der Verfassung und Gesetze. Hinwieder erhoben die Bürger ihre Schwörfinger und gelobten in feierlich dumpfem Tone Gehorsam dem Landammann und der Obrigkeit. Hierauf folgten die Wahlen der übrigen Beamten. Und als noch einige Vorschläge, die Werner Stauffacher zur Sicherung der wieder errungenen Freiheit machte, von der Landsgemeinde angenommen worden, löste sich die Versammlung auf. Wie die Regierung auf dem Platze erschienen war, verließ sie denselben auch wieder; und mit ihr begab sich alles Volk von Ibach nach Schwyz zurück.

2.

Der Freier.

Wir haben hier eine Landsgemeinde geſchildert, wie ſie mit wenig Abänderungen noch alljährlich in den ſchweizeriſchen Hochgebirgen gehalten wird. Das Urtheil über den Werth oder Unwerth dieſer Staatseinrichtung muß verſchieden lauten, je nachdem man dieſelbe mehr aus politiſchem oder mehr aus dichteriſchem Standpunkte in's Auge faßt. Daß die Bürger in Maſſe nicht Kenntniſſe genug beſitzen, um über Geſetze mit gehöriger Umſicht abſprechen zu können; daß eine reine Demokratie nur für ganz kleine Staaten, wo die Intereſſen nicht ſehr verwickelt ſind, angehe; daß ſie auch hier die Volksbildung nicht ſonderlich fördere und unter dem Aushängeſchild der Freiheit nicht ſelten das willkürliche Regiment geiſtlicher und weltlicher Magnaten begünſtige — das iſt der Vorwurf, den der Politiker der Landsgemeinde macht, und die Geſchichte unterſtützt ſeine Behauptung mit hinreichenden Belegen. Von dichteriſchem Standpunkte aus betrachtet hat hingegen dieſe ehrwürdige, altgermaniſche Einrichtung unſtreitig viel Anziehendes. Wer wollte einem Hirtenvölklein nicht gut ſein, das, eingeſchloſſen in ſeine Berge, unbekümmert um die Händel der Welt, ſich ſo friedlich in die Staatsverwaltung theilt, daß es alljährlich ſeine Obrigkeit ſich ſelber gibt, und dann der Obrigkeit und dem von der Mehrheit gebilligten Geſetze freiwillig Gehorſam ſchwört und Gehorſam leiſtet? Ein Blick auf die Ketten des Ehrgeizes und der Herrſchſucht, in welchen ſo viele Völker ſchmachten und — wer muß ſich nicht darüber freuen, daß die Landsgemeinde in den ſchweizeriſchen Bergen einen Zufluchtsort fand, dieſe Staatsform, die in allen Mitgliedern des Gemeinweſens die menſchliche Würde ſo ſchön und ſo rückſichtslos anerkennt? Es iſt daher begreiflich, daß bei einem ſolchen Feſte die Alpenbewohner ſich fühlen; ja daß ſelbſt Fremde, die ſich für die eigene Heimat eine Landsgemeinde keineswegs wünſchen, dieſem merkwürdigen Schauſpiele doch mit großer Theilnahme beizuwohnen pflegen. Das war nun auch im Jahre 1308 der Fall. Nicht nur die Hirten von Schwyz hatten ſich zahlreicher in Ibach eingefunden, als es unter dem Drucke

der Vögte in den letzten Jahren geschehen war, sondern auch viele Landleute und Ritter von Zug, Zürich und Rappersweil her.

Das Schwert an der Seite, mit stolzem Blicke und trotziger Haltung, kehrten die Männer von Zbach zurück. In gemessenem Tone besprachen die ältern Bürger sich über die Geschäfte des Tages und über das Glück der wieder gewonnenen Freiheit. Freudig schwenkten die Jünglinge den Hut mit dem Blumenstrauß, den irgend ein hübsches Mädchen am Morgen ihnen geschenkt hatte. Lustig jodelten und zaureten sie durcheinander und der Herdenreihen wiederhallte, vielfach sich brechend in den Felsen am rauschenden Strom. Mancher Senne hielt still bei den überall aufgeschlagenen Buden, um ein paar Butterbrode oder Honigkuchen einzukaufen zum Geschenke, oder wie es in der Sprache des Gebirges heißt, „zum Landsgemeindekram" für das Mädchen, das ihm den Hut mit Blumen geschmückt hatte.

Unter der heimkehrenden Menge bemerkte man auch einen Jüngling, dem der Bart noch spärlich um das spitze Kinn sich kräuste. Kräftiger jedoch, als man es hätte erwarten sollen, zügelte der junge Mann seinen ungeduldigen Schimmel, um gleichen Schritt zu halten mit den Fußgängern, die nicht immer geneigt schienen, dem fremden Herrn auszuweichen. Obgleich er die Leute freundlich grüßte, so wurde doch sein Gruß selten erwiedert. „Was will Der an der Landsgemeinde? ist der Junker wohl einer von Albrechts Spähern? Wenn wir das wüßten, würden wir ihm heimzünden." So sagten halblaut einige kecke Burschе mit mißtrauischem Blick und geballter Faust. „Lasset das gut sein!" versetzte ein alter Schiffer aus dem Dorfe Arth, „von dem Junker haben wir für unsere Freiheit nichts zu befürchten. Er ist aus der Nachbarschaft, sein Schloß kenn' ich wohl, es liegt bei Sankt Andreas, Zug gegenüber und heißt Hünenberg. Wollte Gott! es wären den Hirten im Gebirg alle Edelleute so gut, wie Heinrich von Hünenberg und Graf Werner von Homburg." Das Wort wirkte. Die Sennen griffen hurtig nach ihren Hüten, öffneten die Reihen, um dem Junker Platz zu machen; ja einer von ihnen fragte, ob er nicht die Kinnkette einhängen solle, welche am Gebiß des Pferdes losgegangen war. „Ich danke Dir, Freund," entgegnete Hünenberg, „es ist nicht nöthig, denn hier mache ich Halt."

Und ſo war es in der That. Gerade einige Schritte weiter ſtand dicht an der Heerſtraße ein großes, mit Sinnſprüchen, bunten Wappenſchildern und gemalten Fenſterſcheiben reich verziertes Haus. Da wohnte einer der erſten Vorgeſetzten des freien Volkes, Rudolf Reding ab Biberegg, der ſeiner Zeit vom Kaiſer Rudolf zum Ritter geſchlagen und von den Schwyzern ſechs Mal nacheinander zum Landammann gewählt worden war. Vor dieſem Hauſe hielt Hünenberg an, übergab den Schimmel einem Knechte und ſchritt die Treppe hinauf, indem er ſein Baret vom Haupte nahm, ſo daß die blonden Locken auf beide Schultern hinabfielen.

„Guten Abend!“ rief er einem hübſchen Mädchen zu, das ſeiner an der Thüre zu warten ſchien, einem Mädchen, dem das blumengeſchmückte Häubchen und das, rothe mit goldenen Spangen beſetzte Mieder ſammt der weißen, geſtickten Schürze ſo wohl ſtand, daß ein Fremdling, der Redings Tochter nicht kannte, ungewiß geweſen wäre, ob er eine reiche Alpenbeſitzerin, oder ein adeliches Fräulein vor ſich habe. Allein Heinrich war kein Fremdling im Hauſe des Altlandammanns. „Guten Abend, liebe Antonia,“ rief er und drückte der Jungfrau mit dem vollen Buſen und den runden weiſen Armen einen feurigen Kuß auf die roſige Wange.

„Ei! was?“ verſetzte Antonia, indem ſie mit dem Schlüſſelbund ſpielte, der ihr an einer ſilbernen Kette am Gürtel hing, „was? der Herr von Hünenberg iſt an der Landsgemeinde und läßt ſich erſt auf dem Rückwege in Redings Hauſe ſehen. Es iſt doch viel, daß der Herr nicht vollends vorbeigeritten iſt.“

„Nur nicht geſchmollt!“ ſprach der Jüngling, „nur nicht geſchmollt! Gerne wäre ich am Morgen ſchon bei dem Hauſe des Ritters und Altlandammanns Rudolf Reding von Biberegg abgeſtiegen; aber ich hatte meine guten Gründe, es nicht zu thun.“

„Und dieſe guten Gründe? darf ich Euer Gnaden bitten, ſie zu nennen?“ fiel Antonia ein.

„O ja! In dieſem Hauſe wohnt ein gewiſſes ſchnippiſches, aber ſehr ſchönes und leider! ſehr liebes Mädchen, von dem ich, wenn ich ein Mal da geweſen, mich ſo ungerne getrennt hätte, daß ich wahrſcheinlich von der Landsgemeinde nicht viel geſehen haben würde. Und doch wollte ich ſie heute nicht verſäumen. Daher kehre ich erſt

auf dem Rückwege an und zwar in der bestimmten Erwartung, einen tüchtigen Landsgemeindekram zu erhalten."

„Mit nichten, edler Herr! mit nichten! Man merkt wohl, daß der Herr von Hünenberg kein ächter Landsgemeindemann ist und daß er die Sitten der freien Schwyzer nicht kennt. Wer an der Landsgemeinde war, bringt dem ein schönes Geschenk, die zu Hause gaumten. So will's der Gebrauch."

„Und warum das? etwa zum Lohne dafür, daß sie, zumal wenn es Frauen sind, ihre Neugierde bezwangen, und das Gedränge nicht durch ihre Gegenwart vermehrten? oder die Augen der Männer vom Vaterlande ab und auf sich selbst zogen?"

„Ganz richtig, edler Herr! Euer Scharfsinn faßt die Sache aus dem gehörigen Gesichtspunkte auf."

„Gut, schon gut! mich will aber bedünken, ich habe heute eine gewisse Antonia gesehen, die sehr neugierig sein muß; denn sie hatte sich bis auf ein paar Schritte zum Landsgemeindestuhl vorgedrängt."

„So? Was die jungen Herren nicht Alles sehen! Sei's auch! Ich denke, das sei nicht Neugierde, sondern Vaterlandsliebe gewesen. Der freien Schwyzerin geziemt es, daß sie auch dabei sei, wenn die Männer sich über das Wohl des Landes berathen."

„Schon recht! aber wie steht es in einem solchen Fall um das Landsgemeindegeschenk."

„Wie es stehe, wenn beide an der Landsgemeinde gewesen, der Jüngling und die Jungfrau? O die Frage ist gar nicht schwierig — der Knabe hat das Geschenk zu machen."

„Woher weiß man das?"

„Das kann ich jetzt nicht gerade sagen. Doch wohl! — aus dem Landbuch. — Die Verfassung soll sich darüber ganz bestimmt aussprechen."

„Wirklich? ei der tausend! Was Euer Landbuch nicht Alles vermag! Je nun, ich werde mich den Gesetzen unterziehen müssen," sagte lachend der Jüngling, nahm dann einen kostbaren Ring von der Hand und steckte ihn an den Finger der Geliebten.

Er sollte das Pfand seiner Treue sein. Heinrich war bis jetzt zwar oft zu Antonia zur Kilt oder zur Spinne gegangen (ein Ausdruck, mit welchem die Gebirgsbewohner die zärtlichen Besuche be-

zeichnen, welche die Jünglinge der Auserwählten des Herzens zu machen pflegen); allein bis zu einem förmlichen Eheversprechen war es noch nicht gekommen. Der heutige Tag sollte sein Loos entscheiden. Nachdem er das Jawort von den Lippen des holden Mädchens weggeküßt, wollte er auch bei'm Vater Reding um Antonias Hand anhalten und zugleich den Tag der Trauung festsetzen. Rudolf Reding war noch auf dem Rathhause, wo, alter Uebung gemäß, eine Mahlzeit hätte stattfinden sollen, die aber um einige Stunden verschoben werden mußte, weil gerade nach Beendigung der Landsgemeinde Nachrichten eingelaufen waren, welche den Landammann nöthigten, eine Sitzung des Rathes zu veranstalten. Die übrigen Mitglieder sollen zwar später das Versäumte wieder eingebracht haben; allein Reding, der, seines geschwächten Magens wegen, solchen Schmausereien abhold war, benutzte die Gelegenheit, sich früher nach Hause zu begeben, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Obgleich Reding bei seiner Heimkunft dem Heinrich von Hünenberg treuherzig die Hand schüttelte, so entging doch des Vaters Verstimmung dem scharfen Blick der Tochter nicht. „Der Vater hat etwas auf dem Herzen," sagte sie; „entweder plagen ihn die Gichtschmerzen in den Füßen, weil er im feuchten Rasen sich verkältete, oder er zürnt darüber, daß unser Volk den Werner Stauffacher nicht zum Landammann wählte, sondern den Gilg Reichmut, der, nach des Vaters Meinung, in solchen Zeiten dem Platze nicht gewachsen ist." Hünenberg verstand den Wink nicht, der in diesen Worten lag, oder er wollte ihn nicht verstehen. Als daher Rudolf die warmen Socken und den bequmen Hausrock angezogen, und sich in dem weichgepolsterten Lehnstuhl niedergelassen hatte, faßte Heinrich seine Antonia, die etwas verschämt auf's Mieder niederblickte, bei der Hand und bat den Altlandammann um seinen väterlichen Segen. Beide hatten so sicher auf Gewährung der Bitte gerechnet, daß sie gleichsam aus den Wolken fielen, als der lange, hagere Mann, seine Fußschmerzen vergessend, blitzschnell aus dem Lehnstuhl auffuhr und das schreckliche Wort sprach:

„Was? Herr von Hünenberg! Ihr mein Eidam? und Antonia meine Frau? Nein, davon kann keine Rede sein."

„Und warum nicht?" fragte der Jüngling überrascht, „ich dächte

doch, meine Geburt, mein Vermögen und mein Betragen wäre von der Art, daß — daß"

„Daß ich Euch gar wohl meine Tochter zum Weibe geben dürfte?" ergänzte Reding, „und daß ich es vielleicht noch für eine große Ehre halten sollte, daß Ihr sie nehmt. Nicht wahr?"

„So unbescheiden will ich nicht sein," entgegnete der Jüngling. „Allein ich glaubte, die Absicht meiner wiederholten Besuche sei Euch kein Räthsel. Da Ihr mir also keinen Wink ertheilt, dieselben einzustellen, da Antonia meine Liebe mit Gegenliebe vergilt: so begreife ich allerdings nicht, welches Hinderniß unserer Vereinigung auf ein Mal in den Weg treten sollte."

„Vater, lieber Vater!" hob die Jungfrau schüchtern an, „Ihr waret doch meinem Heinrich immer gut und oft sagtet Ihr, ein Mädchen müsse sich keineswegs scheuen, Frau von Hünenberg zu werden."

„Es ist richtig," sprach der Vater, „so äußerte ich mich früher; und es mag auch jetzt noch gelten für Andere, aber für Reding's Tochter gilt es von heute an nicht mehr. Oder, wenn Du Dich nicht scheuen müßtest, diesem jungen Manne die Hand zu reichen, so darf wohl er Bedenken tragen, einen Unglücksvogel auf seine Burg zu führen, der vielleicht das Verderben herbeirufen würde auf ihn und sein ganzes Geschlecht."

„Ein Unglücksvogel? Gott im Himmel! was will das sagen?" fragte Antonia, fragte Hünenberg.

„Ich werde es Euch erklären," versetzte Reding, indem er seine lange, hagere Gestalt stolz aufrichtete — und mit leuchtendem Blicke und langsamem, feierlichen Tone nach dem Jüngling sich wandte. „Was meinet Ihr? Herr von Hünenberg! Wenn Ihr diese Antonia heirathet — wer wird dann wohl Euer Schwäher sein?"

„Sonderbare Frage! doch wohl Niemand anders, als der brave Rudolf Reding ab Biberegg, der vom Kaiser Rudolf mit der Ritterwürde und vom Schwyzervolke sechs Mal mit dem Landammannamte beehrt wurde."

„Der brave Rudolf Reding?" rief dieser mit bitterm Lachen. „Possen! Flausen! — Das sind vergangene Dinge — nein! junger Herr! Euer Schwäher wird der ehrlose Rebelle Reding sein, der

vielleicht in wenig Wochen am lichten Galgen baumelt, oder ſein Haupt durch das Schwert des öſterreichiſchen Henkers verliert! Ha, ha! Wie mundet das dem künftigen Eidam!?"

„Wehe! was ſprecht Ihr da?"

„Die reine Wahrheit — ja bei Sankt Meinrad — die bare, nackte Wahrheit. Ihr ſahet heute unſere Landsgemeinde, vermuthlich die letzte Landsgemeinde, die in unſern Bergen gehalten wurde. Wir meinten, ſie ſei das Auferſtehungsfeſt unſ'rer Freiheit. — Eitler Wahn. Wir haben den Vorabend ihres Unterganges gefeiert. Denn als wir uns eben auf dem Rathhauſe zu Tiſche ſetzen wollten, kam uns die Nachricht zu, daß Albrecht in den vordern Landen erſchienen ſei, uns mit Krieg zu überziehen, und daß er geſchworen habe, die Vertreibung ſeiner Vögte an den Waldſtätten furchtbar zu rächen."

„Das kann nicht ſein," erwiederte Hünenberg, „König Albrecht liegt ja in Böhmen und hat vollauf zu thun, wenn er ſeinen Plan ausführen und die Krone jenes Landes auf das Haupt ſeines Sohnes Friedrich ſetzen will. Der Anhang des Herzogs Heinrich von Kärnthen ſoll ſehr ſtark ſein."

„Albrecht iſt in Winterthur, ſag' ich Euch; und ſein Heer belagert im gegenwärtigen Augenblicke das Schloß Fürſtenſtein, das dem Herrn von Rotberg angehört, dem Dienſtmanne des Biſchofs von Baſel. Denn der König zürnt dem Biſchof um des Sißgau's willen, der durch Peter Eichſpalter käuflich an das Hochſtift gebracht wurde. Wir wiſſen das von ſicherer Hand; der Mann, welcher den Sißgau an das Hochſtift verkauft hat, unſer bewährte Freund, Graf Werner von Homburg, ſchickte uns heute einen Boten und ließ uns warnen, damit die Waldſtätte nicht unvorbereitet von Albrecht überfallen würden."

„Wohlan, es ſei," ſprach der Jüngling, „das Volk im Gebirg wird ſich auch des Königs zu entwehren wiſſen."

„Hoffentlich, hoffentlich!" entgegnete Reding mit ſchlauem Lächeln. „Der Kampf wird heißer werden, als Albrecht wähnt; die Hirten von Uri, Schwyz und Unterwalden werden einträchtiger handeln, als die Edeln von Oeſterreich, Steiermark und Krain. Ich ſelber will in den Reihen meines Volkes ſiegen oder ſterben.

Aber wie ſteht es mit Euch? Herr von Hünenberg! — wo wird Euer Poſten in dieſem Kampfe ſein?"

Hünenberg wurde bleich und ſchwieg.

„Ihr ſeid," fuhr Reding fort, „des Königs Dienſtmann."

„Um Vergebung! Ritter Landammann, eigentlich bin ich Dienſtmann des Herzogs Johann," wendete Heinrich mit beſcheidenem Tone ein.

„Was Herzog! das gilt gleich viel," entgegnete Reding. „Euer Herzog von Oeſterreich iſt noch minderjährig, oder wird, beſſer geſagt, von ſeinem Vormund, dem Könige, als minderjährig behandelt. Albrecht wird daher auch die Dienſtmannen ſeines Neffen Johann gegen die Waldſtätte aufbieten, und ſomit wird auf jeden Fall Euer Platz während dieſes Kampfes in den Reihen unſerer Feinde ſein. Folglich müſſet Ihr begreifen, daß unter ſolchen Umſtänden von einer Verlobung oder gar von einer Trauung keine Rede ſein kann. Die Eidgenoſſen bedürfen vielleicht meines Rathes und meiner Erfahrung im Kriegsweſen. Ich will ihr Mißtrauen nicht vorſätzlich dadurch gegen mich aufregen, daß ich am Vorabende des Kampfes meine Tochter einem Manne zum Weibe gebe, den Pflicht und Ehre unter des Feindes Fahne ruft. Uebrigens bin ich Das auch Euch ſchuldig, junger Mann. Das Loos der Schlachten iſt ungewiß und nicht immer begünſtigt der Sieg die gerechte Sache. Sollte die Vorſehung beſchloſſen haben, daß die Freiheit von meinem armen Vaterlande genommen werde, ſo will ich Euch nicht in meinen Untergang verwickeln. Dieſe Habsburger kenne ich — ſie werden im Falle des Sieges ſchreckliche Rache nehmen für die Verjagung der Vögte, zumal an den Häuptern des Aufſtandes. Die Tochter eines Rebellen ſoll nicht ſchmähliches Verderben bringen über Hünenberg und ſein Haus. Oder was ſagſt Du dazu, Antonia? Du kennſt nun die Lage der Dinge; komm', ſei Du ſelbſt Richterin zwiſchen mir und dieſem jungen Manne."

Antonia hatte ſich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen und weinend dem ganzen Geſpräche zugehört. Sie glaubte verſinken zu müſſen unter der Laſt des einbrechenden Unglücks. Die letzten Worte Redings aber gaben ihrem Herzen die verlorne Spannkraft wieder. „Der Vater hat Recht," ſagte ſie gefaßt, „Antonia ſoll Dir kein

Unglücksvogel sein. Lebe wohl! guter Heinrich! gehe, wohin Pflicht und Ehre Dich ruft.

Hünenberg suchte eine Antwort, aber er fand keine. Schweigend bot er dem Altlandammann die Hand und stieg, von der Tochter begleitet, die Treppe hinab. Erst als er ihr den Abschiedskuß gegeben und sich auf seinen Schimmel geschwungen hatte, sagte er: Ich weiß nun, was ich thun will. Ich reite über den Berg nach Alt-Rapperschwil, zum Grafen von Homburg. Der soll mir nähern Aufschluß geben. Ist dann wirklich das Hoflager in Winterthur, so verfüge ich mich vielleicht geraden Weges dorthin, um mit dem Herzog Johann selbst Rücksprache zu nehmen, was in der Sache zu thun sei.

3.

Schöne Herren und Frauen und eine alte Hexe.

Daß Hünenberg sich sträubte, eine Nachricht zu glauben, die, wenn sie sich bewährte, sein ganzes Lebensglück bedrohe — das ist sehr begreiflich. Indessen hatte die Sache selbst ihre volle Richtigkeit. König Albrecht war von Basel her über Rheinfelden, wo er seine Gemahlin Elisabetha zurück ließ, in den Thurgau gekommen. Er führte seinen Sohn, den Herzog Leopold, seine beiden Neffen, den Herzog Ludwig von Baiern, Herzog Johann von Oesterreich, die Churfürsten von Mainz, Trier und Köln, die Bischöfe von Straßburg und Speier, nebst vielen andern Herren und Rittern mit sich. König Albrecht bezog mit den vornehmern Gästen die alte Kiburg, während der größte Theil seines Gefolges nach Winterthur und auf die Burgen und Dörfer des benachbarten Dienstadels verlegt wurde. Natürlich ging bei diesem Anlasse auch das Schloß Wart nicht leer aus, das damals den Rebhügel schmückte, der Pfungen gegenüber auf der rechten Seite der Töß sich erhebt. Namentlich hatte Herzog Johann aus gewissen Gründen den Aufenthalt auf der Wart demjenigen auf der Kiburg vorgezogen.

An dem Tage, von welchem wir hier erzählen, saßen zwei Ritter in dem großen Saale des Schlosses Wart und spielten Schach. Der

Eine derselben, ein Mann von etwa dreißig Jahren, war Ritter Rudolf von Balm, der Schwager des Hausherrn. Sein Gegner war ein reichgekleideter Jüngling, dem aber das schwarze krause Haupthaar, der für sein Alter starke Schnurrbart und die braune Gesichtsfarbe einen hohen Grad von Männlichkeit verlieh. Finster runzelte er die Stirne, wenn Balm ihm eine Figur wegnahm und düster blitzten die wilden Augen unter den niedergezogenen Brauen hervor, um die Blößen des Feindes zu erspähen. Das war der Herzog Johann von Oesterreich. An seiner Seite stand ein Ritter, dem schon einzelne weiße Haare um Scheitel und Kinn sich zeigten, der Herr des Schlosses, Rudolf von Wart. Der beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit den Gang des Spiels.

Seine Gemahlin, Gertrud von Wart, nähte vorn im Erker an einem zierlichen Spitzkragen für ihren Eheherrn. Neben ihr strickte eine jüngere Dame, die Gattin des Freiherrn Walter von Eschenbach, an einem Kinderstrümpfchen. Wer die Dame näher in's Auge faßte, konnte leicht errathen, für wen sie stricke. Sie ließ einen Knäuel zu Boden fallen. Rasch hob Walter von Eschenbach, ein schöner, schlanker, junger Ritter ihn auf mit den Worten: „Ich will Dir zuvorkommen, weiß ich doch, daß das Bücken Dir sauer wird." Dann schlang er traulich seinen Arm um die Gattin, mit welcher er seit sieben Monden verehelicht war und fragte schäkernd: „Siehe, liebe Elisabetha! wie Frau Gertrud ihrem Eheherrn einen schönen Spitzkragen verfertigt. Arbeitest Du auch für mich? soll ich diese Strümpfe bekommen?" „Ja!" sagte die Freiherrin, „wenn Du recht thust und nicht wieder nach Böhmen ziehst." „Ich fürchte aber," entgegnete Walter, „sie werden viel zu klein." „Sei unbesorgt, sie lassen sich dehnen," erwiederte die Frau, ihm mit der Stricknadel auf die Finger schlagend.

In diesem Augenblick rief der Ritter Balm mit lauter Stimme: „Schach!" „Hat nichts zu bedeuten," versetzte sein Gegner am Spieltisch, „ich schiebe nur den Bauer vor." Sei es nun, daß Herzog Johann nicht so viele Uebung besaß, wie der Ritter, oder daß er mit etwelcher Zerstreutheit spielte, genug: er kam mit jedem Zuge stärker in die Klemme. „Schach vom Läufer! Schach von der Königin! Schach vom Springer!" rief Ritter Balm im Jubel des Sieges schnell nach-

einander. „Ich bin schachmatt," sprach der Herzog. „Weichet auf das schwarze Feld aus," rieth Rudolf von Wart. „Das geht nicht an," belehrte Balm seinen Schwager, „der feindliche König ist dem Herzoge überall im Wege." „So ist's!" entgegnete mit bitterm Lachen der Herzog. „Ihr habet wahr geredet, der feindliche König ist mir überall im Wege." Mit diesen Worten rüttelte der Jüngling die Figuren wild durcheinander, so daß etliche derselben zu Boden fielen; dann sprang er vom Sessel empor und schritt hastig das Zimmer auf und ab. „Wer hat es gewonnen?" fragte Frau Gertrud ihren Bruder. „Ihr müsset nicht fragen," sagte der Herzog, „Euer Bruder ist Sieger. Ich habe verloren, denn ich bin zum Verlieren in die Welt gekommen." Damit verließ er den Saal.

„Der Herzog scheint von sehr heftiger Gemüthsart zu sein," begann Frau Gertrud von Wart. Es lohnt sich wohl der Mühe, so darüber zu zürnen, daß er schachmatt geworden. Mit solchen Brauseköpfen sollte man nie spielen. Oder meint er etwa, der Andere sollte ihm zu Gefallen das Spiel verlieren, weil er Herzog ist."

„Man muß ihm ein Bischen Unmuth schon zu gut halten," fiel Frau von Eschenbach ein. „Seine Verwandten behandeln ihn darnach. Ich bin nur ein Weib, — aber an seiner Stelle würde ich meinen Groll nicht an armseligen Schachfiguren auslassen, sondern an den Menschen, die mich wie eine Schachfigur hin- und herschieben wollten."

„Brechen wir dieses Gespräch ab, ehe der Prinz wieder in's Zimmer tritt," sagte Frau Gertrud von Wart, ein paar zierlich in Elfenbein gebundene Bücher auf den Tisch legend. „Leset uns lieber etwas vor aus den Nibelungen, aus dem Parzival oder aus Lanzelot vom See."

„Getroffen!" rief mit Begeisterung der leidenschaftliche Freund altdeutscher Gedichte, Freiherr von Eschenbach — „getroffen! Frau Gertrud! Ihr reichet uns hier den rechten Balsam. Ueber den göttlichen Gesängen aus der Zeit der Hohenstaufen wollen wir die rechnende Prosa der Habsburger vergessen. Schauet einmal die Gemälde an, mit denen der Künstler dieses Buch schmückte! Welche Recken! welche Frauen! Was das für Gestalten sind, es wird einem bei ihrem Anblick recht ordentlich warm um's Herz. Das waren

noch Helden, die fochten für die Ehre, für der Minne Sold, für das heilige Grab; während wir heut zu Tage dem einäugigen Krämer dienen, der unsere Burgen uns für ein Sündengeld abdrückt und unser Blut vergeudet, um Kronen und Herzogshüte auf die Häupter seiner Söhne zu bringen. Damals galt ein Drache und ein schuftiger König gleich viel — ein wackerer Ritter kam und stieß beiden das Schwert in's Gekröse. Wohlan! was soll ich lesen? Siegfried's Tod? Der Chriemhild Rache?"

Eschenbach wandte sich mit dieser Frage theils an die Frauen, theils an den Herzog Johann, der wieder in den Saal getreten war. „Ich weiß nicht," antwortete dieser, „aber wenn mich meine Wahrnehmung nicht täuscht, so steht uns ein Besuch bevor."

Zu gleicher Zeit trat der Knecht Russaling in den Saal und flüsterte seinem Herrn, Rudolf von Wart, etwas in's Ohr. „Je! nun! es sei! sie mögen hereinkommen!" sagte laut der Herr von Wart.

„Wer ist es?" fragte Frau Gertrud. Als aber Wart antwortete: „die alte Elsbeth von Gäbistorf und ihre Tochter wollen der Gesellschaft eine kleine Unterhaltung geben," da schüttelte Gertrud das Haupt mit den Worten: „Sie sollen draußen bleiben! Wo denkst Du hin? Es stehen Beide in schlechtem Rufe. Die Tochter, heißt es, sei eine fahrende Dirne und von der Alten sagen sie noch viel schlimmere Dinge. Was will die böhmische Hexe auf unserer Burg?"

„Ha! noch Landskraft, wie ich merke," fiel der Herzog ein. „Bin auch ein halber Böhme, Frau Gertrud, und muß daher bitten, daß man meine Landsleute nicht so schnöde von der Thüre zurückweise."

Frau Gertrud, die in ihrem Eifer nicht daran gedacht hatte, daß des Herzogs Mutter eine Böhmin gewesen, kam nun durch Johanns Erinnerung einigermaßen außer Fassung und wollte etwas zu ihrer Entschuldigung sagen, als die Alte und ihre Tochter im Saale standen, vor den Rittern und Frauen mit tiefem Anstande sich verneigend. Die Mutter war ein großes Weib, das im dunkeln, faltenreichen Gewande, in der stolzen Haltung des Körpers und in der Feierlichkeit der Bewegungen einer Priesterin des Alterthums glich. In dem stechenden Blicke des wirren Auges lag etwas Wildes, Schwärmeri-

ſches, und aus den verzerrten Zügen des ehemals ſchönen, jetzt aber von der Sonne gebräunten, magern Geſichtes ſprach etwas Unheimliches, von dem man nicht recht wußte, ob man es für tiefen Seelenſchmerz oder für flammenden Haß nehmen ſollte. Die Stimme klang hohl und geiſterhaft und hatte, zumal beim Lachen, etwas Widerliches, Grauſenvolles. Elsbeth trug eine Violine und ſpielte dieſelbe mit Meiſterhand. Ganz anders war der Eindruck, welchen die junge Harfenſpielerin machte, die zugleich mit Elsbeth im Saale erſchienen war, und die man eine vollendete Schönheit nennen konnte. Sie hatte den langen, mit goldenen Blumen umſäumten Schleier zurückgeſchlagen. Weiße Perlenſchnüre umwanden das ſchwarze Haar, das in reichen Locken auf den Liliennacken hinab fiel. Das roſige, von einem himmelblauen Gürtel gehaltene Oberkleid ging nur bis an die Knie; die weißen Beinkleider aber reichten bis zu den zierlichen gelben Sandalen hinunter. Mit holder Sittſamkeit ſenkte ſie anfänglich das griechiſche Köpfchen mit den großen, glänzend ſchwarzen Augen zur Erde. Als aber die Mutter gebieteriſch den Fidelbogen erhoben, griff Roſa folgſam in die Saiten und öffnete nach einigen Präludien den karmoiſinrothen, kleinen Mund, aus dem die Zähne glänzten, wie Elfenbein. Sie ſang folgendes Lied:

Ohne Freude, ohne Ruh?
Mädchen, was weineſt Du?

Mein Vater war ein tapferes Herz,
Sein Helm war Gold, ſein Kleid war Erz; —
Und als die Kriegsdromete klang,
Der Held ſich auf ſein Schlachtroß ſchwang,
Ließ Weib und Kind alleine —
Siehſt, Ritter, Du jetzt, was ich weine?

Ohne Freude, ohne Ruh?
Mädchen, was weineſt Du?

Die Feinde wogten hin und her —
Mein Vater ſtand — ein Fels im Meer —
Da blitzt es aus Verräthers Hand,
Und ſterbend lag der Held im Sand. —

Zur Waiſe ward die Kleine —
Siehſt, Ritter, Du jetzt, was ich weine?

Ohne Freude, ohne Ruh?
Mädchen, was weineſt Du?

Weit weg von meines Vaters Grab
Führt Armuth uns am Wanderſtab.
Auf unſern Burgen ſchmaust und lacht
Der Mörder, der uns arm gemacht.
So geht es heut zu Tage —
Siehſt, Ritter, Du jetzt, was ich klage?

Roſa ſang das Lied mit unausſprechlicher Anmuth, ſo daß nicht nur den beiden Edelfrauen, ſondern auch dem Herzog Johann die Thränen in den Augen glänzten. „Ein ſchönes Lied!“ begann Eſchenbach, „bei Gott, ein ſchönes Lied! Wer iſt der Dichter? und wem gilt es?“ — „Fraget nicht,“ unterbrach ihn der Herzog, „wer mit ſolchem Ausdrucke ſingt, beklagt nicht fremdes Geſchick, ſondern weiß aus eigener Erfahrung, was es heißt: Waiſe ſein.“ Dann wandte er ſich an Roſa mit den Worten: „Dein Schickſal geht mir zu Herzen. — Wer war Dein Vater? Wo iſt er gefallen? Und wer iſt der Schurke, der ihn des Lebens und Euch des Eigenthums beraubte?“ Das Mädchen verneigte ſich ehrfurchtsvoll, legte den Zeigefinger auf den Mund und deutete mit der Hand nach der Mutter. Dieſe hatte inzwiſchen einen Teller genommen und war, bei den übrigen Gäſten, die ihr umſonſt ihre Gaben anboten, ſtolz vorüberſchreitend, zum Prinzen hingetreten, der ihr ein Goldſtück in den Teller legte. „Deine Tochter hat mich an Dich gewieſen,“ ſprach Johann, „wohlan! wer biſt Du und welches Mißgeſchick hat Dich betroffen?“ Elsbeth nahm mit ihren langen, magern Händen das Goldſtück und gab es der Tochter, indem ſie den Teller wieder auf den Tiſch ſtellte. Dann richtete ſie ſich hoch empor und ſagte: „Elsbeth von Gäbiſtorf erzählt nie von den Schickſalen, die ſie ſelber betroffen in den Tagen, die vergangen ſind; aber ſie verkündet Andern die Schickſale, die ihrer warten im dunkeln Schooße kommender Zeiten.“ Damit wollte ſie der Frau Gertrud die Hand faſſen, dieſe aber zog dieſelbe ſchaudernd zurück und ſprach: „Kannſt Du meines Almoſens entbehren,

ſo bedarf ich auch Deiner Weisheit nicht.“ Die Alte aber entgegnete: „Viel Kreuz um den Lebensfaden, viel Kreuz! Doch wird der Schuh Dich am meiſten drücken, wenn Du Deinen Mann daraus tränkeſt.“ Freundlicher begrüßte ſie die Frau Eliſabetha von Eſchenbach, in welcher ſie eine Ahnfrau von Fürſten erblicken wollte. Zum Herzog Johann aber ſagte ſie:

„Jüngling mit dem Herzogshut,
König-blut für Königsblut —
Nicht länger ein Unterjochter —
Denn des Muthes Lohn
Iſt des Königs Tochter,
Iſt des Königs Thron.“

Jetzt hielten ihr auch Balm und Eſchenbach die Hände hin. Die Wahrſagerin aber rief: „Blut! Blut!“ lachte wild, griff nach der Geige, ſpielte einen ſtürmiſchen Walzer und verließ mit dem holden Röschen raſch den Saal.

4.

Es kommen noch mehr Gäſte.

Obgleich die Vorſehung uns verbirgt, was der morgende Tag uns bringen wird, und obgleich es gut iſt für unſere Ruhe und für unſere Thätigkeit, daß ſie uns dieſes verbarg, ſo fanden ſich doch immer Menſchen, die den Schleier gerne gelüftet hätten, und ſelten fehlte es Denen an Gläubigen, welche behaupteten, ſie beſäßen die große Kunſt, das dunkle Buch der Zukunft zu entziffern. Indeſſen war es von jeher ein ſehr mißliches Handwerk um das Handwerk eines Propheten. Am ſicherſten gingen immer Diejenigen, welche das Ereigniß erſt weiſſagten, nachdem dasſelbe ſchon eingetroffen war (was, beiläufig bemerkt, häufiger geſchah, als mancher Gelehrte ſich vorſtellt). Wer das Ereigniß nicht abwarten wollte, der mußte gewöhnlich ſeine Orakelſprüche ſo dunkel und zweideutig abfaſſen, daß ſie ſich auf das Mißlingen eben ſo wohl anwenden ließen, wie auf das Gelingen. Auch die Alte von Gäbiſtorf ſcheint dieſe Kunſt

einigermaßen verſtanden zu haben Am weitläufigſten hatte ſie dem Herzoge geweiſſagt, und doch wußte Niemand, was ſie eigentlich damit gewollt. Daß ſie ihm eine Königstochter und einen Königsthron verheißen habe, — darüber waren Alle einig, wo aber derſelbe zu gewinnen ſei, ob in deutſchen oder in welſchen Landen, ob in Böhmen oder in Ungarn, das war eine andere Frage. „Auf jeden Fall muß es da etwa ein ritterliches Abenteuer zu beſtehen geben, und da werden wir auch dabei ſein," rief Eſchenbach. „Das verſteht ſich," fügte Balm hinzu, „und zwar um ſo mehr, da für Euere Nachkommenſchaft ein Fürſtenhut im Hintergrunde hängt." „Allerdings hängt er im Hintergrunde," erwiederte Frau von Eſchenbach; „denn die Seherin ließ es ungewiß, ob die Fürſtenwürde in hundert oder in tauſend Jahren kommen werde." „Mir aber prophezeite das Weib Unglück," nahm Frau Gertrud das Wort, „vermuthlich darum, weil ſie meine Abneigung gegen ihre finſtern Künſte ſah. Das mag denn auch lehren, was von dem ganzen Gaukelſpiel zu halten iſt. Dürfte ich daher wohl vorhin dem Mädchen Unrecht gethan haben, das von beſſerm Schlage zu ſein ſcheint, als ſeine Mutter, ſo wollte ich doch jetzo noch, mein Mann hätte ſie nicht in unſer Haus hineingelaſſen; denn Leute, die ſolcherlei ſündhafte Gewerbe treiben, bringen kein Glück, wohin ſie immer kommen." „Sei nur nicht böſe, liebe Gertrud!" verſetzte Rudolf von Wart. „Bin ich ja doch hinreichend für meinen Vorwitz beſtraft. Daß ich, daß alle Männer unter dem Pantoffel der Weiber ſtehen, das wußte ich längſt, allein jetzt kommt die verdammte Hexe und verkündet mir, ich müſſe noch aus Deinem Schuh trinken. Das iſt denn doch gar zu arg." Dieſer Einfall erregte ein ſchallendes Gelächter; denn damit war ein Thema auf die Bahn gebracht, das wahrſcheinlich weiter erörtert worden wäre, wenn der Pförtner nicht zwei neue Gäſte gemeldet hätte, die ſogleich in den Saal traten, wo ſie als Freunde bewillkomnt wurden.

Den Einen derſelben kennen meine Leſer ſchon, es war Antonia's Geliebter, der edle Heinrich von Hünenberg. Wir müſſen daher ſeinen Gefährten, einen kleinen, aber kräftig gebauten Mann in ſchwarzer Rüſtung dem Leſer etwas näher zeichnen. Der raſche Gang desſelben, der keck aufgeworfene Kopf, das kurze, ſchwarze Haar, die hohe, breite Stirne, die großen, feurigen Augen, die Vertiefung

zwiſchen der Stirne und der vorſpringenden Naſe und vor Allem der kleine, dünne, in der Mitte etwas aufwärts gezogene Mund — das verrieth in dem neuen Ankömmling ſogleich den trotzigen, nach ungewöhnlichen Dingen ſtrebenden Geiſt. Hünenbergs Begleiter war nämlich der Graf Werner von Homburg, neben dem Abte Heinrich von St. Gallen der einzige Edelmann, der es gewagt hatte, Albrechts Vergrößerungsplanen in den obern Landen einen Damm entgegen zu ſtellen. Denn als dieſer ihn fragen ließ, was er ihm bezahlen müſſe für die March und das Wäggithal, antwortete der Graf ſtolz: „Mein Vater iſt zwar in des Königs Dienſte gefallen, und ich bin dadurch arm geworden; gleichwohl iſt mir das Erbe meiner Ahnen nicht um Geld feil.“ Zudem unterrichtete er den Landammann Rudolf Reding von Schwyz, daß König Albrecht mit dem verderblichen Plane umgehe, die Waldſtätte vom Reiche loszureißen und an das Haus Oeſterreich zu bringen. Auf ſeinen Rath hin lehnten Uri, Schwyz und Unterwalden einmüthig den dargebotenen Schirm Oeſterreichs ab. Ja, es kam ſogar ein Bündniß zu Stande zwiſchen dem Grafen und den drei Ländern, durch welches ſie ſich auf zehn Jahre gegenſeitigen Schutz zuſicherten. Und als Werner von den öſterreichiſchen Unterthanen im Gaſterlande geſchädigt wurde, ohne Genugthuung erhalten zu können, ſo rief er ſeine Freunde, die Hirten im Gebirg, und rächte mit ihrer Hülfe die erlittene Beleidigung durch Feuer und Schwert. Allerdings warf nun der König das ganze Gewicht ſeines Haſſes auf den Grafen Werner. Aber das beugte dieſen nicht, es machte ihn im Gegentheil nur trotziger. Zwar verkaufte er jetzt ſein Stammſchloß Homburg, die Stadt Lieſtal und die Landgrafſchaft Sißgau, allein nicht an den König Albrecht, der darnach gelüſtete, ſondern an den Feind Albrechts, an den Biſchof Peter Eichſpalter von Baſel.

Das war der Mann, der zugleich mit dem blondlockigen Jüngling in den Saal eintrat. Er kam eben von ſeinem Schloſſe Alt-Rapperswil her, wo Hünenberg den Grafen aufgeſucht hatte. „Siehe da! unſer Vetter, den Grafen von Homburg!“ rief Eſchenbach. „Willkommen, Ihr Herren!“ tönte es von allen Seiten. Frau Gertrud füllte alsbald die Humpen mit Neftenbacher und Veltheimer. Die Männer widerſtanden der gaſtlichen Einladung nicht lange, ſie ſtießen

grüßend die Becher zuſammen und ſetzten ſich traulich an den mit einer großen Schieferplatte verſehenen Tiſch.

„Brav, recht brav," begann der Hauswirth Rudolf, „daß Ihr Euern alten Bekannten auf der Wart wieder beſuchet. Es iſt ſchon lange her, daß wir uns geſehen haben."

„Kein Wunder!" verſetzte der Graf, „Ihr habet Euch ſeit Jahr und Tag in Böhmen herumgeſchlagen, um eine Krone für den jungen Friederich zu erobern. Ich aber überließ dieſe Ehre meinem Bruder Johannes. Bin zwar auch gerne dabei, wenn die Schwerter raſſeln, dieſes Mal aber focht mich die Sache wenig an, ich fühlte keinen Beruf, dem Sohne eine Krone zu erwerben, da ich ohnehin zu viel habe an derjenigen, die der Vater trägt. Der Prinz da wird mir meine Freimüthigkeit nicht übel nehmen."

„Schwerlich!" entgegnete Johann mit Lachen.

„Der Graf iſt immer noch der alte Schalk," fiel Ritter Balm ein. Aber ſaget doch, Homburg, wo habt Ihr auch hingedacht? das war ja ein verteufelter Einfall, dem König den Verkauf der Güter abſchlagen und ſie dann an das Hochſtift Baſel zu verkaufen."

Hm! ich fand, der König habe ſchon mehr, als ihm gebührt, man dürfe dem geiſtlichen Herrn wohl auch etwas zukommen laſſen. Freilich muß ich jetzt meine Vorliebe für die geiſtlichen Herren hart büßen. Denn der König zwingt die Aebte von Reichenau, Einſiedeln, St. Gallen und Pfäfers, daß ſie mir die Beſitzungen aufkünden, die ich von ihren Gotteshäuſern zu Lehen trage, obgleich ſie Erblehen ſind."

„Und die Aebte — willfahren die dem Könige?" fragte Wart.

„Alle," lautete die Antwort, „alle bis auf den Abt Heinrich von St. Gallen. Dieſer wies die ungerechte Zumuthung zurück mit den Worten: „Homburg hat ſein Erblehen nicht verwirkt, er iſt mein Dienſtmann und bleibt mein Dienſtmann. Darum werde ich morgen mit dem Abte an den Hof fahren und dem König erklären, daß ich auch die Erblehen der übrigen Gotteshäuſer nicht abtrete, ſondern Recht biete auf die Fürſten und Stände des Reichs."

Dieſer Vorſatz erhielt die einmüthige Billigung der auf dem Schloſſe Wart anweſenden Gäſte. Denn das Lehensſyſtem war im Mittelalter das heilige Band, das Kaiſer und Reich umſchlang; es

war die große Grundidee, welche alle Lebensverhältnisse vom Palaste bis zur Bauernhütte hinab festsetzte und in sinniger Wechselwirkung hier den Kleinen dem Großen, dort den Großen dem Kleinen unterordnete, so daß daraus ein zwar wundersames, aber dennoch schönes Staatsgebäude entstand. Raumer vergleicht dieses Gebäude treffend mit einer Piramide, die sich in der Kaiserwürde, als in ihrer letzten Spitze, verlor. Von der Willkürherrschaft neuerer Zeiten hatte man in jenen Jahrhunderten keinen Begriff. Daher fanden auch die Ritter auf dem Schlosse Wart, der Kaiser müsse die Vorschriften und Uebungen des Lehnwesens eben sowohl beobachten, als der ärmste Edelmann, oder die gesellschaftliche Einrichtung des römischen Reiches werde in ihren innersten Grundvesten erschüttert.

„Wisset Ihr," fragte Herzog Johann, „womit Ihr den König am meisten erbittert habt?"

„Ich kann es mir wohl vorstellen," lachte Homburg. „Albrecht meint, ich habe die Hand dabei im Spiele gehabt, als die Hirten im Gebirg den Schirm des Hauses Oesterreich von sich ablehnten und nachher den Landenberg und Geßler verjagten. Je nun! einen guten Rath sind diese Leute immer noch werth. Daß sie meiner Großmutter zu Hilfe eilten, als man sie von ihrem Eigenthume vertreiben wollte, ist ja männiglich bekannt, und daß sie auch heut zu Tage noch aufrichtige Nachbarschaft zu schätzen wissen — das haben sie jüngst in der Fehde mit dem Gasterlande bewiesen."

„Ist es wirklich wahr, daß König Albrecht die drei Länder mit Krieg überziehen will?" nahm der Jüngling Hünenberg das Wort, der bis jetzt ein bescheidenes Stillschweigen beobachtet hatte.

„Darüber waltet wohl kein Zweifel mehr," antwortete Eschenbach. „Der König geht, wie mich der Churfürst von Mainz versicherte, mit dem Gedanken um, ein Beispiel der Strenge zu üben gegen die Rebellen."

„Rebellen?" sagte Hünenberg, „sind das Rebellen, die nichts verlangen, als daß man sie bei ihrem Rechte und bei ihrer Freiheit lasse?"

„Mein Oheim," erwiederte Herzog Johann bitter, „ehrt das Recht und die Freiheit nur an einem einzigen Menschen und der ist — er selbst. Alle Andern gelten ihm für Rebellen und Verbrecher, wenn sie seiner Herrschsucht und Habsucht in den Weg treten."

„Und also sollen wir den Krieg in diese friedlichen Thäler tragen? sollen wir Hand bieten zur Unterdrückung unserer treuen Freunde und Nachbarn?"

„Was ist da zu machen?" fragte Wart und Balm mit Achselzucken.

„Das wäre ein Selbstmord," rief Homburg. Täuschet Euch nicht, Ihr Herren! Diese Hirtenländer sind der letzte Zufluchtsort der Freiheit, sind der letzte Damm gegen die einbrechende Tyrannei. Seht Ihr thatenlos zu, wie die Eidgenossen im Verzweiflungskampfe gegen Albrecht untergehen: so unterzeichnet Ihr selbst Euer Todesurtheil, so lasset Ihr eine Kette schmieden, von der kein Sterblicher Euch befreien wird, eine ewige Kette für Kinder und Kindeskinder."

Die Ritter wurden alle von der Wahrheit dieser Worte ergriffen und schwiegen erschüttert.

„Beugt Euch immerhin," fuhr Homburg fort, „ich werde mich nicht beugen. Rückt des Königs Heer in den Alpen ein, so soll man an der Spitze der Gebirgsbewohner einen Grafen sehen — den Grafen Werner von Homburg. Unser Bündniß ist für zehn Jahre geschlossen. Noch kennt Albrecht mich und diese Sennen nicht; — aber er soll uns kennen lernen — dafür bürg' ich Euch."

„Glücklich, wer in den Reihen eines freien Volkes fechten darf! Aber wir?" — seufzte Hünenberg.

„Wir müssen", entgegnete Eschenbach, „für eine Sache bluten, die unser Herz verflucht."

„Ihr müsset nicht, wenn Ihr nicht wollet —" sprach Homburg.

„Welches Mittel haben wir, Albrechts Zumuthung zurück zu weisen?" fragte der Freiherr.

„Keines, durchaus keines," rief Balm. „Zeiget uns ein solches Mittel, Herr Graf, und Ihr sollet unser Heiland sein! Ihr schweiget? Nicht wahr, es ergeht Euch wie uns? Ihr suchet umsonst."

Wirklich schwieg Graf Homburg einige Augenblicke, indem er lauernd seine feurigen Blicke bald auf den Rittern, bald auf dem Prinzen ruhen ließ. Endlich sagte er: „Euer Heiland sitzt in Eurer Mitte; da, dieser edle Jüngling da — Herzog Johann — kann Euch helfen. Wendet Euch an den Herzog!"

„Ich?“ schrie der Herzog, „da kommt Ihr zu dem unrechten Manne! Ich? der Knabe, den Albrecht, den die ganze königliche Familie wie ein uneheliches Kind, wie einen blödsinnigen Thoren behandelt? Graf! das ist Scherz, übel angebrachter Scherz.“

„Nein! Herzog! das ist Ernst, aufrichtiger Ernst. Tretet aus diesem unwürdigen Verhältnisse. Ihr seid zwanzig Jahre alt, seid mündig — reitet morgen nach Kiburg, sprechet zum Könige einmal ein mannliches Wort; sprechet: Meine Kindheit ist vorüber, ich verlange meine vom Vater ererbten Länder zurück zu eigener Verwaltung, Das einzige Wort macht Euch und die Ritter da frei; denn diese sind nicht Albrechts, sie sind eigentlich Euere Dienstmannen.“

Also redete Graf Werner von Homburg und Heinrich von Hünenberg unterstützte ihn mit all' dem Feuer, das die Erinnerung an Antonia dem liebenden Jüngling verlieh. Auch Eschenbach, Balm und Wart wünschten zu sehr von Albrechts trauriger, habsüchtiger Herrschsucht erlöst zu werden, als daß ihnen der dargebotene Weg nicht äußerst willkommen hätte sein müssen. Daher veranlaßte Werners Vorschlag eine lebhafte Besprechung, die tief in die Nacht andauerte.

5.

Hindernisse, Wehmuth und Narrheit.

Am folgenden Morgen ritt Herzog Johann ziemlich frühe nach dem Schlosse Multberg hinüber, wo Jakob von Wart wohnte, der Bruder des Ritters Rudolf von Wart. Konrad von Tägerfeld, der Erzieher des Herzogs, hatte nämlich bei seinem alten Freunde Jakob seine Herberge genommen, während der Herzog mit seinen jüngern Waffengefährten, Eschenbach und Balm, auf der Wart übernachtete. Ehe wir dem Leser sagen, was den Jüngling so frühe zu seinem Lehrer hintrieb, müssen wir die Verhältnisse des Prinzen etwas näher beleuchten.

Johann war der Enkel des römischen Königs Rudolf und der einzige Sohn des Herzogs Rudolf von Oesterreich und Steier-

mark und der Prinzessin Agnes von Böhmen. Schon vor der Geburt hatte Johann seinen Vater durch den Tod verloren, und als siebenjähriger Knabe sah er seine Mutter, eine Tochter Ottokars, zu Grabe tragen (17. Mai 1296). Zwar nahm der Bruder der Letztern, der König Wenzeslaus, sich des Waisen väterlich an und ließ ihn am böhmischen Hofe sorgfältig erziehen, was Johann ihm mit kindlicher Liebe vergalt. Allein dieses Verhältniß, das unstreitig für die spätere Bestimmung des Herzogs von vortheilhaftem Einflusse hätte sein müssen, blieb nicht lange unangefochten. Die Spannung, die zwischen dem Könige Wenzeslaus und seinem Schwager, dem Könige Albrecht, bald nachdem dieser den deutschen Thron bestiegen hatte, eintrat, gab Veranlassung, daß Albrecht sein Vormundschaftsrecht geltend machte und seines Bruders Sohn vom böhmischen Hofe abrief. Mit blutendem Herzen riß Johann aus den Armen des Königs Wenzeslaus sich los, der im Vorgefühle seines frühen Todes den dreizehnjährigen Knaben mit den besten Segenswünschen entließ. Der Erzbischof Peter Eichspalter von Mainz, welcher als böhmischer Kanzler den Prinzen nach Wien begleitete, hatte alle Mühe, den jungen Brausekopf dahin zu vermögen, daß er nicht gleich bei der ersten Zusammenkunft dem römischen Könige erkläre, er sei ein Tyrann, da er ihn von dem Manne trenne, der ihm ein zweiter Vater geworden. Johann kam also mit einer entschieden feindseligen Stimmung an den Hof Albrechts, worauf wir den Leser aufmerksam machen, damit er den Schlüssel habe zu der spätern Handlungsweise des Herzogs.

Allerdings war Albrecht eben so wohl der Oheim, wie Wenzeslaus, und in Johann's Adern mischte sich das Blut der alten Böhmenkönige mit demjenigen der Habsburger. Allein die Erziehung ist stärker, als das Blut. Johann fühlte sich als Ottokars Enkel und als Wenzeslaus Neffe und haßte mit dem ganzen Grimme einer unterdrückten Partei die habsburgischen Emporkömmlinge, und vor Allem den ländersüchtigen, mit dem Blute Adolfs befleckten König Albrecht. Da indessen der Jüngling viel natürlichen Verstand und trotz seiner Heftigkeit kein böses Herz besaß, so hätte er diese einseitige Richtung, die mit seiner politischen Stellung ganz im Widerspruche lag, vielleicht allmälig verloren, wenn ihm in Wien eine zweck-

mäßige Behandlung zu Theil geworden wäre. Aber gerade da fehlte es. Albrecht war nicht dazu gemacht, Herzen zu gewinnen, zumal wenn es ſich um das Gemüth eines hochfahrenden, von Vorurtheilen bereits eingenommenen Jünglings handelte. Ja auch die übrigen Glieder des habsburgiſchen Hauſes ließen bald auf die Artigkeiten des erſten Empfanges eine Kälte folgen, welche den Herzog auf den Gedanken führte, der Vetter aus Böhmenland ſei nicht bloß ein Fremder am Wiener Hofe, ſondern etwas viel Schlimmeres, ein Verwandter, den man ungerne ſehe, weil er gerechte Anſprüche auf Ländereien beſitze, nach denen Albrecht und ſeine Söhne ſelber die gierigen Hände ausſtrecken. Den deutlichſten Beweis für dieſe niederſchlagende Anſicht erhielt er, als Wenzeslaus an der Auszehrung ſtarb und ſein Sohn bald nachher auf eine ſehr räthſelhafte Weiſe ermordet wurde. Wollte Albrecht den Herzog Heinrich von Kärnthen nicht anerkennen, ſo gebührte die böhmiſche Krone dem Herzog Johann, als dem letzten Sprößling des Stammes Prezemislas. So dachte wenigſtens Johann, aber Albrecht dachte Anders; denn er ſuchte dieſelbe auf das Haupt des eigenen Sohnes Rudolf, und als dieſer ſtarb, auf das Haupt des zweiten Sohnes, Friederich, zu bringen. Mag auch eine Krone ein Ding ſein, das, wie der alte König Rudolf ſagte, Keiner am Wege aufleſen würde, wenn er vorher wüßte, welche Sorgen in denſelben ſtecken; mag es ein Ding ſein, das der Weiſe leicht vermißt, ohne deßhalb an ſeinem Glücke etwas einzubüßen: — Johann war kein Weiſer, ſondern ein ehrgeiziger Jüngling, den die Bilder der Macht und des Ruhmes lockend umſchwebten. Er fühlte tief das Unrecht, das ſein nächſter Blutsverwandter an ihm beging. Zwar ſchwieg er, aber er harrte um ſo ungeduldiger dem Zeitpunkte entgegen, wo er die Regierung der Herzogthümer Oeſterreich und Steiermark, der Grafſchaften Habsburg und Kiburg, ſo wie diejenige der Landſchaft Elſaß antreten ſollte. Das Anrecht auf einen Theil dieſer Ländereien konnte ihm nicht beſtritten werden, denn er hatte ſie von ſeinem Vater ererbt. Obgleich aber Johann eigentlich mit dem achtzehnten Jahre ſchon mündig geworden war, ſo ſäumte doch Albrecht ſeit zwei Jahren die Güter zurückzugeben, die er bisher als Gerhab (ſo hieß damals der Vormund) im Namen ſeines Neffen verwaltet hatte. Warum das? In

der Seele des Prinzen stieg allmälig der finstere Argwohn empor, es dürfte ihm am Ende mit seinem väterlichen Erbe nicht viel besser ergehen, als mit den Ansprüchen, die ihm seine Mutter hinterlassen hatte. Oft klagte er seine Besorgnisse den drei Freunden Eschenbach, Wart und Balm, mit denen er während des böhmischen Krieges in Wien bekannt worden. Diese aber goßen, statt des Jünglings Unmuth zu beschwichtigen, gewöhnlich noch Oel in das Feuer seines Argwohns. Denn sie hatten sich verleiten lassen, dem Könige zur Ausründung seiner Besitzungen einen Theil ihrer Güter käuflich abzutreten; eine Schwäche, die sie jetzt um so mehr bereuten, da der Graf Werner von Homburg den Planen Albrechts mit solcher Entschiedenheit entgegentrat.

So lag die Sache, als Johann nach Multberg hinüberritt. Er traf seinen Erzieher, den Ritter Konrad von Tägerfeld und dessen Freund, den Jakob von Wart, eben im Garten an. Ohne Rückhalt theilte der Jüngling mit, was am vergangenen Abend auf der Wartburg verhandelt worden sei.

„Die Leute haben gut reden," hob der bejahrte, stattliche Ritter Tägerfeld an, „sie rathen Euch an, vom Könige die Erklärung Eurer Mündigkeit zu verlangen. Sie denken aber nicht daran, daß da noch ein anderer Stein im Wege liegt."

Johann. „Und dieser Stein wäre?"

Tägerfeld. „Der Umstand, daß Euer selige Großvater, König Rudolf, im Jahre 1282, auf dem Reichstag zu Augsburg, seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, gemeinsam mit den Fürstenthümern Oesterreich, Steiermark, Karniol, Portnau und Windisch Mark belehnte. Nun ist immer noch nicht ausgemittelt, was Euerm Vater, Herzog Rudolf, gehörte, und was Ihr somit als Euer Erbe ansprechen könnet."

Johann. „Dafür sind aber Schiedsrichter vorhanden."

Tägerfeld. „Allerdings ist das eine Frage, über welche die Grafen Ludwig von Oettingen, Burkhard von Hohenberg, Eberhard von Württemberg und Otto von Straßburg abzusprechen hätten."

Jakob von Wart. „Hat König Rudolf selber diese Männer für Ausmittelung der gegenseitigen Rechtsansprüche bezeichnet?"

Johann. „Die Männer, welche mein Großvater ernannte, sind längst in einer andern Welt."

Tägerfeld. „König Rudolf hat eigentlich den Burggrafen Friedrich von Nürnberg und die Grafen Albrecht von Hohenberg, Heinrich von Fürstenberg und Ludwig von Oettingen als Schiedsrichter in dieser Sache aufgestellt. Von diesen Herren aber sind schon vor der Thronbesteigung des Königs Albrecht alle gestorben, bis auf den Grafen Ludwig von Oettingen. Daher ergänzte dieser im Jahr 1298 das Schiedsgericht wieder, indem er an die Stelle der Verstorbenen die Grafen Burkhard von Hohenberg, Eberhard von Württemberg und Otto von Straßberg wählte."

Jakob von Wart. „Somit wären die Schiedsrichter schon seit sechsundzwanzig Jahren bezeichnet und der Fall noch nicht ausgetragen. Das ist wirklich stark."

Johann. „Es ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit! Früher wollte mein Oheim die Theilung nicht vornehmen lassen, weil er vorschützte, er möchte meinen Erbtheil nicht festsetzen lassen, bevor ich selbst meine Ansichten kund geben könne. Jetzt könnte ich meine Meinung schon aussprechen, aber ich bin dem Vormunde noch immer zu jung, und er will von einer Theilung nichts hören, weil ihm das Ganze besser gefällt, als die Hälfte."

Tägerfeld. „Wenn ich nur wüßte, ob Graf Ludwig von Oettingen auch nach Baden kommen werde, oder wo er sich gegenwärtig aufhalte."

Jakob von Wart. „O, das kann ich Euch sagen. Gestern ritt er hier vorbei, um den Komthur Burkhard von Schwanden zu besuchen. Er ist drunten in Klingnau."

Tägerfeld. „Ich danke für die Nachricht. Nun weiß ich schon, was ich thun will. Sogleich laß' ich das Pferd satteln und reite nach Klingnau hinab. Graf von Oettingen muß nun einmal Ernst machen, Tagfahrt für das Schiedsgericht ansetzen und den König Albrecht und den Herzog Johann auf eine bestimmte Zeit einladen lassen!"

Gesagt, gethan. Eine halbe Stunde später verreiste Tägerfeld, welcher seinen Zögling mit Vaterliebe liebte, hinab nach Klingnau. Johann aber machte, ehe er nach dem Schlosse Wart zurückkehrte, einen kleinen Umweg. Es war ein schöner Frühlingsmorgen. Große Thautropfen perlten im Strahle der Sonne, balsamische Düfte er-

füllten die Luft. Der Fink jauchzte auf der Spitze der Tanne und die Amsel flötete im Dickicht des Waldes. Prächtig dehnte in weitem Halbmonde die Gebirgskette mit ihren Hörnern und Zinken sich aus, und wie Opfersäulen stiegen die lichten Morgennebel von der Stirne der Alpen zum Himmel empor. Doch der fürstliche Jüngling ritt finster durch Wald und Flur, und mehr als nöthig war, sprengte er das flüchtige Roß.

Als er an eine Stelle gelangt war, wo der Wald sich aufthat, das Kloster Töß, die Stadt Winterthur und das Schloß Kiburg sichtbar wurde — da hielt der Herzog plötzlich die Zügel an und überschaute lange die Gegend. „Hier," sagte er endlich halblaut vor sich hin, „hier stehe ich also auf dem Grund und Boden, der nach göttlichen und menschlichen Rechten mein Eigenthum sein sollte. Heute sind es nun zwanzig Jahre, daß mein frommer Vater gestorben ist, — und noch hat mir von den Ländereien allen, die er mir hinterlassen, nicht ein einziger Meierhof, nicht eine Hufe Feldes werden mögen. Erwachsen, bald zwanzig Jahre alt und doch bevogtet, als ob ich ein Kind — nein! als ob ich ein Verschwender, ein blödsinniger Thor wäre. Armer Vater! das ahnete Deine Seele nicht, als Du sterbend die geliebte Gattin und das unter ihrem Herzen ruhende Kind dem Bruder empfahlest, damit er ein treuer Gerhab und Vormund wäre für Wittwe und Waise."

Bei diesen Worten fing der Herzog bitterlich an zu weinen, denn er glaubte sich allein und unbelauscht. Allein er täuschte sich, Feld und Wald hat Ohren. Drei Männer waren aus dem Gehölze hervorgetreten und hatten die Rührung des Herzogs bemerkt. Einer derselben war eine Art Giraffe, ein langer Ritter mit großen Armen und storchenhaften Beinen, ein Mensch, dem die Unentschlossenheit und Fadheit auf dem Gesichte zu lesen war. Er nannte sich den Herrn von Finstingen. Wir werden später auf ihn zurückkommen. Der zweite war ein lebhafter Jüngling von mittelmäßiger Größe, schön gekleidet, stolz und wegwerfend in seinen Manieren. Er hielt einen Falken in seiner Hand. Es war das, um es mit einem Worte zu sagen, der anderälteste Sohn des Königs Albrecht, der Herzog Leopold.

Die dritte Figur führte ein paar aneinandergekuppelte Hunde und

trug einen Jagdspieß. Es war Kuni von Stocken, der Zwerg des Herzogs Leopold, ein Männlein von etwa drei Schuh Höhe, der aber mit vielem Ebenmaß eine außerordentliche Gelenkigkeit der Glieder verband. Das blau und gelb gewürfelte Kleid, der große Spitzkragen, die Manschetten an den Händen und der scharlachrothe, trichterförmige Hut, auf dem eine kleine Schelle befestigt war, verriethen das Handwerk des Lustigmachers sattsam. Der Spitzbart, der ziegenhaft über das Kinn hinabhing und mit dem dünnen, schwarzen Schnauze ob dem breiten Munde und der Habichtsnase gleichsam ein Kreuz bildete, gab dem Gesichte des Hofnarren etwas ungemein Lächerliches. In den hellgrauen Augen des Bürschleins lag ein seltsames Gemisch von Einfalt und Schlauheit, so daß der aufmerksame Beobachter nicht recht wußte, ob der Schalk über sich selbst oder über Andere spotte.

Während Herzog Johann, in tiefen Schmerz versunken, mit sich selber redete, hatte der Zwerg die Hand seines Gebieters gefaßt und ihn auf den traurigen Jüngling aufmerksam gemacht, indem er sich die Augen rieb und mit der ihm eigenthümlichen Fratzenhaftigkeit ein paar weinerliche Grimassen schnitt. Dann trat er zu Johann hin, läutete mit der Schellenkappe, hielt sie wie ein Hifthorn an den Mund und sang: Trara! Trara!

„Guten Morgen! Vetter!" rief der Herzog Leopold, „was treibt Euer Liebden hier? Ihr schauet ja in die Welt hinein, als ob Ihr Sauerampfern gegessen hättet. Alles pfeift und jauchzt —"

„Und nun meinet Ihr, ich sollte auch pfeifen und jauchzen?" unterbrach ihn Johann.

„Wie Ihr wollet," antwortete Leopold, „auf jeden Fall ist es seltsam, wenn ein Mensch in unsern Jahren wie ein Uhu da sitzt und in die Welt hineinflennt."

„Der Geschmack ist verschieden, was dem Einen Freude gewährt, das schafft dem Andern Schmerz" — erwiederte trocken Johann.

„Richtig! andere Augen hat der Ritter und andere der Pfaff. Gott soll mich verdammen, wenn ich nicht vorhin auf dem Punkte war, Euch für den Pater Beichtiger von Töß zu halten," lachte Leopold.

„Mag sein," sprach Johann. „Was Euch betrifft, so sehe ich Euch nicht für einen Beichtiger an, und daher glaube ich auch nicht, daß ich Euch von meiner Stimmung Rechenschaft zu geben habe. Wenn übrigens einmal der Tag erscheint, wo ich mit Euch und Euersgleichen abrechne, so wird es sich dann zeigen, an wem das Weinen und an wem das Lachen sein wird."

Dem Herrn von Finstingen gefiel die Unterhaltung nicht und er suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. In freundlichem Tone bat er Johann: „Kommet mit! gnädiger Herr! Wir haben der Königin Agnes im Kloster dort einen Morgenbesuch gemacht und wollen nun den Forst durchstreifen. Kommet mit! Die Gegend soll von Gewild wimmeln."

„Ich danke," erwiederte der Prinz, „zur Jagd fühle ich mich jetzt nicht aufgelegt. Indessen freut es mich, wenn die Herren sich ein wenig in meinen Waldungen umsehen mögen."

„Euere Waldungen?" fragte Leopold spöttisch.

„Ich denke ja!" entgegnete Johann, „oder fällt Euch das auf?"

„Nein! nein!" antwortete Leopold, „an Euch fällt mir nichts mehr auf."

In diesem Augenblick machte der Hofnarr einen Bückling und sagte: „Wenn die Herren heute nichts fangen, so will ich sie für morgen auf meine Waldungen eingeladen haben."

„Und wo hast denn Du Waldungen?" fragte Finstingen.

„Dort oben im Mond hat mir meine Großmutter eine ganze Grafschaft hinterlassen," sprach Kuni mit ernsthafter Miene. Dann kniete er vor Johann nieder und rief, die Schellenkappe in den gefaltenen Händen: „Heiliger Vater! ich bitte, heiliger Vater!"

„Was soll die Posse? unverschämter Kerl!" fuhr der Prinz den Hofnarren finster an.

„Die Leute meinen, Ihr werdet mit der Zeit ein rechter Bischof werden," sagte Kuni. Heute kommt es mir auch so vor und darum bitte ich Euch: Heiliger Vater! gebt mir Euern Segen."

„Da hast Du ihn!" schrie Johann, indem er seine Reitgerte dem Narren über den Rücken schlug.

„O wehe!" jammerte Kuni. „Ihr werdet ein Bischof werden wie Friedrich von Speier. Wenn er die Männer segnete, so wirkte

es ihnen auch auf den Rücken; wenn er aber die Weiber segnete, so wirkte es ihnen auf den — Bauch."

Hierauf trat er wieder näher und begann gleichsam, als ob er sich versöhnen wollte, in traulichem Tone: „Brüderchen! ich sehe schon, Du willst kein Pfaffe werden. Hast Recht — für Dich schickt sich die Bischofsmütze nicht — nein! Brüderchen, Dir ist was Besseres beschieden, nimm also zum Lohn für Deinen Segen, nimm hier — meine Mütze."

Bei diesen Worten bot er ihm seine Schellenkappe an. Johann hob die Reitgerte zum zweiten Male. Allein Kuni wich den Streich durch eine geschickte Wendung aus, machte einen Seitensprung, schlug mit Händen und Füßen das Rad, trollte sich den Hügel hinunter, jauchzte, pfiff den Hunden und ging.

Des Narren plumper Scherz schien ganz im Geschmacke seines Gebieters zu sein; denn Herzog Leopold brach in ein unbändiges Gelächter aus. „Der Kuni ist ein verdammter Bursche," rief er, „was doch der Teufelskerl für Einfälle hat!"

„Er ist ganz Witz," unterbrach ihn Johann, „der Narr thut es in dieser Beziehung beinahe seinem Herrn gleich."

Zu jeder andern Zeit hätte Leopold diese Aeußerung nicht so leicht hingenommen; allein Kunis Späße hatten ihn so heiter gestimmt, daß er unmöglich zornig werden konnte. Er begnügte sich daher, dem Herzog Johann zu erwiedern:

„Lebet wohl, Vetter! ich will den schönen Morgen nicht im Zanke mit Euch verlieren. Mein Kuni dort ist freilich ein wenig unhöflich gewesen, es ist aber nicht anders zu erwarten, Ihr müsset denken, er sei halt ein Narr und Kinder und Narren sagen eben — die Wahrheit. Gehabt Euch wohl! Kuni hat die Hunde losgelassen. Ich höre ihr Gebell. Da Euch das ritterliche Vergnügen des Waidwerks nicht sonderlich anzusprechen scheint, so wüßte ich einen Zeitvertreib, der Euch vielleicht mehr zusagen dürfte. Meine Schwester, die Königin Agnes, ist drunten im Kloster und hört die Messe. Ein Gesellschafter, wie Ihr, dürfte ihr wohl nicht unangenehm sein." Lachend über den eigenen Witz verschwand er mit Herrn von Finstingen im Wald.

6.

Der Besuch im Kloster.

„Ich verstehe, stolzes Vetterlein, ich verstehe" — murmelte Herzog Johann und legte unwillkürlich die Hand an seinen Dolch. „Ich verstehe Dich nur zu gut und will mir die Beleidigung dieses Morgens tief in's Gedächtniß schreiben. Allein wenn ich nun aus dem Spotte wirklich Ernst machte? wie dann? Die Sache gehörig erwogen — ist der Rath wohl besser, als der Rathgeber. Topp! es gilt. Ich will der Königstochter einen Besuch abstatten."

Kräftige Jünglinge machen, wenn ihnen die Wahl frei steht, lieber Frauen als Männer zu Vertrauten, und wie sie für ihren Kummer vom weiblichen Zartsinne mehr Mitgefühl erwarten, so sind sie hinwieder für weiblichen Rath empfänglicher und folgsamer. Das scheint auch bei dem Herzog Johann der Fall gewesen zu sein. Er wußte, daß Agnes von ihrem Vater Albrecht zwei Male der Politik geopfert worden, zuerst an einen italienischen Fürsten Colonna und später an den König Andreas von Ungarn; er wußte, daß sie überall für sehr fromm und wohlthätig galt. Das nahm ihn in Verbindung mit dem Spotte, den Herzog Leopold über die Schwester ausgegossen, für die unbekannte Base zum Voraus ein. Persönlich hatte er sie noch nie gesehen, denn seit sie Wittwe geworden, verlebte sie ihre Zeit ferne vom Geräusche des Hofes in den obern Landen und hier namentlich im Nonnenkloster zu Töß, wo ihre Stieftochter Elisabetha den Schleier nehmen sollte.

Eben befand sich Agnes in der Zelle, die sie während ihres Aufenthaltes in Töß zu bewohnen pflegte, und die daher auch von den Nonnen auf's Prachtvollste ausgeschmückt worden war. Den langen schwarzen Schleier über das zimmetbraune Kleid zurückgeschlagen, ein kostbares Diadem um das Haupt und einen großen Rosenkranz von Ambrakugeln in den Händen — so kniete die neunundzwanzigjährige Königin vor dem großen Kruzifixe, das sie selber den Schwestern geschenkt hatte und das, nach dem Urtheile der Kenner, mehr als achtzig Mark Silber werth sein mochte. War auch ihr Antlitz nicht schön, weil es zu viel Männliches und Strenges hatte, so ruhte

doch auf der gedankenreichen Stirne eine gewisse gebieterische Hoheit und das dunkle Auge, das im Zustande der Ruhe den Hang zu melancholischer Selbstanschauung nicht verläugnete, belebte sich bei'm geringsten Widerspruch oder bei der leisesten Beleidigung mit einem düstern Feuer, das viel Seele, aber auch viel Leidenschaftlichkeit verrieth. Nachdem Agnes ihr Gebet verrichtet hatte, setzte sie sich an ein kleines Arbeitstischchen und begann an einem Altarteppich zu sticken, welchen sie der heiligen Maria zu Ehren nach Einsiedeln schenken wollte. Es war eine Art von Mosaik, aus Gold und Silber, aus bunten Vogelfedern und Edelsteinen gewirkt, und stellte den Augenblick vor, wo der heilige Christoph das Jesuskind über den Fluß trägt. Eine Weile arbeitete die Königin emsig fort, dann aber eilte sie, als falle ihr plötzlich etwas ein, nach der Wand und klingelte mit rascher Hand. Sogleich erschien eine Nonne, eine Edle von Bußnang, welche von der königlichen Wittwe als Lehrerin und Zuchtmeisterin über die Stieftochter gesetzt worden war. „Ist die Alte da?" fragte Agnes. Als die Nonne das demüthig bejahte, so gebot die Königin: „Gut, Base, so laß die Schröpferin kommen." Die Nonne entfernte sich und alsbald nahte sich ein bleiches, kränkliches Mädchen von etwa dreizehn Jahren und küßte der Stiefmutter bescheiden die Hand, was Agnes aber kaum bemerkte, weil sie ihre Augen nach dem Weibe wandte, das mit der Prinzessin in das Zimmer getreten war. „Bist Du die Doktorin, von welcher die Aebtissin mir gestern erzählte?" redete die Königin die Alte in stolzem Tone an. „Das kann ich nicht sagen," entgegnete das Weib eben so stolz, „denn ich weiß nicht, was gestern die Aebtissin erzählte." „Wie heißest Du?" fragte Agnes gereizt. „Ich nenne mich nur Elsbeth. Die Leute aber, die Alles besser wissen, nennen mich die alte Schröpferin von Baden oder, wenn Ihr lieber wollet, die Hexe von Gäbistorf." Die letzten Worte begleitete sie mit ihrem hohlen, widerlichen Gelächter; die Königin aber fuhr zurück, als ob sie auf eine Natter getreten wäre und schlug das Kreuz. „Laß das Geschwätz der Thoren und sage mir: kannst Du wider Bleichsucht und Auszehrung?" hob Agnes nach einer Weile von Neuem an.

„Auf dem Thurme des Schlosses Balp zeigte sich dem Herrn von Regensberg um Mitternacht ein gewisser Jemand," versetzte die Alte.

Dieſen Jemand kennt Elsbeth von Gäbiſtorf vielleicht auch. Viel ſteht geſchrieben in den lateiniſchen Büchern, viel Sprüche, Amulete und Kräuter wußte der Jemand im dunkeln Ordensgewand. Nicht umſonſt hat ihm die Schülerin zugehört vom erſten Glockenſchlage um Mitternacht, bis zum erſten Hahnenruf am Morgen."

„Genug!" fiel Agnes ein, von geheimem Grauen gepackt, „ich glaubte, Du kenneſt ein unſchädliches Mittel gegen die Bleichſucht. Da nun dem nicht alſo iſt, ſo magſt Du Dich wieder entfernen."

Die Alte von Gäbiſtorf ſtellte ſich, als verſtehe ſie den Wink nicht. In ihrer phantaſtiſch theatraliſchen Manier ſchritt ſie auf das Mädchen zu, fühlte den Puls desſelben, ließ ſich die Zunge weiſen, fragte über Eßluſt, Herzklopfen, Schweiß, Schlaf, Träume u. ſ. w. viel vernünftiger, als es die Königin erwartet hatte. Bei'm Geſtändniſſe der Prinzeſſin, daß ſie oft von der Donau und den Karpathen träume, beendigte die Alte das Verhör mit den Worten: „Da haben wir's! da ſitzt das Uebel! Was an die Donau gehört, das verdirbt am Rhein. Pflanze die Rebe neben den Gletſcher, ſo tödtet ſie der Froſt, bringe die Alpenroſe herab in's Thal, ſo welkt ſie an der Sonnengluth. Setze den Verbrecher auf den Thron, ſo dorrt er zuſammen unter der Unſchuld Fluch." Das Weib lachte wieder wie wahnſinnig.

„Was willſt Du damit? Ich verſtehe Dich nicht," ſprach Agnes.

„Tief iſt der Worte Sinn," entgegnete das Weib. „Jedes Weſen gehört an ſeinen Platz, an ſeinem Platze nur kann Jegliches gedeihen. Die Tochter des Königs Andreas aber gehört nicht in das Kloſter an der Töß, das liegt weder in den Wünſchen des ungariſchen Adels, noch in der Jungfrau Natur. Darum ſehnt ſie nach den Strömen ihrer Heimath, nach den Bergen ihres Vaterlandes ſich zurück. Das Herz der Jungfrau iſt krank; Heimweh heißt der Wurm, der an der Wurzel dieſer Blume nagt."

Die Königin ſchüttelte ungläubig das Haupt. — „Nicht wahr? Eliſabetha, es gefällt Dir hier in dem Gotteshaus und Du ſehneſt Dich nicht nach Ungarn zurück?"

„Wohl! Mutter," antwortete das Mädchen unbefangen, „ich möchte vor der Einkleidung gerne noch einen Sommer bei meinen Anverwandten in Ungarn zubringen."

„Einen Sommer in Ungarn?“ ſchrie entſetzt die Stiefmutter. — „Jeſus, Maria und Joſeph! einen Sommer? Eliſabeth! Eliſabeth! Du weißt nicht, was Du bitteſt. In Ungarn? ſagſt Du? wo Krieg und Kriegesgeſchrei iſt? — O, die Zeit iſt böſe, der Satan geht umher, wie ein brüllender Leu und ſucht, wen er verſchlinge.“

„Liebe Mutter!“ hub das Mädchen ſchüchtern an, indem ihr Antlitz wie Purpur erglühte, „ich dachte nur, ich würde, wenn ich eingekleidet ſein werde, wohl nie mehr nach Ungarn kommen. Und doch ſähe ich die Baſe gerne noch ein Mal, die Baſe, die ſo freundlich mit mir war, und den Karl, der mich immer ſeine kleine Braut nannte.“

„Kein Wort mehr davon!“ gebot die Königin zürnend, „Du ſollſt eine Braut des Himmels werden. Eliſabeth! Eliſabeth! was nähreſt Du für weltliche Träume in Deiner Seele! Das hätte ich von Dir nicht erwartet. Fort! begib Dich in Deine Zelle, lies im Evangelium des heiligen Lukas, wie der liebe Heiland über dem Tempel Vater und Mutter, wie er Welt und Heimath vergaß. Und wenn Du es geleſen haben wirſt, ſo knie nieder und flehe die Mutter Gottes an, daß ſie die ſündhaften Gedanken Dir verzeihe, die der böſe Feind Dir in's Herz gelegt. Zudem haſt Du heute Faſttag und kommſt nicht in's Refektorium zum Mittageſſen.“

Demüthig küßte die Prinzeſſin ihrer Stiefmutter die Hand und verließ raſch das Zimmer, die Thränen nicht mehr bezwingend, die ihren Augen entquollen.

„Das iſt eine neue Weiſe, das Heimweh zu vertreiben,“ murmelte die Alte mit giftigem Blick. Die Königin aber ſchritt heftig das Zimmer auf und ab, dann ſtand ſie plötzlich ſtill und fragte: „Wie kommt das Kind auf dieſen Gedanken? haſt Du ihm vielleicht dieſe Thorheit in den Kopf geſetzt? elende Bettlerin! Und iſt wohl das Ganze nur ein verabredetes Spiel?“

Die Alte grinste und ſprach: „Iſt Elsbeth ſchuld, daß der Adler die Berge liebt und ſagt es die Hexe von Gäbiſtorf wohl dem Storch, daß im Süden ſein Vaterland iſt? Und was die Bettlerin anbetrifft, ſo iſt Betteln beſſer, als Rauben. Wann hat übrigens die Schröpferin von Baden ihre Hand nach der ſtolzen Frau ausgeſtreckt, oder wann hat ſie geſprochen: Gib mir auch etwas von dem Schatze,

den des Mägdleins Vater Dir vermachte im Ungarland. Sieh', o Königin, dieſe Hände an, ſie ſind arm, aber der Fluch der Waiſen klebt nicht an ihnen. Ja, Tochter Albrechts, es iſt wahr, ich werde meiner Tochter keine Königskrone hinterlaſſen, aber auch nicht den Fluch — eines Meuchelmords."

Agnes erblaßte — das Wort des Weibes hatte ihr Innerſtes getroffen und ſie fing an, ſich vor Elsbeth zu fürchten, die am Schluſſe ihrer Rede ſich ſtolz aufgerichtet hatte, wie eine Rachegöttin des Alterthums.

„Allerdings regt die Natur," nahm Agnes das Wort, „allerdings regt die böſe, ſündliche Natur ſolcherlei Begierden auf. Das kommt von der Erbſünde, von Adam und Eva her, nicht wahr? Liebe Elsbeth! Du haſt nicht Unrecht, gutes Weib, aber Du hätteſt nichts von ihrer Heimath ſagen ſollen. Das arme Kind! wir können nicht mehr anders. Ich weiß wohl, daß die Anverwandten in Ungarn das Gerücht ausſtreuen, ich habe Abſichten auf das Vermögen meiner Stieftochter. Aber bewahre mich der heilige Franziskus davor. Der irdiſchen Güter beſitze ich ſchon mehr, als ich brauche. Leider liegt da ein ganz anderer Stein des Anſtoßes im Wege. Meinem Gemahle, Gott hab' ihn ſelig, ich trag' ihn im Herzen, mußt' ich es auf dem Todbette verſprechen, daß ich nicht bloß eine Wittwe bleiben, ſondern auch dafür ſorgen wolle, daß ſeine Tochter Eliſabetha den Schleier nehme."

„Und alſo ſoll die Jungfrau Nonne werden, wenn auch das Herz darüber bricht?"

„Gute Elsbeth! was kann ich machen? wer kann helfen?"

„Vielleicht Niemand, als die Schröpferin von Baden, es iſt jetzt gerade die rechte Zeit — im Mai wachſen gewiſſe Kräuter — ich will ſehen. In einigen Tagen bin ich wieder da." Unter dieſen Redensarten ſuchte die Alte den Plan zu verbergen, den ſie ſich ausgedacht hatte. Die Königin bot ihr für die gehabte Mühe ein Goldſtück an, aber Elsbeth wies dasſelbe zurück. „Die Hexe von Gäbiſtorf nimmt kein Geld vor Beendigung der Kur. So hat es ein gewiſſer Jemand ſie gelehrt." Sie lachte und ging fort mit einer Verbeugung, die jedoch weniger der Tochter Albrechts, als dem ritterlichen Jüngling zu gelten ſchien, der jetzt in das Zimmer trat.

Es war das der Herzog Johann. Er nahm nach Entfernung des alten Weibes gegenüber der Königin Agnes Platz und eröffnete ihr das Anliegen, das ihn bewogen hatte, ihre Hülfe anzusprechen. Sei es nun, daß ihr das bewiesene Zutrauen schmeichelte, oder daß sie bei'm Anblick des schönen, kräftigen Jünglings ein Gefühl anwandelte, für welches Agnes sonst, wenigstens nach der Behauptung der Königsfelder Chronik, unempfänglich war, genug! sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wie Johann den frühen Tod seiner Eltern, die Verlassenheit seiner Kindheit und die Härte schilderte, mit welcher er bisher behandelt worden sei. Als er aber unverholen erklärte, daß seine Ansprüche sich nicht auf Kiburg, Habsburg und Elsaß beschränken, sondern sich auch auf die Hälfte der Herzogthümer Oesterreich und Steiermark, Karniol, Ponteau und Windisch-Mark ausdehnen, da verfinsterten sich plötzlich die Züge der königlichen Wittwe, und sie fragte, indem sie rasch von ihrem Sessel aufstand: „Und was sollen dann, wenn Ihr das Alles für Euch verlanget, meine Brüder noch erhalten? Sollen die Kinder des Königs Albrecht betteln gehen?"

„Ich denke," versetzte Johann, „es werde dieselben nicht an den Bettelstab bringen, wenn schon Albrecht seinem Neffen das väterliche Erbe herausgibt. Uebrigens habe ich nicht die Pflicht auf mir, für die Ausstattung der Prinzen zu sorgen; das ist Sache des Königs."

„Ganz richtig, lieber Vetter!" erwiederte Agnes mit schlauem Lächeln, „ganz richtig! Dem Könige liegt die Sorge für die Größe des Hauses und die Würde des Reiches ob; aber eben darum muß er manchmal Etwas thun, was ihm selbst nicht lieb ist, er muß dem Einzelnen wehe thun, damit das Ganze sich freue. Ich selber habe das erfahren; zwei Male wurde ich der Politik geopfert, mein Herz blutete, aber ich schwieg und duldete, wie der liebe Heiland. Es ist besser Unrecht leiden, als Unrecht thun, sage ich."

„Sehr wohl, königliche Base, aber mich dünkt, es gebe etwas noch weit Besseres."

„Und das wäre?"

„Weder Unrecht thun, noch Unrecht leiden. Jedem das Seine, weder minder, noch mehr. Das ist mein Wahlspruch, bei dem bleibe ich. Glaubt König Albrecht, sein Vortheil erfordere, daß er mir

Unrecht thue, so glaubt Herzog Johann, seine Ehre und sein Vortheil gebiete, daß er kein Unrecht leide. Frau Agnes, das könnet Ihr Euerm Vater in meinem Namen versichern."

„Ich habe hier nichts zu versichern, lieber Vetter! denn ich befasse mich mit solcherlei Dingen nicht, sondern habe mich von dem Geräusche des Hofes, wie Ihr wisset, größtentheils zurückgezogen, um dem Heile meiner Seele zu leben. Meine Neigungen sind nicht die Neigungen der Welt, Fleisch und Hoffart, Eitelkeit und Tand üben keine Macht auf mein verwittwetes Herz. Ihr müsset mich daher nicht mißverstehen, wenn meine böse Adamsnatur mich vielleicht vorhin etwas heftiger werden ließ, als ich hätte sein sollen. Zwar habe ich mit meinem Vater noch nie über die Sache gesprochen; aber ich hoffe, er wird Euch von Euerm Erbe nichts vorenthalten. Indessen muß ich doch die Frage an Euch richten: Liegt Euch denn wirklich am Herrschen so viel?"

„Ehe ich das beantworten kann, muß ich erst wissen, wie die Frage eigentlich gemeint ist. Daß Herrschen wenigstens kein Unglück sei — darüber scheint man in der Habsburgischen Familie so ziemlich einverstanden zu sein."

„Allerdings wurde dem Mammon der Macht und der Ehre auch von uns Vieles, nur zu Vieles zum Opfer gebracht," sprach die Königin mit einem tiefen Seufzer." Und doch wohnt das Glück so selten in den Palästen der Großen dieser Welt. Ich habe es erfahren, lieber Johann, ich habe es erfahren. Als ich nach Ungarn zog, da war der Weg zwei Meilen weit mit Triumphbogen, Blumen und seidenen Tüchern bedeckt — und doch zu welchem Kreuze hat er mich hingeführt. Wie oft wünsche ich, daß König Andreas Deine Mutter möchte geheirathet und Gott mir eine Zelle in irgend einem Kloster angewiesen haben."

„Wenn mich aber nicht Alles täuscht, würdet Ihr doch jetzt den Schleier nicht nehmen," entgegnete der Herzog.

„Ihr täuscht Euch wirklich, Vetter. Ich habe meinen Gemahl auf seinem Sterbelager bewogen, daß er seine einzige Tochter dem Kloster bestimme. Ich habe ihm versprochen, daß ich Wittwe bleiben wolle, und bereits hat eine Klausnerin mir prophezeit, daß ich einst auf dem von meinem Blute geweihten Grunde ein Kloster bauen und in ihm mein Leben beschließen werde.

„Je nun! über den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten; aber mich zieht das Kloſterleben nicht an.“

„Das thut mir ſehr leid; denn eben wollte ich Euch fragen, ob Ihr nicht lieber dem geiſtlichen Stande Euch widmen möchtet. Die Biſchofsmütze, der Churfürſtenhut und die dreifache Krone liegen auf dieſem Wege.“

„So ſagen die Leute,“ erwiederte der Herzog, bitter lachend. „Vor einer Weile ſah mich der Hofnarr wirklich für einen Erzbiſchof an. Vermuthlich hat er eine prophetiſche Viſion gehabt. Doch, Scherz bei Seite. Theuerſte Baſe, wollet Ihr mir den Gefallen thun und Euch bei'm Könige für mich verwenden, daß er endlich mein väterliches Erbe herausgebe.“

„So gerne ich Euch etwas Angenehmes erwieſe,“ entgegnete Agnes verlegen, „ſo müſſet Ihr doch begreifen, lieber Vetter! daß ich, bei meiner Stellung, mich unmöglich mit ſolcherlei irdiſchen Fragen abgeben kann.“

„Ja wohl, ich begreife, ich begreife; aber dann will ich Euch auch die Mühe erſparen, mich zum Mönche oder zum Pfaffen zu machen. Das würde Euch allzu viele Zeit rauben. Es thut mir ohnehin leid, daß ich Euch ſo lange Euern frommen Betrachtungen entriß. Ich wünſche einen guten Morgen.“

7.

Unerwartete Theilnahme.

Der Herzog ſprach's und ging. Je größer das Vertrauen geweſen, mit welchem derſelbe zu der Baſe gekommen, deſto größer war jetzt die Entrüſtung, mit welcher er ſie verließ. So jung, und ſchon eine ſo widerliche Betſchweſter; ſo ſcheinheilig, und doch ſo herzlos habſüchtig; ſo demüthig in den Worten, und doch ſo hochfahrend im Benehmen — das konnte Johann nicht begreifen. Freilich trug zu ſeiner Mißſtimmung noch ein Umſtand bei, den er ſelber Niemand geſtanden hätte, den aber wir dem Leſer nicht verbergen wollen. Der Leſer erinnert ſich noch der Weiſſagung auf dem Schloſſe

Wart. Johann war zu klug, um der Hexe von Gäbiſtorf blinden Glauben zu ſchenken, falls dieſelbe ihm etwas Unangenehmes verkündet hätte; aber der dunkle Spruch des alten Weibes redete von einer Königstochter und einer Königskrone — und das iſt was Anderes, das findet immer etwelchen Eingang bei dem Herzen eines zwanzigjährigen, unglücklichen Prinzen. Als ihm daher die Nonne, welche ihn einführte, ſagte, die Elsbeth von Gäbiſtorf ſei bei der Königin Agnes, ſo fielen ihm unwillkürlich die Worte ein:

Nicht länger ein Unterjochter,
Denn des Muthes Lohn
Iſt des Königs Tochter,
Iſt des Königs Thron.

Nicht, als ob er ſich dabei etwas Beſtimmtes gedacht hätte; denn er kannte ja die nahe Blutsverwandtſchaft, in welcher er zu Agnes ſtand; aber — die Prophezeiung fiel ihm doch ein. Sobald er aber Agnes ſah, vergingen ihm alle romantiſchen Anklänge von Königstochter und Königskrone. Und ſchon bei den erſten Worten der vornehmen Baſe war es ihm, als ſchütte man eiskaltes Waſſer über ſeinen Rücken. „Ich bot dem Weibe vertrauend die lebenswarme Hand und empfing dafür die knöchernen Finger eines — heiligen Gerippes," ſagte Johann zu ſich ſelbſt bei'm Austritt aus der Zelle. Tief ärgerte es ihn jetzt, daß er thöricht genug geweſen, einen Augenblick zu glauben, Albrechts Tochter könne gerecht ſein in einem Streite gegen ihren Vater, oder theilnehmend für den fremden Vetter aus Böhmen. Hatte ja doch der beſonnene Rudolf von Wart ſchon früher behauptet, Agnes vereinige die argliſtige Habſucht ihres Vaters mit der finſtern Frömmelei ihrer Mutter.

Ueberwältigt von dem Gefühle ſeiner Verlaſſenheit am Hofe der Habsburger ſchritt der zürnende Jüngling durch die hallenden Kreuzgänge des Kloſters und barſch befahl er dem Stallknechte, er möchte ihm ſogleich das Roß vorführen, damit es ſo bald wie möglich ihn forttrage aus dem ſchwülen Dunſtkreiſe des geiſtlichen Zwingers. Allein der Stallknecht nahm die Mütze vom Haupte, ſchnitt einen ehrfurchtsvollen Bückling mit der Verſicherung, der Araber habe an dem rechten Hinterfuße das Hufeiſen verloren, und der Schmied ſei wirklich beſchäftigt, demſelben ein neues aufzuſchlagen.

Eben wollte Johann nach der Schmiede sich begeben, welche außerhalb der Klostermauern lag, als ein schöner Gesang sein Ohr berührte. Die Nonnen sangen ihre Terz. Mächtig zog es den Prinzen hinein in die Kirche.

Ein heiliges Zwielicht fiel durch die bunten Fensterscheiben des gothisch gebauten Gotteshauses; süße Weihrauchdüfte schwammen durch die geräumigen Hallen; prachtvolle Feierklänge entströmten der Orgel, und zarte Frauenstimmen mischten sich in dieselben wie Hallelujaruf seliger Geister. Die Musik übte ihre Zaubermacht auf das Gemüth des horchenden Jünglings, sein Groll verschwand, und der Friede Gottes senkte sich auf ihn herab. Bereits war die Orgel verstummt, die weiß gekleideten Nonnen verloren sich allmälig durch zwei kleine Pförtchen. Unbemerkt, wie er gekommen, saß Herzog Johann in dem Winkel einer abgesonderten Gallerie, wo eine mächtige Säule ihn vor jedem neugierigen Auge schützte. Die Kirche war leer, und doch schien es dem Prinzen, er höre ein leises, mitunter von lauten Seufzern unterbrochenes Flüstern. Johann trat einige Schritte vor, bückte sich über die Lehne und sah in das Schiff der Kirche hinab und — da überzeugte er sich allerdings, daß er nicht so allein sei, wie er vorhin gewähnt hatte.

Unten, vor dem Altare, auf dem die heilige Mutter mit dem Christuskinde sich befand, kniete eine Jungfrau. Diese trug einen langen, mit einem goldenen Blumenkranze umsäumten Schleier, weiße Perlenschnüre um das schwarze Lockenhaar und ein rosiges, von einem himmelblauen Gürtel gehaltenes Atlaskleid. Eine zierliche Harfe lag neben ihr auf den Stufen des Altars. Denn das Mädchen war Rosa, die zarte Tochter der alten Elsbeth von Gäbistorf. Gestern schon ließen die Reize dieser seltsamen Jungfrau den Jüngling nicht ungerührt; allein das war nichts in Vergleichung mit dem Eindrucke, welchen jetzt ihre Schönheit auf ihn machte, jetzt, wo der Zauber des Gebetes jeden ihrer Züge verklärte. Rosa war die betende Unschuld, war ein zur Erde herniedergestiegener Engel, der sich in seine Heimath zurücksehnt. Ihr Auge strahlte, ihre Wange glühte, — das stille Flüstern wurde zum lauten Gebet. „Hilf Du, himmlische Königin!" rief sie und preßte die gefalteten Hände mit Innigkeit an den wogenden Busen, — „hilf Du, wo ich nicht helfen kann. Bewahre Du

den Arglosen vor den Fallstricken meiner Mutter. Schütze den guten Jüngling, den edeln —

Während das Mädchen das im Texte fehlende Wort etwas leiser aussprach, stürzte die alte Elsbeth herein und sagte: „Noch immer in der Kirche? was soll Das? bekommst Du nicht genug? willst Du etwa auch eine Nonne werden, oder eine Betschwester, wie die Agnes da drinnen? Es wird nichts daraus, Mädel, ein gewisser Jemand hat Dir das Horoskop gestellt, die Sterne wissen nichts von einer Nonne, nicht umsonst leuchteten Jupiter und Venus über der Stunde Deiner Geburt. Rosa! Rosa! Du weißt noch nicht Alles, was der geheimnißvolle Seher Dir verkündete."

„Ich begehre es nicht zu wissen," antwortete Röschen, „mir genügt, daß ich ein armes unglückliches Mädchen bin, das unstät und flüchtig umherirren muß auf der weiten Erde."

Du arm? die Tochter der alten Elsbeth unglücklich, weil sie als fahrende Dirne wandern muß über Berg und Thal? Mit nichten — aber da drinnen" — flüsterte Elsbeth mit bedeutungsvoller Miene, — „da drinnen sitzt in der Zelle eine unglückliche Dirne und weint, die hat weder Vater noch Mutter. Die Tochter des Königs von Ungarn sieht das Wasser vorüberrauschen und klagt', denn sie ist gefangen; sie neidet die Wolken in freier Luft, denn sie sitzt verschlossen im frommen Zwinger, wo man stirbt, ehe der Tod erscheint. Aber die Hexe von Gäbistorf wird der Mutterlosen eine Mutter sein; sie wird die Königstochter entführen, ehe der Mond zum zweiten Male sich füllt. Diese Agnes spinnt an einem Netze, aber die Bettlerin von Breisach wird es zerreißen mit unsichtbarer Hand. Nimm Deine Harfe — mein Werk hier ist für heute gethan, ich habe die nöthige Abrede getroffen. Fort! der Hof begibt sich heute noch auf Baden — es riecht mir wie Blut in der Nase — der König zieht auf den Stein in Baden. Komm', wir folgen Albrechts Fußtritten wie die Hunde dem fliehenden Gewild."

Aber Mutter! Mutter! warum dieses Umherschweifen? können wir nicht auch leben wie andere Leute? Dieses Treiben wird mir immer unerträglicher, und ich möchte oft vor Scham in die Erde versinken, wenn ein rechtschaffener Mensch sieht, mit welchen Menschen wir verkehren und mit welchen Künsten wir uns abgeben."

„So? so? Du ſchämſt Dich, Töchterlein," fragte die Alte mit widerlichem Grinſen. „Ja! ſchäme Dich nur, Du haſt Urſache dazu, entartetes Geſchöpf! Wir leben wie andere Leute? Hi hi hi! Weißt Du nicht, wer Du biſt? wer ich bin? und wer Dein Vater war? Du kennſt die Pflicht, welche das Schickſal mir auferlegte, — willſt Du mir dieſelbe erfüllen helfen, oder ſoll ich rufen den blutigen Schatten? ſoll ich des Vaters Geiſt heraufbeſchwören? ſoll ich den Fluch über Dich ſprechen, den ſchweren, zermalmenden Mutterfluch über die ungerathene Tochter?"

Röschen erblaßte, zitterte und ſchwieg. Die Alte aber erhob drohend den Fidelbogen und rief: „Fort, das Verhängniß winkt, fort nach Baden!" Das Mädchen nahm die Harfe und folgte, gleichſam von einer finſtern Macht beherrſcht, gegen welche ſein Herz vergeblich ſich ſträubte.

Welch' ein Unterſchied zwiſchen Mutter und Tochter, zwiſchen der Hexe von Gäbiſtorf und dem Engel von Gäbiſtorf! Wer ſind dieſe beiden Weſen? Warum folgt die Alte dem König, wie der Hund dem Gewild? Warum wurde Röschen ſo bleich und ſtumm, als das Weib des blutigen Schattens erwähnte? Welch ein Geheimniß liegt da verborgen, daß die Jungfrau den finſtern Weg wandeln muß, den ſie offenbar verabſcheut? So fragt vielleicht mein Leſer. Und gerade ſo fragt der Herzog Johann auch, der ein unbemerkter Zeuge dieſes ganzen Auftrittes geweſen war. Doch nein! Johann hatte gar nicht Zeit, ſolche Betrachtungen anzuſtellen. Bei ihm wurden wenigſtens für einſtweilen alle dieſe Fragen in den Hintergrund gedrängt von der Hauptfrage: Wer wohl der Glückliche ſei, für welchen die ſchöne Roſa betete. Sie hatte ſeinen Namen ſo leiſe ausgeſprochen, als könnte ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit ſich ſelbſt vor Gott nicht verläugnen. Zwar tönte das Wort wie „Johann" — ſchütze den edeln Johann. Daß Roſa vielleicht einen ganz andern Johann gemeint habe, das konnte der Prinz, der ſchon eine Anwandlung von Eiferſucht ſpürte, ſich gar nicht vorſtellen. Und doch war es eben ſo unwahrſcheinlich, daß ſie für ihn gebetet habe. Wie konnte er bei einem unbekannten Mädchen aus dieſer Menſchenklaſſe eine ſo warme Theilnahme vorausſetzen.

Ueber die Zweifel, die ihn quälten, in's Reine zu kommen, ver-

ließ der Herzog sogleich die Kirche und eilte, sein Roß zu besteigen. Wie er aber über die Brücke reiten wollte, führte sein Unstern den Grafen von Homburg und den Abt Heinrich von St. Gallen daher, der mit einem zahlreichen Gefolge sich nach Baden begab, um die Stadt Wil vom König zurückzufordern. Homburg, der in der Nacht nach Winterthur hinabgegangen war, fragte den Herzog, wie er auf ihre Unterredung geschlafen habe, und stellte ihm seinen Lehnsherrn, den Abt von St. Gallen, vor. Es entspann sich ein Gespräch, in welchem Abt Heinrich das Unrecht auseinander zu setzen sich bemühte, das er schon seit Jahren vom Könige habe erdulden müssen. Der Prinz stand gleichsam auf glühenden Kohlen und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo dieser sich empfahl. Als aber dieses geschah, war es bereits zu spät. Die alte Elsbeth und ihre Tochter hatten sich bereits einem Zuge von Bettlern und Pilgern angeschlossen, der einen steilen Fußweg einschlug und sich im Walde verlor. Johann lenkte daher sein Roß wieder dem Schlosse Wart zu, indem er den Entschluß faßte, heute noch auf Baden zu verreisen.

8.

Allerlei auf dem Schlosse Wart.

Wenn man den Herzog und den Knecht Russaling ausnimmt, so kann man sagen, daß die übrigen Bewohnen des Schlosses an dem in Rede stehenden Tage sich den Schlaf ziemlich schmecken ließen. Bei den Gästen war das erklärlich, denn die hatten dem Nefftenbacher und Feldheimer so wacker zugesprochen, daß sie nicht mehr an das Sprichwort dachten: Morgenstund hat Gold im Mund. Aber das böse Beispiel der Herren schien auch ansteckend auf die Dienstboten zu wirken; auch das Gesinde wollte nicht aus den Federn, trotz Glockenschlag und Hahnenruf; und doch war für Knechte und Mägde vollauf zu thun in Stube und Küche. Die Sonne, die wie verstohlen durch die bunten Fensterscheiben des Rittersaales blickte, beleuchtete einen wahren Gräuel der Verwüstung. Leere und halbleere Humpen und Krüge, rothe Weinflecken im weißen Tischtuch, Messer und

Gabeln, die, vermiſcht mit ledernen und ſchuppigen Handſchuhen, mit Federhüten und Helmen, auf und unter Tiſchen und Stühlen herumlagen: — das Alles bewies, daß es hart zugegangen bei dem Kampfe, der hier ſtattgefunden. Von den bärtigen Ahnenbildern an der Wand ſchauten einige trotzig und wild in dieſen Wirrwar hinein, als wollten ſie ſagen: Geht es ſo zu? wirthſchaften unſere Erben ſo mit dem Gute, das wir voll Mühe und Sorgen geäufnet? Andere aber lächelten ſo vergnügt, als ſprächen ſie: Laßt ſie machen! es iſt jetzt an ihnen, wie es ſeiner Zeit an uns war. Trieben wir es ja zuweilen nicht viel beſſer. Wie lange ohne äußern Anſtoß die Dienſtboten dieſen Wahlplatz tüchtiger Zecher gemieden hätten, wiſſen wir nicht. Denn der Anſtoß kam von des Hauſes ordnendem Geiſte, er kam von der Gebieterin, von der Frau Gertrud.

Frau Gertrud hatte in ihrem Weſen viel von dem, was der große Weiberkenner des Alterthums, König Salomo, unter die Vorzüge einer guten Hausmutter rechnet. Sie war nicht ſo heldenhaft, wie ihre Freundin, Eliſabetha von Eſchenbach, und nicht ſo gebildet, wie manche meiner Leſerinnen, ſie ſchrieb keine Bücher, wie die Damen unſerer Tage; aber ſie beſaß viel natürlichen Verſtand und einen Geiſt, der über manchen Punkt heller urtheilte, als man es von jener Zeit erwarten durfte. Selten erſchien ſie bei einem Turniere, ſelten am Hofe der Habsburger, deren Stolz ſie nicht zu ertragen vermochte. Das Haus war ihre Welt, ihre Freude war Mann und Kind. Selber thätig vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend hielt ſie auch das Geſinde ſtrenge zur Thätigkeit an, und unwillkommen waren ihr die Anläſſe, wo ſie die Zügel ihres weiblichen Regimentes etwas laxer halten mußte. Gegen Gäſte, die auf dem Schloſſe Wart ankehrten, war ſie ſehr artig, wenn ſie dieſelben für aufrichtige Freunde ihres Gatten anſah, doch wünſchte ſie auch dann, wiewohl nur heimlich, daß ſie den Aufenthalt nicht übermäßig verlängern möchten. Die Ehre des Hauſes zu wahren und ihrem wackern Rudolf Freude zu machen, ließ ſie bei ſolchen Gelegenheiten reichlich auftiſchen, was Küche und Keller barg. Aber ſie wollte nicht, daß Knechte und Mägde ſich die Anweſenheit der Gäſte zu Nutze machen, um ihre Pflichten zu vernachläſſigen, im Gegentheil verlangte ſie gerade dann größere Aufmerkſamkeit und ſchnellern Gehorſam, da-

mit die Hausordnung auf Wart sich keine Blöße gebe vor den Augen der Nachbarn und Freunde.

Als daher Frau Gertrud erwachte und es ihr vorkam, es müsse bald sechs Uhr sein, ohne daß sich Jemand rege im Schlosse, da wurde sie roth und bleich vor Schrecken und Unwillen. Eilig kleidete sie sich an, warf noch einen flüchtigen Blick auf ihren Mann und den schlafenden Knaben, schlüpfte dann leise zur Kammerthüre hinaus, flog Treppen auf und Treppen ab und weckte die Knechte und Mägde. Scheltend fragte sie die Schlaftrunkenen, ob sie über Nacht Ritter und Edelfrauen geworden, da sie im Bette liegen, bis die Sonne über allen Heiden aufgegangen. Fort! an Eure Geschäfte! tummelt Euch! Alles in möglichster Stille, damit die Herrschaften nicht vor der Zeit herunterkommen und inne werden, wie wenig Ihr um des Hauses Ehre Euch kümmert. Das Wort wirkte. Die eine Magd kehrte den Saal und stäubte die Tische und Bänke ab, während die andere in der Küche Feuer schlug und für das Morgenessen sorgte. Ein Knecht nahm die Schuhe unter den Arm und begab sich in den Hof und in den Stall hinab; ein Anderer schlich in Socken durch die Gänge und fing an die Kleider auszubürsten, die Helme und Panzer blank zu scheuern. Frau Gertrud reichte selber aus der Speisekammer den nöthigen Mundvorrath ab, und holte aus dem Garten einen duftenden Strauß, mit welchem sie die Blumengefäße im Rittersaale schmückte.

Ritter Rudolf von Wart war inzwischen ebenfalls aufgestanden und hatte sich in die Waffenkammer begeben, um nachzusehen, ob die Rüstung in Ordnung sei, die er auf seiner Fahrt nach Baden zu tragen gedachte. Viele Schwerter, Panzer und Helme hingen an den Wänden umher, viele Panzer, Schilde, Lanzen und Helleparten standen angelehnt in den Winkeln. Auch fehlte es nicht an ausgestopften Rüstungen. Besonders zeichnete sich durch seine riesenhaften Formen ein Ritter mit geschlossenem Visire aus, welcher den Arnold von Wart vorstellen sollte, einen der Ahnherren des Ritters Rudolf von Wart. Nachdem Rudolf sich überzeugt hatte, daß Rüstung, Schwert und Lanze in Ordnung sei, fing er an, mit sinnendem Haupte und mit verschränkten Armen den Saal auf und nieder zu schreiten. Er gedachte der Worte, die Graf Werner von Homburg am gestrigen Abend gesprochen.

Als Rudolf eine Weile auf und nieder gewandelt war, kam es ihm vor, als ob Jemand in seiner Nähe nieße. Er schaute rechts und links, aber Niemand befand sich in der Waffenhalle als er selber. Der Ritter schüttelte den Kopf und setzte seine Wanderung fort. Indem er aber ein Mal an dem Bilde seines Ahnherrn Arnold vorüberging, erhob dieser die rechte Hand, gleichsam, als ob er seinen Enkel warnen wollte. Rudolf stutzte. „Was soll das?" fragte er halblaut und stand einige Augenblicke still, — „Selbsttäuschung," murmelte er, „nichts als Selbsttäuschung," und drehte sich wieder um. In demselben Momente aber wurde ihm der Schaft eines Speeres so derb auf den Rücken geschlagen, daß der Ritter einsehen mußte, hier sei etwas mehr als Selbsttäuschung. Jetzt sprang die Freiherrin von Eschenbach hinter der Rüstung des Arnold von Wart hervor, indem sie beinahe bersten wollte über den Possen, welchen sie dem Hausherrn gespielt hatte. Rudolf lachte mit, jedoch unter der Bemerkung, daß er dem erhaltenen Schlage nach eher einen Grobschmied, als ein zartes Frauenzimmer hinter dem geharnischten Ahnherrn gesucht hätte. Dann nahm er die Dame an den Arm und führte sie in den Speisesaal hinab, wo er bei dem Frühstücke dem Walter von Eschenbach ein Kompliment machte über die Stärke der Frau Elisabetha, seinen Freund glücklich preisend, daß es demselben in der Brautnacht nicht ergangen, wie weiland dem Könige Günter mit der gewaltigen Brunhild, der, nach dem Nibelungenliede, von seiner Geliebten gefesselt und an den Wandnagel aufgehängt wurde.

Bei dem Worte „Frühstück" denken vielleicht unsere Leserinnen an Thee, Kaffee, Chokolade und Zucker. Alle Achtung vor dem Geschmacke unserer Leserinnen, denn wir gehören auch zu der Zunft der Kaffeetrinker, und wenn uns der Dampf der gerösteten Bohne umwallt, so fühlen wir uns so behaglich, wie einer der seligen Götter des Vaters Homer. So verbreitet indessen heut zu Tage das chinesische Kraut und die arabische Beere ist, und so ungerne der ärmste Hirt unserer Alpen auf diese Würze des irdischen Daseins verzichten würde, so wußte doch im Mittelalter von solchem Genusse weder Edelmann noch Graf, weder Herzog noch Kaiser. Das Morgenessen auf dem Schlosse Wart war viel solider. Hünenberg, Wart und Balm aßen Haferbrei, der von den Letztern mit Wein verdünnt

wurde. Eſchenbach labte ſich an ſaurer Kalbsleber, weil es ihn bedünkte, er habe am geſtrigen Abend des Guten ein Bischen zu viel gethan. Frau Gertrud trank Milch und aß Butterſchnitten mit Honig. Hingegen hatte ſie für Frau Eliſabetha von Eſchenbach, die eine geborne Freiin von Vatz aus Rhätien war, eine Schüſſel mit Pollenta bereiten laſſen. Dieſe lohnte die Aufmerkſamkeit der Hauswirthin dadurch, daß ſie ihr italieniſches Lieblingsgericht ſich trefflich ſchmecken ließ und nach glücklich geleerter Schüſſel auch ein paar Gläſer dunkelrothen Veltliner nicht verſchmähte. Unſere Leſerinnen ſchütteln vielleicht hier das Köpfchen, aber es wird im Verlaufe unſerer Geſchichte noch Manches geben, worüber ſie das Köpfchen ſchütteln werden. Ein Geſchichtſchreiber, der ſich vorgenommen hat, nichts als die reine Wahrheit zu erzählen, muß in Gottes Namen die Leute ſchildern, wie ſie ſind.

Bald erſchien auch Herzog Johann und nahm an dem Morgeneſſen Theil. Er ſagte von ſeinem Beſuche auf Multberg und im Kloſter, wobei er freilich das Wichtigſte mit Stillſchweigen überging. Nur ſo viel konnte man bemerken, daß er ſehr wünſchte, recht bald in Baden einzutreffen. Als daher ein Bote von Kiburg aus zum Aufbruche mahnte, ſo ſäumten die Freunde des Herzogs (zu denen wir auch den jungen Hüneuberg rechnen,) mit der Abreiſe nicht.

Rudolf von Wart hatte freilich vorher noch einen ernſtlichen Widerſtand zu beſiegen. Während er in einem Nebenzimmer ſeinen Harniſch anzog, trat Gertrud zu ihm ein, auf dem Arme den ſchöngelockten Knaben Jakob bringend, damit dieſer dem Vater einen guten Morgen biete. „So willſt Du alſo auch nach Baden reiten?“ hob Gertrud an. „Ich muß wohl,“ ſprach Wart, eine rothe Schärpe über den glänzenden Harniſch werfend. Lieber Rudolf, bleibe da,“ bat die beſorgte Gattin. „Und warum?“ fragte der Ritter. „Mir gefällt“, lautete die Antwort, „dieſer Herzog nicht, er iſt ſo leidenſchaftlich, ſo aufbrauſend.“

Bedenke, wie Albrecht ihn behandelt, wie er ſein Erbe ihm vorenthält.“

„Ich will es nicht läugnen,“ entgegnete die Frau, „aber laß Du ihn das ſelber mit ſeinem Oheim ausfechten, dränge Dich nicht zwiſchen den König und den Herzog. Du biſt nur der Lehnsmann.“

„Eben weil ich ſein Lehnsmann bin, habe ich die Pflicht auf mir, den Vortheil meines rechtmäßigen Lehnsherrn zu fördern.“

„Zu ſolchen Geſchäften verbindet der Lehnsbrief Dich nicht.“

„Aber meine Ehre. Oder ſoll ich minder thun, als Balm und Eſchenbach.“

„Ich kenne meinen Bruder, er iſt ein Hitzkopf wie der Herzog. Und dieſer Eſchenbach iſt ein Schwärmer, der nur vom Lanzelot am See, vom gehörnten Siegfried träumt und über der Dichterwelt die wirkliche vergißt.“

„Gerade darum thut dem Herzog ein älterer, beſonnener Mann noth, der Waſſer in das Feuer gießt, wenn die beiden Tollköpfe ihn zu Uebereilungen verleiten wollen.“

„Du kömmſt zu ſpät, guter Rudolf, Du giltſt mit Deiner Ruhe bei Johann weniger, als Eſchenbach und mein Bruder. Bleibe da, ich bitte, nur noch heute und morgen.“

„Und warum dieſe beiden Tage?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Gertrud, „es iſt kindiſch; aber es kommt mir vor, es würde ein großes Unglück verhütet, wenn Du bei Hauſe bliebeſt. Ein dunkles Gefühl, eine unausſprechliche Angſt, eine Ahnung —“

„Du hältſt doch ſonſt nicht viel auf Ahnungen,“ ſagte der Ritter.

„Und doch kann ich mich derſelben jetzt nicht erwehren, lieber Rudolf! da Du alſo weißt, daß ich ſonſt nicht abergläubiſch bin, ſo folge mir und bleibe. Es iſt nicht bloß Grille — es iſt mehr.“ Der Ritter wurde unſchlüſſig und dachte ſchon darauf, wie er ſein Zurückbleiben bei'm Herzoge entſchuldigen wollte. Gertrud merkte, daß ihr Gatte wankte. Ihren Sieg vollends zu erringen, ſprach ſie zum Knaben: „Komm, Jakob, küſſe den Vater und bitte ihn, daß er nicht fortgehe.“ Der Knabe küßte den Vater. Aber, von der Schönheit der Rüſtung geblendet, fing er an, mit dem Helmbuſche und mit dem Schwertgurte zu ſpielen. „Vater,“ fragte er, „wenn ich einmal ſo groß ſein werde, werde ich dann auch ein Schwert, ein Pferd und ein Schloß haben, wie Ihr?“

„Horch, was der Kleine da fragt!“ ſprach Rudolf zu Gertrud gewendet! — „das iſt Gottes Stimme. Es handelt ſich um des Knaben Zukunft. Können wir die Unterdrückung der Gebirgsbewohner

nicht verhindern, ſo wird dieſer Knabe von mir einſt wohl den Titel eines Freiherrn erben, — allein er wird ein Sklave, Oeſterreichs Sklave werden. Die zwei Tage, um welche Du mich bitteſt, ſind wichtig; ich darf ſie nicht verlieren, ich muß ſie in Baden zubringen. Wenn ich dort für den Herzog wirke, ſo wirke ich für unſern Sohn. Bedenke das und lebe wohl, liebes Weib."

Er umarmte Sohn und Mutter und ging. — Gertrud ſchwieg, aber ſie war nicht beruhigt.

9.

Reiſe und Warnung.

König Albrecht zog mit ſeinem Hofſtaate von Kiburg nach Baden. Viele Churfürſten, Herzoge, Biſchöfe, Prälaten, Grafen, Herren und Knechte waren mit ihm. In Zürich wurden ſie durch Bürgermeiſter und Rath, durch die Zünfte und die Geiſtlichkeit, welche dem Herrn der Chriſtenheit unter Vortragung des Allerheiligſten entgegengegangen waren, prächtig empfangen und gaſtlich bewirthet. In Demuth erſchienen die Nonnen des Fraumünſters und baten, daß der König die Wahl der neuen Aebtiſſin, Eliſabetha von Matzingen, welche nach dem Tode der Frau Eliſabetha von Spiegelberg zur Vorſteherin des Stiftes erkoren worden, beſtätigen möchte. Und Albrecht that nach ihrem Willen und belehnte die Neugewählte mit allen fürſtlichen Rechten, welche ihre Vorgängerinnen von Alters her beſeſſen. So war, wenigſtens dem äußern Anſcheine nach, Freude und Jubel von allen Seiten.

Herzog Johann und ſeine Freunde unterdrückten den Groll, der an ihrem Innern nagte und ergötzten ſich an den luſtigen Einfällen der Freiherrin von Eſchenbach. Eine andere wäre in ihren Umſtänden vielleicht lieber zu Hauſe geblieben und hätte der ſüßen Mutterhoffnungen ſich in heimiſcher Stille gefreut; Eliſabetha von Vatz aber war über dieſes Zartgefühl und die damit verbundene Schüchternheit weg. Ihre Neugierde hatte ſie nach dem Schloſſe Wart getrieben, um von da den Zug nach Zürich mitmachen und den königlichen Hof in der Nähe ſchauen zu können. Das that ſie denn auch nach Herzensluſt. Eine gewandte Reiterin, wie ſie von Jugend auf geweſen,

drängte ſie mit ihrem Manne, der ihr nichts abzuſchlagen wagte, ſich keck bis in die Vorderreihen des Königs. Mit vieler Laune erzählte ſie in Zürich dem Herzoge Johann, was ſie Alles geſehen, indem ihr Spott weder die dickbauchigen Biſchöfe, noch die ausgehungerten Grafen nnd Räthe des Königs verſchonte. Am beſten gefiel ihr der Hofnarr Kuni von Stocken und am ſchlechteſten der einäugige Jude, dem die Churfürſten die römiſche Königskrone auf den Waſſerkopf geſetzt hatten.

Albrecht übernachtete mit ſeinem Gefolge in Zürich. Walter von Eſchenbach hingegen geleitete ſeine Gemahlin heim auf die Schnabelburg. Die übrigen Freunde des Herzogs Johann begaben ſich am kommenden Morgen mit dem Hofe nach Baden, wo ſie wohlbehalten anlangten und in der Stadt ihre Herberge bezogen.

Der Herzog war ziemlich einſilbig und träumeriſch, vielleicht dachte er über den Erfolg nach, den die Abſendung des Ritters Tägerfeld haben möchte, vielleicht ſteckte ihm etwas Anderes im Kopfe, das er ſeinen Freunden nicht gerne mittheilen wollte, das aber meine Leſer, wenn ſie ſich in die Gemüthsſtimmung eines zwanzigjährigen Jünglings verſetzen, wohl errathen dürften. Es war wenigſtens, als ob ſeine Blicke immer Jemand ſuchen in dem Gedränge der Menſchen, das damals das Städtchen Baden erfüllte.

Einſt, als Johann mit Balm, Wart und Hünenberg ſich nach den großen Bädern hinab verfügen wollte, ſtürzte ein ſchön geputzter franzöſiſcher Ritter auf den Herzog zu, ſchloß ihn in die Arme, herzte und küßte ihn, ſo daß der Prinz alle Mühe hatte, ſich der ungeſtümen Zärtlichkeit zu erwehren. „O mon ami,“ rief der Welſche, „ich bin ſehr charmé, Euch zu ſehen hier. Ich habe Euch geſehen nur ein Mal en toute ma vie; aber ich kenne ſehr wohl, denn ich habe gut behalten in die Kopf Euer Perſon. Mon cher cousin ſein jung und ſchön und luſtig alleweil. Und was machen Madame und die Erren Söhne? ils se portent bien? j'en suis sur.“ Herzog Johann erwiederte, daß er weder Frau noch Söhne habe und daß hier ein Mißverſtändniß obwalten müſſe.

„O non!“ ſchrie der Franzoſe, „ich kenne ſehr gut meine Leute, mon cousin will mich vexiren, aber ich nicht wieder vergeſſen einen Mann, den ich haben geſehen ein Mal, wenn ich denken ſo viel an

ihn. Ah! Chevalier von Wart ſein viel Spitzbube, daß mich nicht will kennen, den cousin Theobald de Blamont.“

Jetzt hellte ſich der Irrthum auf. Ritter Theobald von Blamont war mit Wart und Balm weitläufig verwandt. Als ihm daher Jemand im Wirthshauſe die Vorübergehenden zeigte und dabei den Namen Wart ausſprach, eilte Blamont auf die Straße hinaus, den Vetter zu begrüßen. Er umarmte aber den Herzog Johann, ſtatt des Ritters von Wart.

Ritter Balm bedeutete dem Welſchen, daß er hier an den unrechten Mann gerathen und ſtellte ihm ſeinen Schwager Wart und ſich ſelbſt als Vettern dar. Das verſchlug aber dem Ritter Theobald von Blamont nichts. Dem Herzoge eine zierliche Verbeugung ſchneidend, wandte er ſich um an Wart und Balm, umarmte und küßte dieſe mit gleichem Feuer und mit denſelben Verſicherungen des Entzückens, der Freundſchaft und der Liebe.

Dem Herzog Johann machte die höfliche Windbeutelei des welſchen Gecken anfänglich vielen Spaß. Er legte beide Hände auf den Rücken und weidete ſich an der Verlegenheit der Ritter Balm und Wart, die ſich vergebens der zudringlichen Zärtlichkeit des Herrn Vetters zu erwehren ſuchten, der ihnen ſo unerwartet über den Hals gekommen. Endlich wurde ihm das Ding zu toll und er dachte bei ſich ſelbſt, ein Mann, der ſeine Freundſchaft ſo auf offener Straße an den Erſten Beſten verſchwenden könne, dürfe, wenn es ſein Vortheil erheiſche, bei gegebenem Anlaſſe auch wieder am Erſten Beſten zum Verräther werden. Daher wollte er ſeinen Freunden zurufen, ſie möchten doch die Unterhaltung mit dem Herrn aus Welſchland etwas abkürzen, da ſich noch Zeit genug finden werde, ſeine Liebeserklärungen in Empfang zu nehmen. Siehe! da berührte eine leichte warme, weiche Hand die auf dem Rücken ruhenden Hände des fürſtlichen Jünglings. Ein wonnevoller Schauer durchflog alle Nerven desſelben. Johann drehte ſich um und ſah, wie das ſchöne Röschen von Gäbiſtorf vorüberſchwebte und hinter der Ecke eines Hauſes verſchwand. Er wußte nicht, wie ihm geſchah. Eine Weile ſtand er in ſüßem Nachſchauen verloren, der welſche Ritter mit ſeinen Vettern, ja die ganze Welt war für einen Augenblick vergeſſen. Was doch ein warme, weiche Hand und ein vorübergehendes ſchönes Mädchen

nicht für Wunder wirken kann im Herzen eines zwanzigjährigen Jünglings! Erst, als der Prinz wieder zu sich selber kam, bemerkte er, daß er ein Papier in der Hand hielt. Er ermangelte nicht, das Briefchen zu öffnen und den Inhalt zu lesen. „Gnädiger Herr! trauet den Weissagungen der Elsbetha von Gäbistorf nicht" — so lauteten die Worte, welche auf dem zierlich gefalteten Blättchen standen. Es war nicht viel und doch bot es dem jungen Manne vielen Stoff zum Nachdenken. Doch davon ein anderes Mal etwas mehr, denn jetzt ruft uns der Lauf der Geschichte zu einem neuen Kapitel.

10.

Der König und seine Räthe.

„Das kann nicht sein," entgegnete Heinrich von Hünenberg dem Junker, der ihn in dem Volksgewühle aufgesucht und zur Nachfolge eingeladen hatte, „es kann unmöglich sein, es muß hier durchaus ein Mißverständniß obwalten." Aber der Edelknabe beharrte auf seiner Einladung, indem er behauptete, den Befehl dazu aus des Königs eigenem Munde empfangen zu haben. „Und was soll ich bei'm Könige?" fragte Hünenberg. „Das weiß ich nicht," antwortete der Edelknabe, „ich weiß nur, daß ich den Auftrag erhalten habe, Euch zur Pfalz, oder wie sie es hier zu Lande nennen, Euch zum Stein dort hinauf zu führen." Gerne hätte Hünenberg den Herzog Johann gefragt, was er thun solle, aber sein Auge konnte den Prinzen nirgends erblicken. Und also folgte er dem Boten ohne längere Widerrede nach auf dem Pfade, der zum Schlosse hinaufführte.

Zwischen vielen größtentheils pyramidenförmigen Hügeln, deren Rücken dunkle Waldungen, deren Seiten grüne Matten und Reben schmücken, dehnt in romantischem Bergkessel sich eine bedeutende Ebene aus. Vom Kloster Meerstern oder Wettingen her windet sich in krummem Laufe die Limmat, welche, die Nagelfluhfelsen durchbrechend, munter hinabeilt, um sich mit der Reuß und der Aare zu vereinigen. Dort steht auf schroffer Höhe der sogenannte Stein von Baden. Heut zu Tage sind es öde Ruinen, wo etwa der Kurgast im Schatten der

Akazien weilt und bei'm Anblick des bemoosten Gemäuers an die Vergänglichkeit menschlicher Dinge denkt. Als Heinrich von Hünenberg zum Steine hinaufstieg, war derselbe ein stolzes, mit Thürmen und Zinnen, mit Wall und Graben umgebenes Königsschloß, an dessen Fuß das Städtchen Baden sich anschmiegte, wie eine schüchterne Schafherde. Im großen Saale wurde eine feierliche Sitzung gehalten, indem viele Fürsten und Herren sich über einen Gegenstand berathschlagten, der ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien. Sechs Bogenfenster beleuchteten das hohe stattliche Gemach, eine reizende Fernsicht gewährend über das von der Limmat durchflossene Thal. Durch das offene Fenster sah man, wie die Sonne allmälig nach dem Schlosse Brunegg sich hinabsenkte. In ihrem Goldglanze badeten sich der Uto und der Albis, der Berg von Zürich, die Alpen von Schwyz, Glarus, Graubünden und Appenzell. Doch schien dort, wo das Grütli liegt, die Wiege schweizerischer Freiheit, eine drohende Wetterwolke zu hangen. Eben so schön war das Innere des Gemaches, in welchem die Herren beisammen saßen. Teppiche aus Venedig, die Belagerung von Troja und die Thaten des Hektor und Achilles darstellend, überkleideten die Wände des Saals. Dem Eintretenden blitzte ein großer Wandspiegel entgegen, ebenfalls ein venetianisches Kunststück und damals noch von unermeßlichem Werthe. Dünne bunte Platten von Marmor bedeckten den Boden. Auf der einen Seite des Zimmers war ein Kredenztisch, zierlich aus Eichenholz gearbeitet, auf den fünf mit Silberstoffen von weißer Seide überspreiteten Vorsprüngen standen Kannen, Becken, Humpen und Becher von getriebenem Golde und Silber. Vorzügliche Bewunderung ernteten zwei Gefäße von massivem Golde, die, mit Perlen und Juwelen ausgelegt, die feinsten Spezereien enthielten und die süßesten Wohlgerüche aushauchten. Der königliche Armstuhl war aus Elfenbein geschnitzt und mit goldenem Laubwerk verziert, ein Thronhimmel aus purpurrothem Sammt, schwer von Goldstickerei und goldenen Troddeln, überwölbte die Rücklehnen desselben.

Auf dem Throne saß ein Mann von mittlerer Größe, zwischen fünfzig und sechszig Jahren alt. Der trug einen Purpurmantel, mit Hermelin gefüttert, und weiße Unterkleider, blitzend von Gold und

Edelsteinen. Sein falbes Haupthaar hing lang und steif auf die Schultern hinab. Er hatte nur ein Auge, die ausgelaufene Höhle des andern bedeckte ein Stück schwarzer Taffet. Die Nase war groß und schief, die Lippen breit und wulstig, auch stand das Kinn bedeutend vor. Das bleiche, pockennärbige Angesicht verrieth Kränklichkeit und Mißmuth. Man hätte schwören sollen, der Mann habe in seinem Leben noch nie gelacht, noch nie einen Menschen aufrichtig geliebt. Was in dem krummen Zug um den Mund, im scheuen, wilden Blick, in der gerunzelten Stirne lag, — das läßt sich schwer ausdrücken, obgleich es jeder aufmerksame Beobachter dunkel fühlte. War es Hohn? Menschenverachtung? Argwohn? Bewußtsein geheimer Schuld? war es, um das Unheimliche mit einem Worte zu bezeichnen, war es das Kainszeichen des Despotismus? Wir wissen es nicht. Genug! so sah der Mann aus, der auf dem Throne saß, der deutsche König Albrecht.

Auf der rechten Seite des Tisches saß der Churfürst von Mainz, ein langer, hagerer Mann, mit schwarzem, in's Graue spielenden Bart und Haupthaar. Ueber des Mannes geistreichem Auge, spitziger Nase und dünnem Munde schwebte immer ein leichtes, verschmitztes Lächeln. Peter Eichspalter hatte sein Gesicht vollkommen in seiner Gewalt; wie es auch in seinem Innern toben mochte, sein Aeußeres blieb ruhig und kalt. Seine Stimme war sanft und wohlklingend, seine Ausdrücke sehr gewählt. Gründe und Scheingründe standen ihm nach Belieben zu Gebote, die Sprache diente ihm bald zu klarer, siegender Beredsamkeit und bald zu schlauer Verhüllung der eigenen Gedanken. Was man damals wußte im Gebiete der Medizin, Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, das hatte er sich zu eigen gemacht. War er gleich von dunkler Geburt und nur durch eigenes Verdienst bis zum Bischof von Basel, zum Kanzler von Böhmen und zum Churfürsten von Mainz emporgestiegen, so verstand er es doch, sich so sicher und würdevoll zu bewegen, als wäre er im Purpur geboren. Er war ein feiner Staatswann im Priesterrock, hochstrebend und ränkesüchtig; aber immer auf seiner Hut und schnell entschlossen bei jeglichem Vorfall und zu jeglichem Mittel. Seine Feinde verglichen ihn daher mit einer Kugel, die man nirgends fassen könne, mit einem Fuchse, dem immer noch ein Ausweg offen stehe zur Flucht.

Es befanden sich an dem hufförmig aufgestellten Tische noch viele Herren geistlichen und weltlichen Standes. Nachdem wir aber die beiden Hauptpersonen gehörig herausgehoben, können wir über die andern schon etwas kürzer sein. Gegenüber dem Peter Eichspalter saß der junge Churfürst von Trier, Baldwin von Luxburg. Dann folgten: der Churfürst von Köln, Heinrich von Virneburg, der Bischof von Straßburg, Johannes von Diepheim, der früher Albrechts Kanzler gewesen, und der Bischof von Speier, der gutmüthige Siboth von Lichtenberg. Von den weltlichen Herren nennen wir den Herzog Leopold, den Herzog Ludwig von Bayern, den Marschall Hermann von Landenberg, Eberhard von Waldsee, Burckhard von Hohenburg, Hugo von Werdenberg und Heinrich von Grießenberg.

„Ich möchte", begann der König, „den gegenwärtigen Zustand des Reiches Eurer Berathung unterlegen. Zwar fehlt in unserer Versammlung der Pfalzgraf vom Rheine, der Churfürst von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg. Dafür habe ich andere treue und einsichtsvolle Männer beigezogen, Männer, die vertraut sind mit diesen obern Landen und mit den Gefahren, die von hier aus das heilige römische Reich bedrohen. Ja, liebe Getreuen! wem die Vorsehung die deutsche Königskrone auf das Haupt setzte, dem ward ein herbes, beschwerliches Loos. Ihr kennet, zum Theil wenigstens, die Verhältnisse von Böhmen. Schon früher hatte mein Schwager, der Herzog Heinrich von Kärnthen, durch die bösen Rathschläge des Herzogs Otto von Bayern sich verleiten lassen, die Hand nach der böhmischen Krone auszustrecken. Umsonst! meine Ansprüche siegten und mein Sohn bestieg den Thron des Wenzeslaus. Da nun Rudolf leider allzufrüh gestorben ist, so soll nach den Bestimmungen der Erbvereinigung mein zweiter Sohn Friedrich die böhmische Krone erhalten. Allein jetzt erhebt sich mein Schwager Heinrich auf's Neue. Seine Gemahlin, die ehrgeizige Tochter des Königs Wenzeslaus und der feindselige Herzog Otto lassen ihm keine Ruhe. Auch ist, wir dürfen es uns nicht bergen, der Anhang Heinrichs stark. Die meisten böhmischen Großen sind auf seiner Seite. In offener Versammlung haben diese zu Prag den Tobias von Pechingen erstochen, als er es wagte, mir und meinem Sohne das Wort zu reden; selbst die verwittwete Königin wurde von ihnen aus der Königsburg vertrieben. Daher

begab Eliſabetha und ihre Mutter Juta ſich in meinen Schutz. Gerne gewährte ich ihnen dieſen, indem ich einen Theil meines Heeres in ihre Beſitzungen verlegte. Allein dadurch wurde ich in der Fortſetzung des böhmiſchen Krieges gehemmt und ich ſehe mich genöthigt, in Oeſterreich und Schwaben neue Truppen aufzubieten. Das iſt der Grund, weßhalb ich nach Baden zog und weßhalb auch Ihr, edle Fürſten und Herren, die Einladung erhieltet, hier zu erſcheinen, um mir bei meinen Rüſtungen mit klugem Rathe an die Hand zu gehen."

König Albrecht ſchwieg und blickte forſchend im Saale umher. Der Churfürſt von Mainz nahm nun das Wort und ſagte mit ſeinem gewohnten kalten Lächeln: „Das Zutrauen, das unſer erhabener Gebieter uns ſchenkt, muß uns Allen um ſo ſchmeichelhafter ſein, da wir in demſelben mehr einen Beweis huldvoller Herablaſſung, als ein Gebot der Nothwendigkeit erkennen müſſen. Meines Erachtens ſtanden die Angelegenheiten in Böhmen nie beſſer, als jetzt, wo die beiden verwittweten Königinnen ſich in den Schutz Seiner Majeſtät begaben. Die dadurch im Heere bewirkte Lücke wird bald ausgefüllt und unſer Herr und König ſtark genug ſein, Böhmen zu ſeiner Pflicht zurück zu führen."

„Hätten wir es mit Böhmen allein zu thun, ſo wäre das vollkommen richtig," entgegnete Albrecht. „Das iſt indeſſen nicht der Fall. Für's Erſte ſtehen wir mit dem Biſchofe von Baſel in Fehde. Warum? — weiß Niemand beſſer, als der Herr Churfürſt da. Für's Zweite haben ſich während unſerer Abweſenheit in Böhmen die Gebirgsbewohner in offenen Aufſtand geſetzt gegen die landesväterlichen Verfügungen, die wir getroffen zum Frommen des Reiches und dieſer Leute ſelbſt." Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thüre und ein Herold rief mit lauter Stimme: „Beringer von Landenberg und die beiden Geßler von Bruneck!" Dann ſah man drei Ritter, von denen zwei in Trauerkleider gehüllt waren, den Saal durchſchreiten und vor dem Throne des Königs ſich auf die Knie niederlaſſen. „Was willſt Du, Beringer von Landenberg?" fragte der König, ſich ſtellend, als ſei er durch den Auftritt überraſcht.

„Ich bin", hob der erſte von den drei knienden Rittern an, der Mann, o König! den Du vor vier Jahren in die Berge ſandteſt, damit ich im Lande Unterwalden als Dein Vogt den Blutbann ver-

walte und den Nutzen Deines Hauses fördere und die Ehre des Reiches wahre. Ich habe gethan, was meines Amtes war. Schon glaubte ich, der trotzige Sinn des Bergvolkes sei gebändigt und sein Herz empfänglich für Deine königlichen Plane. Da erhoben sich in der ersten Nacht dieses Jahres die Hirten zu verwegenem Aufstande und eroberten die Burgen Deiner Vögte. Zwar konnte ich entrinnen, wurde aber, weil der Schnee die Pfade unwegsam machte, von den Aufrührern eingeholt und mußte Urfehde schwören, mich nie mehr blicken zu lassen in den drei Ländern."

„Ich habe", sprach König Albrecht, „Dich nach Sarnen gesendet, damit Du das Land Unterwalden verwaltest. Aber wo ist Dein Gefährte, dem ich Uri und Schwyz übergab? wo ist Hermann Geßler von Brunneck?"

„Unser Bruder ist nicht mehr," antworteten die in Trauer gekleideten Ritter. „Hermann Geßler ist in Deinem Dienste gefallen, ein Mann von Bürglen, der Gemsenschütze Wilhelm Tell, hat ihn in der Hohlgasse bei Küßnacht mit einem Pfeile erschossen. Hier kannst Du den Mantel unsers Bruders schauen, noch geröthet von dem Blute, das er in Deinem Dienste vergoß. König! wir fordern Rache, wir verlangen Gerechtigkeit." Die beiden Männer sprachen es und breiteten den befleckten Mantel aus vor den Stufen des Thrones.

„Was haben", fragte der König, zu der Versammlung gewendet, „die Rebellen verdient, die so an meinen Dienern handelten?"

„Rad und Galgen!" rief wuthentbrannt der Herzog Leopold. „Sterben müssen die Bauern alle — das Kind im Mutterleibe darf nicht verschont werden."

„Daß die Häupter des Aufstandes hingerichtet werden zum warnenden Beispiele für Andere, dazu stimme auch ich," sprach Eberhard von Waldsee. „Was hingegen das Bergvolk betrifft, so würde ich dasselbe Verfahren anrathen, das wir beobachteten, als die Oesterreicher sich empörten, weil sie, an ihren alten Freiheiten hängend, die Schwaben zu vertreiben und den Wenzeslaus zum Herzoge machen wollten. Eure Majestät begab sich damals auf den Kalenberg und schnitt den Wienern die Zufuhr ab. Das wirkte. Die Aufrührer baten durch den Abt von Schotten um Frieden. Er wurde

ihnen gewährt, aber die Abgeordneten der Stadt mußten mit bloßen Häuptern und Füßen erscheinen und die alten Freiheitsbriefe ausliefern. „Ich verzeihe Euch, sagte Eure Majestät; weil die Königin und der Abt von Schotten für Euch bittet, so verzeihe ich Euch, allein die Freiheitsbriefe hier zerreiße ich mit strafender Hand."

Ein Lichtstrahl von Freude zuckte bei dieser Erzählung über Albrechts düsteres Gesicht. Es schien, als wollte er lächeln.

„Bei Gott! so ging es," nahm Hermann von Landenberg das Wort — „und jetzt sind die ehemals so freiheitstolzen Oesterreicher die geschlachtesten Unterthanen. Was in Oesterreich, Steiermark und Krain Wunder wirkte, das müssen wir auch in Uri, Schwyz und Unterwalden anwenden. Das ist es ja eben, was wir wollten. Durch strenge Behandlung die Hirten zum Aufstande zu treiben, das war der Plan. Darum wurden die Vögte in die Waldstätte gesendet. Das Bergvolk ist in die Falle gegangen, der Verlurst seiner Freiheiten sei des Aufruhrs Strafe. Schon der hochselige König Rudolf wollte in diesen Landen ein neues Fürstenthum für seinen Sohn Hartmann gründen. Was der König Rudolf dachte, das wird der König Albrecht vollenden."

„Ich bedaure zwar, daß der wackere Geßler in der treuen Erfüllung seiner Pflicht den Tod fand," entgegnete der König. „Indessen werde ich sein Blut rächen, das schwöre ich bei meiner königlichen Krone. Euch aber, Ihr Brüder des Gemordeten, und Dich, Beringer von Landenberg, — ich werde Euch nicht vergessen." Albrecht nickte und die drei Ritter entfernten sich wieder.

Nachdem sie den Saal verlassen, entspann sich ein lebhafter Streit, nicht sowohl über die Art der Strafe (denn darüber schienen alle einverstanden, daß die Häupter des Aufstandes ihr Leben und das Volk seine Freiheit verwirkt habe), sondern vielmehr über die Zeit der Vollziehung der Strafe. Herzog Leopold schlug vor, man solle den Eidgenossen sogleich die Fehde verkünden und ein Theil des vor Fürstenstein liegenden Heeres zum Kriege in den Alpen verwenden. Der Churfürst unterstützte diesen Vorschlag, indem er schnelle Bestrafung der Rebellen als Ehrensache darstellte. Welche Hintergedanken dabei im Spiele lagen, das werden wir später sehen. Der Graf von Hohenburg und der Churfürst von Köln dagegen warnten; man solle

nicht allzu viel Flachs an die Kunkel heften, sondern lieber den Krieg in Böhmen zu Ende spinnen, bevor man wieder eine neue Fehde anhebe. Dieser Ansicht pflichteten der Churfürst von Trier und der Bischof von Straßburg bei. Der Churfürst von Mainz und der Herzog Ludwig von Bayern fragten, ob denn ein Krieg gegen unbewaffnete Viehhirten eine so bedenkliche Sache sei, daß man ihn verschieben müsse bis nach Beendigung der Böhmenwirren. „Verachtet das Bergvolk nicht," sprach Hugo von Werdenberg, „ich kenne die Nachbaren im Gebirg; sie haben zwar keine eiserne Rüstungen, aber einen eisernen Sinn und an jeder Hand fünf Finger, mit welchen sie Schwert und Mordaxt so gut zu handhaben wissen, als die stärksten Ritter."

„Mir scheint," fiel hier der Freiherr von Grießenberg ein, „eine Fehde gegen die Waldstätte sei leicht oder schwierig, je nach der Stimmung, die im Gebirge herrscht. Ahnen die Sennen etwas von des Königs Planen und sind sie zum Widerstande entschossen, so würde ich die Sache nicht allzu leicht nehmen. Sind sie hingegen unvorbereitet und vielleicht selbst über ihren Aufstand und namentlich über Tells blutiger That erschrocken: dann vorwärts, je schneller, je besser. Ich möchte daher allervorderst wissen, wie die Landsgemeinden im Gebirg, und namentlich wie diejenige von Schwyz ausgefallen sei. Hat man darüber noch keine sichere Kunde?"

Hermann von Landenberg, der sich auf die Berichte seines Neffen stützte, behauptete: die Bauern ahnen nichts von Dem, was man in Baden gegen sie im Schilde führe. Grießenberg aber wollte wissen, sie hätten bereits Wind von der drohenden Gefahr.

Der König hatte der ganzen Verhandlung schweigend zugehört. Anfänglich war er geneigt, die Waldstätte schnell zu überziehen und durch einen raschen Handstreich die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche die Alpenbewohner seinen ehrgeizigen Planen schon lange entgegengesetzt hatten. Als aber der Churfürst von Mainz diesen Vorschlag ebenfalls in Schutz nahm, wurde Albrecht stutzig. Er kannte die Gesinnungen des schlauen Priesters zu gut, um einen aufrichtigen Rath von ihm zu erwarten. Ein gewisser politischer Takt sagte es dem König, hinter Eichspalters Rath müsse eine Falle verborgen liegen. Er verrieth aber, in der Verstellungskunst nicht

minder Meiſter, als der Erzbiſchof von Mainz, den aufſteigenden Argwohn mit keinem Zeichen. Nur nickte er bei der Rede des Freiherrn von Grießenberg einige Male mit dem Kopfe. Endlich ſagte er: „Grießenberg hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Wir müſſen uns vorerſt genauen Bericht verſchaffen über die letzte Landsgemeinde von Schwyz.“ Dann winkte er einem Edelknaben, worauf die Thüre geöffnet wurde und ein Junker in den Saal hereintrat, der Aller Augen auf ſich zog. Es war ein ſchöngekleideter, ſchlanker Jüngling, mit blondem Lockenhaar. Er verneigte ſich tief vor dem Throne und harrte in ehrfurchtsvoller Stellung der Befehle ſeines Herrn.

„Junker Heinrich von Hünenberg,“ hob Albrecht an, „man ſagt, Du ſeieſt auf der Landsgemeinde zu Schwyz geweſen. Iſt das wahr?“

Der Jüngling bejahte die Frage in beſcheidenem Tone. Es war das erſte Mal, daß er vor dem Kaiſer und ſeinen Räthen ſtand, hohe Schamröthe färbte ſein jungfräuliches Geſicht und mächtig klopfte ſein Herz. Als er aber dem Herrn unter dem Thronhimmel näher in's Auge ſah, verlor ſich ſeine Verlegenheit und ein anderes Gefühl trat an die Stelle derſelben.

„Wie iſt die Landsgemeinde ausgefallen?“

„Gut! Sie war das würdigſte Feſt eines freien Volkes, das nach jahrelanger Bedrückung zum erſten Male des Genuſſes ſeiner Rechte ſich freut.“

„Was höre ich? Weißt Du, vor wem Du ſtehſt, Junker, daß Du eine ſolche Sprache führeſt?“ ſprach der König mit finſterm Blick.

„Werfet ihn hinaus,“ ſchrie Herzog Leopold, „fort, aus unſern Augen mit dem Buben, der es wagt, im Angeſicht des Kaiſers den Lobredner meuchelmörderiſcher Rebellen zu machen.“

„Meuchelmörderiſche Rebellen?“ entgegnete Hünenberg, dem es anfing, ſiedendheiß durch die Adern zu rollen bei'm Gedanken, daß der Vater ſeiner Antonia auch unter der Zahl der Männer ſei, die man hier mit dieſem Namen belege. „Rebellen? Nein, das ſind ſie nicht, ſondern ehrenwerthe Männer, ſo gut, wie Ihr und ich. Es mag ſein, daß man hier ſie alſo heißt, und es mag befremden, daß ich ſie in Schutz nehme; denn die Wahrheit ſoll ſelten gehört werden am Hofe der Könige und Fürſten. Allein verzeihet, ich rede, wie ich

denke, und ſage, was ich weiß. Die Vögte haben es arg getrieben in den drei Ländern, ſie haben des Königs Namen mißbraucht zu ungeheuerm Frevel. Ich will Tells That nicht vertheidigen, aber wenn mein Herr, der König, wüßte, wie viel Böſes Geßler und Landenberg verübten, wahrlich, er würde ſprechen: Sie haben Beide den verdienten Lohn empfangen."

„Laſſen wir das," erwiederte Albrecht, „ich habe Dich nicht hieher beſchieden, um Deine Anſichten über die Verwaltung jener Länder zu hören, oder Deine Klagen wider Männer, die älter und erfahrener ſind als Du. Aber das wollte ich von Dir vernehmen, ob die Gebirgsbewohner auf einen allfälligen Angriff von unſerer Seite gefaßt ſeien."

„Wenn Ihr das zu wiſſen verlanget, gnädigſter Herr und König, ſo will ich Euch die Wahrheit nicht vorenthalten. Ja! man iſt auf einen Angriff gefaßt. Es iſt Alles ein Herz und eine Seele; vom Landammann bis zum ärmſten Hirtenknaben hinab, iſt Alles bereit, für die Freiheit der Väter in Kampf und Tod zu gehen!"

„Wer iſt aber der Schuft, der den Bauern ſagte, der König rüſte ſich zum Kriege gegen ſie?" fragte Herzog Leopold.

Hünenberg ſchwieg, als habe er die Frage überhört. Und als ſie zum zweiten Male wiederholt wurde, antwortete er: „Wie kann ich das wiſſen?"

„Das wird wohl ſchwer auszumitteln ſein," fiel der Churfürſt von Mainz hier ein, „das Bergvolk hat vielleicht dunkle Gerüchte vernommen, oder gerieth von ſelbſt auf den Gedanken, daß der König über den Aufſtand zürnen und die den Vögten zugefügte Beleidigungen rächen werde. Ich glaube nicht, daß hier ein Verräther im Spiele ſei. Es iſt ja nicht möglich, da Seine Majeſtät noch keinen förmlichen Entſchluß gefaßt hat."

„Allerdings ſind Verräther im Spiele — und vielleicht mehr als einer," — verſetzte Leopold. „Es iſt ja männiglich bekannt, wer die Alpenbewohner ſchon früher gegen des Königs Plane mit Mißtrauen füllte."

„Junker Hünenberg, Du ſolleſt auf ſehr vertrautem Fuße ſtehen mit Landammann Reding von Biberegg. Du biſt genauer unterrichtet, als Du Dich ſtelleſt," ſagte Albrecht.

„Ich habe", ſprach Hünenberg, „keine geheimen Angaben zu machen; was ich von der Landsgemeinde weiß, das will und darf ich ſagen, denn ſie wurde unter freiem Himmel gehalten, vor aller Welt. Will man aber mehr von mir, ſo bin ich überfragt. Bedarf man im Rathe des Königs der Kundſchafter, ſo muß man ſich an andere Leute wenden. Heinrich von Hünenberg iſt weder Späher noch Verräther."

„So biſt Du doch Lehnsmann des Königs und haſt, wenn die Fehde ſich entzündet, die Pflicht auf Dir, für den Lehnsherrn die Waffen zu tragen!" ſchrie Herzog Leopold.

„Nein Herr!" entgegnete Hünenberg, „da täuſchet Ihr Euch. Ich verehre im Kaiſer das Haupt der Chriſtenheit — aber ſein Dienſtmann bin ich nicht. Ich bin nur der Dienſtmann des Herzogs Johann von Schwaben, der, wie mich bedünkt, das Alter ſeiner Mündigkeit erreicht hat. Und wenn es zum Kriege wider die Waldſtätte kommt, ſo werde ich und mit mir noch mancher Herr und Ritter, bevor wir Theil nehmen an der Fehde wider dieſelben, die Frage aufwerfen, ob der Herzog uns aufbiete, oder ein Anderer, der dazu kein Recht hat."

„Das wird zu toll," ſchrie der König mit zornigem Blick — „Hünenberg, Du biſt ein vorlauter Bube — und ſomit — entlaſſen." Hünenberg verneigte ſich ſtolz und ging.

Hünenberg hatte gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was er beabſichtigte. Die Anſpielung, daß Johann ſeine Mannen kaum zum Kriege gegen die Eidgenoſſen aufbieten würde, gab den Ausſchlag, daß der König beſchloß, die Waldſtätte zu züchtigen, bevor noch die Mündigkeit des Prinzen ausgeſprochen werde. Die Berathung nahm ein ſchnelles Ende. Und eine Stunde ſpäter ſprengten vier Boten über die Zugbrücke. Die trugen in alle Theile des Aargaus und Thurgaus die Befehle, daß eine Sperre gegen das Gebirg angeordnet und Uri, Schwyz und Unterwalden vom freien Handel und Wandel ausgeſchloſſen ſeien.

10.

Theilt die Erde unter Euch, nur laßt mir meine Liebe.

Inzwiſchen genoßen der Herzog Johann und Eſchenbach, ſein Freund, des ſchönen Frühlingsabends, indem ſie auf der ſogenannten Matte am Geſtade der Limmat ſich ergingen. Beide erſchöpften ſich in Vermuthungeu über die Gründe, um derentwillen der König den jungen Hünenberg in's Schloß beſchieden haben dürfte. „So viel ich weiß, berathet man ſich daſelbſt eben über den Krieg wider die Schweizer," ſagte Eſchenbach. Und als der Prinz das mit einem kaltblütigen „So!" — beantwortete, fuhr Eſchenbach fort: „Es iſt denn doch ärgerlich, daß der Herzog Leopold und der Herzog Ludwig über dieſe Sache zu Gerichte ſitzen; Ihr hingegen, den dieſe Frage ſo nahe berührt, mit mir hier luſtwandeln könnet, als ob Ihr ein Fremdling wäret, der hieher gekommen, um in Baden eine Kur zu gebrauchen." Laſſen wir ihnen dieſe Ehre," verſetzte der Herzog, „ich beneide ſie deßhalb nicht, — aufrichtig geſagt, ich würde jetzt in einen Kriegsrath ſehr übel paſſen — Du ſchüttelſt den Kopf?"

„Um Verzeihung, durchlauchtiger Herr! ich weiß nicht, was ich denken ſoll. — Sonſt ſeid Ihr ein junger Löwe, dem die leichteſte Beleidigung die Flammen durch das Blut jagt; jetzt aber erblicke ich in Euch ein ſanftmüthiges Lamm, das keine Galle im Leibe hat, kein Tröpfchen böſes Blut. Woher dieſe plötzliche Verwandlung? Entweder ſeid Ihr krank oder ver — —"

„Nun, ſo vollende Deinen Satz. Entweder ſeid Ihr krank oder verrückt — wollteſt Du ſagen. Nicht wahr?

„Nein! Herzog! bewahre der Himmel! Das wollte ich nicht ſagen. Wenn Ihr nicht glücklicher ſeid in der Vollendung meiner Sätze, ſo werde ich meine Worte ſelbſt ergänzen müſſen. Entweder ſeid Ihr krank oder verliebt — das lag mir auf der Zunge."

„Je nun! wenn Du da hinaus willſt mit Deinen Vermuthungen, ſo erkläre ich Dir: Du haſt nicht ganz fehlgeſchoſſen. Im Gegentheil! Du haſt das Schwarze getroffen. Mitten hinein in das Ziel fuhr Dein Geſchoß. Ja, Eſchenbach, ich liebe!"

„Und wen?“ fragte der Ritter, „welche Prinzessin, welche Königstochter hat es Euch angethan?“

„Keine Prinzessin, keine Gräfin — kein adeliches Fräulein, — nicht einmal eine ehrbare Bürgerstochter — meine Geliebte ist minder, als das, aber auch mehr als alles das — schön, wie kein Maler Dir malt, hochherzig, wie keine Königin fühlt. Ihre Mutter ist die Hexe von Gäbistorf und sie ist der Engel von Gäbistorf.“

„Aha! die Harfnerin! die schöne Rosa!“ rief Ritter Eschenbach.

Lache nicht, oder wir sind geschiedene Leute auf immer“ — erwiderte Johann. „Der leiseste Spott wäre eine Beleidigung, die ich ewig nie vergeben könnte. Ich könnte Dich blutig hassen, Dich morden, wenn ich wüßte, daß ein böser Gedanke gegen dieses Mädchen Deine Seele beflecke. Höre, Freund, und urtheile!“

Hierauf erzählte der Prinz die ganze Geschichte, die wir aber, weil der Leser sie bereits kennt, nicht wiederholen wollen.

War Herzog Johann, was wir keineswegs in Abrede stellen, ein leidenschaftlicher Charakter, der durch Erziehung und Mißgeschick eine düstere wilde Färbung angenommen hatte, die ihn oft zur Unzeit übel gelaunt zeigte und ungerecht im Urtheil über Andere, so besaß er dafür etwas, was Prinzen gewöhnlich abzugehen pflegt: Gesundheit des Körpers und Unverdorbenheit der Seele. Rosa war seine erste Liebe. Wohl manche Schöne am habsburgischen Hofe hatte zwar ihre Netze vor dem krausköpfigen Wildfang ausgebreitet; aber Johann ging kalt hindurch, weil er die Abneigung, die er gegen die herrschende Familie empfand, auch auf die Frauen übertrug, die den Hof verherrlichten. Ein Mädchen, das den Weihrauch hinnahm, den die Söhne Albrechts streuten, wartete vergeblich auf Huldigungen des barschen Böhmen; wer einem Leopold oder Friedrich gelächelt hatte, der verschwendete sein Lächeln an Johann umsonst, Falschheit und Verrath! — „Indessen lasse ich mich von den Weibern so wenig fangen, als von den Männern“ — brummte der argwöhnische junge Fürst vor sich hin. Dann schnitt er den Frauen ein paar höhnische Komplimente, die ein bitteres Lachen begleitete; oder er schwang sich auf sein arabisches Roß und jagte grollend durch Feld und Flur. Ein Schachspiel, ein Glas Wein, ein Spazierritt mit Eschenbach, Wart und Balm — das war sein Zeitvertreib, ritterliche Uebungen und anstrengende Jagden — das war sein gewöhn-

liches Vergnügen. Eine Ausnahme von seiner Weise hatte er nur zu Gunsten der königlichen Wittwe im Kloster Töß gemacht, welcher Versuch aber, wie wir sahen, sehr unglücklich ausfiel. Desto tiefer war daher auch der Eindruck, den die betende Jungfrau in der Klosterkirche auf den Prinzen machte. Die erste Liebe erfaßte den Jüngling mit all ihrer Himmelsgewalt. Der Leser oder die Leserin weiß vielleicht, was das sagen will, und in diesem Falle darf ich mich kurz fassen; denn das Sprichwort behauptet, den Gelehrten sei gut predigen.

Der Ritter Eschenbach erschrack, als er die Heftigkeit gewahr wurde, mit welcher der Prinz das fremde phantastische Mädchen liebte. Man verhieß sich gestern Abend so Großes von einem männlichen Auftreten des Herzogs, seine Freunde hofften, er dürfe nur sein Erbe vom Oheim zurückfordern, um das verheerende Gewitter abzuleiten, das über den Schweizern und dem Adel der obern Lande schwebte. Und jetzt verlor sich das Alles wie ein Traumbild; denn der Jüngling schien weder an das Unrecht seines Oheims, noch an den Krieg im Gebirg weiter zu denken. Was mit seiner Rosa in keiner Verbindung stand, das hatte für ihn auch keinen Werth mehr. Ja es stand zu befürchten, daß eine so unpassende Liebe den Feinden Johanns die Waffen zu neuen Beschuldigungen und dem König selbst vielleicht einen erwünschten Vorwand liefern werde, um die Mündigkeit seines Neffen einstweilen noch nicht zu erklären.

Eschenbach deutete seine Besorgnisse an, aber sehr leise, damit er ja den heftigen Fürstensohn nicht aufbringe. Allein Johann wollte von keinen Gegenvorstellungen etwas hören. „Gehe mir doch mit Deiner Klugheit und mit Deinen Rücksichten!“ rief er, „schweige mir von meinem Oheim und meinen Vettern. Rosa wird meine Braut, und keine andere. — Darauf kannst Du Dich verlassen. Statt mich mit nutzlosen Besorgnissen zu quälen, hilf Du mir lieber, das Mädchen aufsuchen, das mir seine Warnung zukommen ließ, und den geheimnißreichen Schleier zu heben, der über der Herkunft dieses Engels ruht. Rosa ist am Ende noch mehr, als wir glauben, — die Alte verheimlicht den Vater derselben absichtlich. — Wer weiß, ob sie zuletzt wirklich die Mutter ist. —“

Mit diesen Worten nahm der Herzog seinen Freund an den Arm und so begaben sich Beide hinauf zu den großen Bädern.

Baden — wer kennt Baden nicht? das alte trauliche Städtchen an der rauſchenden Limmat? das ſchweizeriſche Bethesda, wo Hunderte und Tauſende alljährlich aus allen Ländern Europas ſich verſammeln und Heilung oder doch Linderung ſuchen für die mancherlei Leiden, die ihnen das Leben verbittern. Schon die Römer wußten um den Ort und ſie errichteten hier der Iſis ein Bildſäule, die Natur zu verehren, die mit weiſer Mutterſorge in der Erde unerforſchtem Schooße die Heilmittel bereitet, deren der Sterbliche hier oben bedarf. Und die ſchönen Zürcherinnen des Mittelalters machten es nicht ſelten zu einem Hauptartikel des Ehekontraktes, daß der Mann der Frau geſtatten mußte, alle Sommer ein paar Tage in Baden zuzubringen. Iſt daher unſer Leſer ſchon Kurgaſt geweſen, ſo wird er, der alten Erinnerung zulieb, bei unſerm Abſtecher ein Aug, und wenn es nöthig ſein ſollte, beide Augen zudrücken. War er hingegen nie in Baden, dann gehört er vermuthlich zu den Glücklichen, die nicht mit Gicht, Rheumatismen, Podagra, Hypochondrie und wie dieſe Plagegeiſter der Menſchheit alle heißen mögen, zu kämpfen haben. Und in ſolchem Falle wundert es ihn vielleicht, wie der berühmte Ort ausſehe, dem alljährlich ſo viele tauſend Fremdlinge entgegenpilgern, um ihrer Leiden oder doch — ihres Geldes los zu werden.

Je nun! Baden iſt ein altes, trauliches Städtchen, ja ich möchte gerne ſagen, ein eigentlicher Zauberort, wo des Wirthes Waſſer ſich in Gold und des Gaſtes Gold ſich in Waſſer verwandelt. Weil ich aber auch meine Rheumatismen habe, gewiſſe Fußbeſchwerden, die von andern Leuten, die gegen mich weniger höflich ſind, als ich ſelbſt, Podagra geheißen werden, ſo habe ich meine Gründe, warum ich die Leute dort gerne gut erhalten möchte. Deßhalb wiederhole ich es: Baden iſt das ſchweizeriſche Bethesda, wo die Geſundheit Dir bei jedem Schritte aus dem Boden entgegenſprudelt. Auf dem rechten und auf dem linken Ufer der Limmat, zum Theil im Schooße des Fluſſes ſelbſt, ſtrömen warmen Quellen aus der Erde hervor, deren Waſſer in die Häuſer geleitet wird, die ſich hin und wieder wie Paläſte erheben, damit ſich der Gaſt desſelben bediene, wie Bedürfniß und Neigung es erheiſcht. Nur auf der linken Seite der Limmat ſind zwei öffentliche Bäder, das Freibad und das ſogenannte Verena-

bad. Das letztere wurde der heiligen Verena zu Ehren so benamset, der Schutzpatronin dürftiger Kurgäste. Mit Recht. Zu diesen beiden großen Bädern haben alle Armen unentgeltlichen Zutritt. Wohlhabende erblickt man in denselben heut zu Tage nicht, wenigstens — bei Tage nicht. Wenn auch manches junge Weibchen, dem es zu Herzen geht, daß sie den süßen Muttternamen nie hören soll, zu dem wunderthätigen Verenaloche schleicht, so geschieht dieses bei Nacht, und der Badwärter wird durch ein erkleckliches Trinkgeld zur strengsten Verschwiegenheit verpflichtet. Anders war es zur Zeit des Kaisers Albrecht. Die Menschen waren damals nicht schlimmer, als heut zu Tage, aber natürlicher und daher auch ungezwungener. Wer die Gelenksucht, das Rückenweh oder sonst einen Wettervogel hatte, so daß er des Bades bedurfte, der zog sein weißes Badhemd an, befahl das Uebrige der heiligen Verena und nahm seinen Platz in einem der beiden Bäder, die unter freiem Himmel, wie zwei große Wassersäle, sich ausdehnten. Mochten auch draußen die Stände noch so streng geschieden sein, hier im Wasser auf den eichbäumenen Bänken waren sie alle gleich, der Ritter saß neben dem Leibeigenen, der Kaufmann neben dem Bettler, der Priester neben dem Beichtkind und die Frau neben dem Mann, reich und arm, groß und klein, alt und jung, wie es der Zufall mit sich brachte.

So war es unter Anderm auch am ersten Maitag 1308. Die Anwesenheit des Hofes und die milde Witterung, die dieses Jahr besonders frühe eingetreten war, hatten bereits eine große Zahl von Kurgästen herbeigelockt. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es von solchen, die das Wasser innerlich und äußerlich gebrauchten Vor allen Fenstern der umliegenden Gasthöfe und an allen Stangen auf dem Platze sah man Weißzeug, das zum Trocknen aufgehangen worden. Lustig spielte die Pumpe und spritzte ihre Wasserstrahlen hoch in die Luft. Jeden Augenblick brachte oder holte man auf der Tragbahre eine mit Tüchern bedeckte gichtbrüchige Frau, oder in der Sänfte einen lahmen Lazarus, an dem die Kunst der Aerzte zu Schanden geworden war. Bald hinkte über das schlechte Pflaster der Stadt Baden fluchend und sich mit der Krücke nur mühsam forthelfend ein alter Graubart daher, dem in der Schlacht das fallende Pferd den Fuß zerquetscht hatte. Bald wankte ein gebrechlicher, vom

Podagra geplagter Eheherr herbei, auf den Arm seiner jungen Frau sich stützend, die an der Thüre ihm den Schlafrock abnahm. Nachdem sie im Ankleidezimmer sich in ein Badhemd gesteckt, stieg sie selber in die laue Fluth hinab und setzte sich an die Seite des Gatten, um ihm Gesellschaft zu leisten. Zwar hätte es ihm weder an Gesellschaft, noch an Vergnügen gefehlt, wenn es ihm nicht an Sinn für Gesellschaft und Vergnügen gefehlt hätte. Die Leute im weißen Badgewande waren in mancherlei Gruppen vertheilt und vertrieben sich die Zeit auf mancherlei Weise. Die wirklich Leidenden verhielten sich gewöhnlich still, indem sie bis an den Hals sich untertauchten, oder an einer Stelle zusammerkauerten, wo das frisch aus der Quelle kommende Wasser auf ihre Glieder wirken konnte. Die Andern hingegen, die mehr des Spasses wegen badeten, machten es sich schon bequemer. Sie hatten kleine Bretchen vor sich, welche sie als Tischchen zu benutzen wußten. Die Frauen schlürften Milch, aßen Kuchen und Backwerk, besonders aber spanische Brödchen; die Männer labten sich an Wein und Bier, lustig ihre Gläser zusammenstoßend. Hier spielten zwei mit Würfeln, dort warfen Einige sich mit Mandeln oder sie bespritzten sich mit Wasser. Viel zu lachen gaben der alte Herr mit dem Podagra, ein steifer Bürger von Zürich, der seine Frau eifersüchtig hütete, und etliche Jungfrauen, die sich vergeblich bemühten, sich durch eine Art von Vorhang gegen die muthwilligen Blicke der Junggesellen zu schützen, die ihnen gegenüber saßen. Doch ging Alles hübsch ordentlich zu, in Zucht und Ehren, wie die alte Chronik sagt, welcher wir diese Schilderung entnommen haben. Auch darf man sich darüber nicht wundern. Mitten im Wassersaale thronte ein Mann mit einer langen Ruthe, das war der Badmeister, welcher die Aufsicht führte über Verenas nasses Reich. Wollte irgend ein Gast, vom Weine benebelt, in seinen Scherzen zu weit gehen, so klopfte der Badmeister ihm mit der Ruthe sachte auf den Kopf und deutete nach den Badregeln, die mit großen Buchstaben an die Wand geschrieben standen. Einen jungen Ungar, der diesen Wink nicht beachtete, faßte er, ohne viel Umstände, beim langen Zopfe und bewies ihm thatsächlich, daß seine Ruthe keineswegs eine leere Zierrath sei.

Während das geschah, erschienen auf dem Platze Herzog Johann

und Ritter Eſchenbach Wir wiſſen, was ſie ſuchten und ſie ſollten nicht vergeblich ſuchen. Als ſie einige Male auf dem Platze die Runde gemacht, erblickten ſie die alte Elsbeth von Gäbiſtorf, die in einem untern Stübchen in der Herberge zum Raben ihre ärztliche Kunſt in Ausübung brachte. Sie kniete nämlich vor einem eisgrauen Krieger, dem ſie etwa ein Dutzend Schröpfköpfe auf den Rücken und die beiden Füße geſetzt hatte. Es war Eglof von Roſenberg, der in der Schlacht am Haſenbühel etliche Wunden empfangen, die ihn nun nöthigten, alle Jahre das Bad zu gebrauchen. Sie behandelte dieſen treuen Anhänger des unglücklichen Königs Adolf mit auffallender Ehrfurcht. Kaum war das Schröpfgeſchäft zu Ende, ſo ergriff ſie, wie es ſchien von alten Erinnerungen getrieben, ihre cremoneſiſche Geige, eilte nach dem Verenabade, ſchwang ſich auf die Mauer und ſtimmte nach einigen wilden Präludien das Lied an: „Heil dem König, dem Löwen von Naſſau ꝛc.“, ein damals beliebtes Volkslied, das den König Adolf auf Unkoſten ſeines Nebenbuhlers Albrecht verherrlichte. Wer nun weiß, daß Adolf in der Schlacht am Haſenbühel von Albrecht beſiegt, ja mit eigener Hand getödtet worden, der wird es natürlich finden, daß dieſer unerwartete Geſang anfänglich die Badenden mit Erſtaunen erfüllte. Bei der erſten Strophe ſchwieg Alles ſtill; bei der zweiten aber ſiegte die ſchöne Melodie und das Andenken an beſſere Zeiten. Einige Dienſtmannen des Abtes von St. Gallen, die früher unter Adolf wider Albrecht gefochten, ſaßen auch im Bade, die fielen kräftig ein und halfen das Lied mit lauter Stimme zu Ende ſingen.

„Wetter! wie das Weib ſpielen und ſingen kann,“ rief ein Bürger von Zürich. „O, das iſt noch Alles nichts,“ erwiederte eine Magd aus dem Raben. „Die alte hat keine Zähne mehr, aber Ihr ſolltet die Tochter derſelben hören, die ſchöne Roſa.“

„Kennſt Du die ſchöne Roſa?“ fragte haſtig der Prinz.

„Ob ich ſie kenne? Ja! wohl!“ entgegnete die Befragte.

„Wo iſt ſie jetzt?“

„In unſerm Hauſe,“ antwortete die Magd, „droben in dem Dachſtübchen. Dort iſt ſie wieder bei der armen Maria von Gäbiſtorf. Es iſt das ein Mädchen, das an der Gicht leidet und das vom Arzte hieher in's Bad geſchickt wurde; ein braves Mädchen, aber blutarm.

Das Waſſer hat man freilich umſonſt, aber das Zimmer, die Speiſen und die Wärterin, das erfordert Geld. Und wo hätte Maria das hernehmen ſollen? Siehe! da kommt vor acht Tagen die ſchöne Roſa und ſagt: Frau Rabenwirthin! laſſet Ihr es der armen Maria an nichts gebrechen. Ich bezahle Alles. Mit dieſen Worten legte ſie vier Mark Silber auf den Tiſch."

„Wie gelangt Röschen aber zu ſo viel Geld? iſt ſie wirklich die Tochter der Elsbeth von Gäbiſtorf?" fragte Eſchenbach.

„Ich kann es nicht ſagen," ſprach die Magd, „von der Alten murmelte man Allerlei, ich weiß es nicht, will es nicht wiſſen. Aber eines behaupte ich: die Sittſamkeit und die Himmelsgüte heiße Roſa von Gäbiſtorf."

TAYLOR INST. OXFORD

11.

Sorge unter der Schellenkappe und unter der Königskrone.

Die Sonne war eben im Weſten hinter den Gipfeln des Juragebirges verſchwunden. Leichte Purpurgewölke, von goldenem Schimmer umſäumt, ſchwebten durch den reinen Aether und ſpiegelten ſich in den blauen Wogen der Limmat. Warme Frühlingslüfte koſeten flüſternd mit den Locken der Bäume, deren Zweige ſich beugten unter dem fetten Schnee duftiger Blüthen. Kurgäſte, Bürger und Soldaten, mitunter auch ein liebendes Paar, wandelten bei den Reben vorüber die Straße hinab, die zu den großen Bädern führt. Und wunderlieblich erklang die Abendglocke vom Kirchthurme der heiligen Verena. „Wir werden morgen eine Leiche haben, murmelte der Meßmer vor ſich hin. Denn die Sterbeglocke hat in das Betgeläute geſchlagen. Und doch wüßte ich Niemand im Städtchen, der krank läge. Es mag wohl einem Fremden gelten, der nach Baden kam, die Geſundheit zu holen und der hier den Tod findet." Wie er ſolches ſagte, gingen eilenden Schrittes zwei Männer vorüber. Den Einen kenne ich ſchon, dachte der Sigriſt, es iſt der Ritter Walter von Kaſteln. Wer mag aber der Andere ſein, der den Mantel bis an die Ohren hinaufgezogen und das Baret über die Augen hinabgedrückt

hat. Entweder will er nicht erkannt sein, oder er fürchtet die Abendluft auch."

Des Meßmers Betrachtungen wurden plötzlich durch einen seltsamen Auftritt unterbrochen. Die Straße herauf kam eine Schaar von Gassenjungen gelaufen, die unter wildem Gelärme einen kleinen, blau und gelb gekleideten Mann verfolgten, der ein aufgeschwollenes Gesicht hatte und einen Sattel auf dem Kopfe trug. „Kuni!" riefen die Buben, „seit wann bist Du so fett geworden? Kuni von Stocken! wo hast Du Dein Rößlein gelassen? nahm es der Wirth in Beschlag, weil Du die Zeche nicht bezahlen konntest?" „Nein! nein!" jauchzten andere Stimmen. „Der Narr ist selber zum Rosse geworden, darum trägt er einen Sattel. Kommt! wir wollen ihm auf den Rücken sitzen. Auf Narren ist gut reiten."

Mochte vielleicht der Spaßmacher anfänglich selbst die jungen Leute durch seine Possenhaftigkeit geneckt und herausgefordert haben, so wurde ihm doch die Begleitung zu groß und das Spiel zu arg. Wiederholt kehrte der Hofnarr sich um, halb wüthend las er Steine auf und trieb die Knaben zurück. Allein das vermehrte nur das Gelächter der kleinen Unholde; denn Kuni hinkte so erbärmlich, daß ihm die Buben leicht entrinnen konnten. Auch war der Zorn des Männleins mit dem Ziegenbart zu possirlich, als daß er dem Haufen große Achtung oder Furcht hätte einflößen können.

„Kuni, wo fehlt es?" fragte Ritter von Kasteln. „Was willst Du mit dem Sattel? und wie kamst Du zu dem geschwollenen Gesichte, das diesen Knaben so viele Freude zu machen scheint." Nach einigen Flüchen über die Fratzen von Baden erzählte der Hofnarr das Mißgeschick, das ihn betroffen.

Kuni war auf seinem kleinen ungarischen Pferdchen bei einem Meierhofe vorbeigeritten, wo eben ein junger Bienenschwarm den Korb verließ. Der Bauer klingelte, wie es in solchen Fällen Uebung ist, auf einer Sense und das Weib schlug mit dem Bratspieß auf den Pfannendeckel. „Aller guten Dinge müssen drei sein," rief der Hofnarr. Mit diesen Worten zog er die Schellenkappe vom Haupte und fing an zu läuten. Allein die Bienen wollten keinen Spaß verstehen, wie Schneegestöber umflogen sie den Reuter. Dem armen Kuni wurde ganz unheimlich ob dieser verdächtigen Nachbarschaft —

ſo daß er mit der Peitſche die Zudringlichen zu verſcheuchen ſuchte. Gefehlt! Denn jetzt ſtach ihn eine Biene in die Wange, eine andere auf die Naſe, eine dritte machte ſich in den Beinkleidern bemerkbar. Kuni ſtieg eilends ab, nahm dem Roß den Sattel ab und legte ihn auf den Kopf, als Schirm und entrann mit Noth. Dafür warf ſich der ganze Grimm des Schwarmes auf das Pferd. Hundert Stacheln drückten ſich in den Leib des armen Thieres und von namenloſem Schmerz erfaßt, jagte es wild über Stauden und Stock durch Wieſe und Wald.

So lautete die Geſchichte, die der Hofnarr in kläglichem Tone erzählte. Bevor er damit zu Ende war, hatten ſich die Gaſſenjungen nach allen Seiten hin zerſtreut, unter dem Ausrufe: „Siehe, den König! Kuni verzeigt uns den König!“

Dem unglücklichen Poſſenreißer gute Nacht wünſchend, ſchritt Walter von Kaſteln mit ſeinem Begleiter nach den großen Bädern hinab. „Den Narren geht es doch immer närriſch,“ ſagte lachend der Ritter. Der König aber (denn der in den Mantel gehüllte Mann war wirklich Albrecht), der König nahm die Sache viel ernſter. „Das iſt ein ſonderbarer Vorfall,“ ſprach er, „mag der Himmel wiſſen, was er zu bedeuten hat. Wenn ſich die unvernünftigen Thiere ſo gegen den Menſchen empören, der doch der Herr der Schöpfung iſt, ſo pflegt auch im Staatsleben Aufruhr und Zwietracht zu erfolgen. Mir ahnet nichts Gutes.“

Es muß anfänglich auffallen, daß der König in dieſem unwichtigen Ereigniſſe Stoff finden konnte zu düſtern Vorgefühlen, allein die Verwunderung hört auf, wenn wir den Charakter und einzelne Lebensſchickſale desſelben näher in's Auge faſſen. Ein paar ſchweizeriſche Schriftſteller, die gerne mit ihrer tiefern Kenntniß des Mittelalters prahlen, wagten es, einem Johannes Müller gegenüber, dieſen Fürſten in Schutz zu nehmen. Obgleich wir aber zur Erhöhung der tragiſchen Wirkung unſerer Erzählung gewünſcht hätten, daß ihre Rechtfertigung begründet ſein möchte: ſo überzeugten wir uns doch bei genauerer Bekanntſchaft mit öſterreichiſchen, zur Zeit Albrechts lebenden Schriftſtellern, daß jene ſchweizeriſchen Lobredner — gelinde geſagt — nicht wußten, was ſie ſchrieben. König Albrecht darf nicht mit den Hohenſtaufen auf eine Linie geſetzt werden — er war nicht der Repräſentant einer Idee, ſein Streben war materiell. Die

habsburgiſche Dynaſtie zu befeſtigen, ſeinen zahlreichen Kindern Fürſtenthümer und Königreiche zu verſchaffen, – das war der Zweck, den Albrecht mit kalter Berechnung, mit rückſichtsloſer Beharrlichkeit verfolgte. Dem Zorne und der Wolluſt war er unzugänglich, Herrſchſucht war ſeine einzige Leidenſchaft. Dieſe zu befriedigen, ſcheute er kein Mittel. Indeſſen war er nicht fein genug, um ſeine Handlungen aus dem Geſichtspunkte einer höhern Politik rechtfertigen, nicht Feldherr genug, um mit dem Thatenglanz glücklicher Kriege die Welt blenden zu können. Immer ſah man ihn in kleine Fehden verwickelt, die bald den eigenen Unterthanen, bald dem Kaiſer oder den Churfürſten, bald den nächſten Blutsverwandten galten. Von ſeinem Vater mit Oeſterreich belehnt, verletzte er die Verfaſſung des Landes, bis ſeine Unterthanen einen unglücklichen Aufſtand erhoben, der ihm erwünſchten Anlaß bot, die ſchönen Freiheiten zu vernichten, deren das Herzogthum ſich früher erfreut hatte. Und als nach ſeines Vaters Tod die Churfürſten den Grafen Adolf von Naſſau zum römiſchen Kaiſer erwählten, leiſtete Albrecht ihm zwar den Eid der Treue und empfing von ihm als dem Oberhaupte des Reiches, das Herzogthum zu Lehen. Bald aber vergaß er ſeines Eides und erhob die Fahne des Aufruhrs wider den Geſalbten des Herrn. In der Schlacht am Haſenbühel raubte er dem König Adolf Krone und Leben. Albrechts Feinde behaupteten, er habe den unglücklichen Adolf mit eigener Hand umgebracht. Albrecht aber wollte die That nicht an ſich kommen laſſen, ſondern ſchrieb ſie dem Raugrafen zu. Eine leiſe Stimme im Innern mochte es ihm ſagen, daß die Nemeſis den Königsmörder nicht verſchonen werde, obgleich er ſich in den Königsmantel gehüllt und über der Leiche ſeines Schlachtopfers auf den deutſchen Königsthron geſchwungen habe.

Wirklich ſchien der Fluch dieſer That ſchwer auf ihm zu ruhen. Nicht geliebt von ſeinen Freunden, vielfach gehaßt von ſeinen Anverwandten und Unterthanen, bekleidete Albrecht die höchſte Würde der Chriſtenheit, ohne ſeines Glanzes froh zu werden. Ob ſeinem Haupte ſchwebte ſtets das Schwert der Rache an dünnem Haar. Einſt aß er, an ſeiner Tafel ſitzend, von vergifteter Speiſe. Welche Hand ihm dieſelbe gewürzt habe, das kam nie an das Licht. Um das Gift wieder aus dem Leibe zu ſchaffen, nähten die Aerzte den König in

eine Bärenhaut und hingen ihn an den Füßen auf, ein barbariſches Verfahren, über welchem ihm das eine Aug' austräufte. Der Mann blieb kränklich für immer. Neben der Abſicht, den Aufſtand der Waldſtätte zu züchtigen, war der Wunſch, die warmen Heilquellen zu benutzen, ein Hauptgrund geweſen, der den König beſtimmte, den Maimonat des Jahres 1308 in Baden zuzubringen. Allein ſchon auf der Herreiſe, war er nahe daran, von dem Biſchof Otto zu Baſel, der ob der Verweigerung der Reichslehen zürnte, ermordet zu werden. Albrecht erfuhr zwar erſt, in welcher Gefahr ſein Leben geſchwebt habe, als dieſelbe vorüber war. Allein die Kunde davon machte auf ſein ohnehin angegriffenes Gemüth einen tiefen, ſehr tiefen Eindruck.

Ein böſer Stern ſchien über den ſechs Männern zu walten, die wider König Adolf ſich verſchworen hatten. Graf Albrecht von Heierloch fiel in der Schlacht, Freiherr Otto von Ochſenſtein erſtickte im Harniſch, Erzbiſchof Gerhard von Mainz wurde todt im Seſſel gefunden, der Graf von Zweibrücken ertrank in der Bliesß, der Graf von Lieningen ſtarb im Wahnſinn. „Es ſind Alle dahin," dachte König Albrecht, „geſtorben, verdorben alle Fünf. — Ich bin der Sechste, was wird mein Schickſal ſein?" Dann rief er den Walter von Kaſteln und fragte ihn, ob er Niemand in der Umgegend kenne, der ſich auf Schwarzkunſt verſtehe. Dieſer verſicherte, daß eine gewiſſe Elsbeth von Gäbiſtorf den Ruf habe, in ſolcherlei Dingen ſehr ſtark zu ſein. „Gut!" ſagte Albrecht, „ſo verſchaffe mir eine Zuſammenkunft mit dieſem Weibe. Beſtelle ſie aber nicht auf das Schloß. Die Sache ſoll unter uns bleiben. Verſtehſt Du?"

Der Ritter that, wie ihm befohlen worden. Und als der Kriegsrath vorüber war, hüllte König Albrecht ſich in ſeinen Mantel und begab ſich mit Kaſteln zu den großen Bädern hinab. Die Sitzung hatte ihn noch düſterer geſtimmt, als er vorher geweſen. Die Falſchheit dieſes Churfürſten von Mainz, der in jeden Rath einen Fallſtrick webte, der Trotz des jungen Hünenbergs, der nur zu deutlich es ausgeſprochen, von welcher Geſinnung ein großer Theil des Adels beſeelt ſei, und vorzüglich das blutbefleckte Gewand des erſchoſſenen Geßlers von Bruneck — das Alles war nicht geeignet, den mißtrauiſchen König zu beruhigen. Ein grauenhaftes Etwas

lag auf Albrechts Seele, das bange Vorgefühl einer großen Gefahr, die er als nahe erkannte, ohne ſich ſelber Rechenſchaft darüber geben zu können, worin ſie eigentlich beſtehen, oder woher ſie kommen ſollte. Mochte daher Kaſteln immerhin über das kleine Mißgeſchick des Hofnarren lachen, Albrecht brachte dieſen Vorfall ſogleich mit ſeinem übrigen Gedankengang in Verbindung und erklärte die Gereiztheit der Bienen für ein Zeichen, das dem Staate nichts Gutes verkünde.

„Was hältſt Du von den Vorbedeutungen, die der Ermordung des Julius Cäſar vorausgegangen ſein ſollen?“ fragte Albrecht ſeinen Begleiter, als ſie an dem Wirthshauſe zum Stern vorüberſchritten. Ritter von Kaſteln aber entſchuldigte ſich, daß ihm die römiſche Geſchichte nicht bekannt ſei. Kaſteln wußte wohl, daß Albrecht ſeit der Schlacht am Haſenbühel nicht mehr gelacht habe, und daß derſelbe zuweilen Dinge ſehe, die ein Menſch mit gewöhnlichen Augen nicht ſieht. Daher richtete er es ſo ein, daß er immer ein paar Schritte hinter dem Könige war, damit dieſer ihn mit ähnlichen Fragen verſchone. Der Mann iſt ernſtlich krank, dachte er. Bin ich gleich nur der Walter von Kaſteln, ſo möchte ich doch mit dieſem da nicht tauſchen. Ein gut Gewiſſen iſt beſſer, als eine Krone. Dann dünkte es ihm, er hätte zu der Zuſammenkunft mit dem übelberüchtigten Weibe die Hand nicht bieten ſollen. Vorher hatte er die Sache nicht ſo genau bedacht, jetzt aber, ſeit die Betglocke verhallt und die Dämmerung eingebrochen war, gefiel ihm das Beginnen nicht mehr. Jeden Augenblick wollte er den König fragen, ob ihm die Nachtluft nicht zu kühl werde, und ob er die Zuſammenkunft nicht lieber auf morgen verſchieben möchte. Zu ſpät. Denn eben langten ſie vor der Herberge zum Raben an.

Der Wirth, der von Kaſteln ſchon früher die Anweiſung erhalten hatte, Alles nach des Weibes Willen für den vornehmen Beſuch einzurichten, empfing die erwarteten Gäſte bei der Hausthüre. In ehrfurchtsvoller Stille führte er dieſelben durch mehrere Gänge in den hintern Theil des Hauſes. Dort ſtieg man eine ſchneckenförmig gewundene Treppe hinunter, bis ein Gewölb ſich aufthat, das zum Theil unter dem Garten, zum Theil unter dem Beete der Limmat angebracht war, deren Wogen dumpf und feierlich ob den Häuptern

der Eintretenden dahin rauſchten. Das Zimmer hatte keine Fenſter, nur in der Decke zeigte ſich eine ovale Oeffnung. Der Moſaikboden, die Nebengemächer und die verfallenen Waſſerleitungen ſchienen darauf hinzudeuten, daß ehemals hier ein römiſches Bad geweſen. Nach der Anſicht einiger Alterthumsforſcher aber war es ein verfallener Iſistempel. Für die letztere Behauptung wurde namentlich die Bildſäule als Beweis angeführt, die in einer Niſche auf der rechten Seite ſtand. Es war das eine weibliche Figur, die durch irgend einen Zufall um den Kopf gekommen war. Ohne uns näher auf dieſen Streit einzulaſſen, bemerken wir bloß, daß ein dichter, mit mancherlei Zeichen bemalter Vorhang die beiden Zimmer verhüllte, die im Hintergrunde des Gewölbes ſich befanden, und die der Leſer nun nach Belieben für ehemalige Bäder oder für Sanktuarien nehmen mag.

Der Rabenwirth hatte ſich bei der Thüre des unterirdiſchen Gewölbes wieder zurückgezogen. Als aber Albrecht und Kaſteln eintraten, erblickten ſie bei düſterm Lampenſchein die phantaſtiſch gekleidete Geſtalt der Elsbeth von Gäbiſtorf. Sie ſaß der Bildſäule ohne Kopf gegenüber und las in einem aufgeſchlagenen Buche. Rauchfaß und Todtenſchädel lagen vor ihr. Sie ſchien die Eintretenden nicht zu bemerken, bis Ritter Kaſteln ſie daran erinnerte, daß der erlauchte Herr da ſei, von welchem er heute mit ihr geſprochen. Stolz und langſam erhob ſich die Alte. „Was will", fragte ſie, „der erlauchte Herr in dieſer unterirdiſchen Behauſung? was treibt Rudolfs Sohn in nächtlicher Stunde zur Hexe von Gäbiſtorf? Ich habe keine Krone zu vergeben, keine Länder zu verſchenken."

„Man hat mir geſagt," begann der König, „Du verſteheſt die ſchwere Kunſt, im Buche der Zukunft zu leſen."

„Was kümmert aber der Mann, der auf dem höchſten Throne der Chriſtenheit ſitzt, ſich um die Zukunft? Er hat ja, was er lange Jahre gewünſcht, was er um theuern Preis erkauft. Sollte das Glück etwa im Königspalaſte nicht wohnen? ſollte der Sieger vom Haſenbühel wohl ſchlafloſe Nächte haben?" fragte grinſend die Alte.

Albrecht ſeufzte — der ſtechende Blick des Weibes übte eine geheime Gewalt über ihn aus, daß er beſchämt die Augen niederſchlug, als wäre er der Bettler und ſie die Königin. „Das Glück", ſprach er, „findet ſich ſelten in der Hütte des Mittelmanns, nie aber in

den Palästen der Großen der Erde. Ja, Weib! ich habe schlaflose Nächte; in Böhmen tobt noch der Krieg, in meinem Rathe sitzen falsche Freunde, und drüben im Gebirge erhoben meine Unterthanen die Fahne des Aufruhrs."

„Falsche Freunde und rebellische Unterthanen?" erwiederte Elsbeth mit Nachdruck — „das ist böse, sehr böse. Falsche Freunde und rebellische Unterthanen haben schon Biedermänner zum Falle gebracht."

„Darum eben wünsche ich, daß Du mir wahrsagest und die Klippen bezeichnest, vor welchen ich mich zu hüten habe. Hier ist ein Beutel mit Gold! Lies in meiner Hand."

Die Seherin wies schaudernd die Hand des Königs zurück, als ob sie etwas Schreckliches an derselben gewahr werde.

„Nun, wenn Du das nicht willst, so stelle mir das Horoskop, befrage die Sterne über mein Schicksal."

„Die Astrologia trügt!" versetzte barsch das Weib.

„Wohlan! so wähle ein anderes Mittel. Schließe mir das Thor der Zukunft auf — welchen Schlüssel Du dabei anwendest, das gilt mir gleich. Oder bin ich falsch berichtet worden, und ist der Ruf unbegründet, der da sagt, Du seiest in solchen Dingen bewandert?"

„Nein, der Ruf hat nicht gelogen," entgegnete die Alte. „Du bist nicht fehlgegangen, wenn Du bei mir geheime Weisheit suchst. Die Hexe von Gäbistorf hat nicht umsonst um mitternächtlicher Stunde den Schloßthurm von Balp erstiegen. Dort lehrte mich ein gewisser Jemand ein Mittel, das nicht trügt; aber ich zweifle, ob Albrecht von Oesterreich Muth genug habe, zu verlangen, daß ich das Mittel anwende. Nur bei den Todten ist Wahrheit. Willst Du, daß ich das Todtenreich entriegle und einen Geist heraufbeschwöre, der das Räthsel der Zukunft Dir löse?"

„Ich will's!" sprach Albrecht erbleichend.

Damit der Zauber seine Wirksamkeit nicht verliere, mußte Ritter Kasteln das Zimmer verlassen.

Elsbetha setzte den Todtenschädel zwischen die Schultern der kopflosen Bildsäule, was um so schauriger wirkte, da sogleich blaue Flammen aus den Oeffnungen schlugen, die vormals den Mund und die Augen gebildet hatten. Dann beschrieb sie mit einem Griffel,

der vermuthlich aus Phosphor beſtand, einen Kreis auf die Steinplatten, der bald wie Feuer leuchtete, bald aber zu erlöſchen drohte, wie die Flamme eines ſterbenden Lichtes. Seltſame Zeichen und geheimnißvolle Buchſtaben mehrten des Ringes bannende Kraft. König Albrecht legte auf erhaltenen Wink den Mantel ab und trat in den Kreis. Das Weib ſchritt, unverſtändliche Sprüche betend und die angezündeten Kohlen im Rauchfaß ſchwingend, ſieben Male um den Kreis. In dichten Wellen wogte der betäubende Duft durch das geſpenſterhaft beleuchtete Zimmer. Es flimmerte dem Könige vor den Augen, als ſähe er große kriechende Schlangen, es rauſchte ihm in den Ohren, als höre er bellende Hunde, ächzende Eulen und ſtöhnende, im letzten Todeskampfe röchelnde Menſchen. Das Weib war verſchwunden — endlich vernahm der König ihre Stimme. Die Stimme ſchien tief aus der Erde Schooß zu kommen.

„Sohn Rudolfs, gewahrſt Du noch nichts?“ fragte das Weib.

„Nein!“ antwortete der König.

„Aber ich,“ ſprach die Alte; „ich ſehe den Schatten eines Ritters; er hält die Fahne mit dem doppelten Adler in der Hand und führt den Kopf eines ſchwarzen Stiers im Schilde.“

„Das iſt Otto von Ochſenſtein, laſſ' ihn erſcheinen,“ ſprach Albrecht.

„Der Geiſt will nicht kommen,“ rief die Seherin. „Aber hier ſitzt ein Anderer in einem Seſſel, ſchlafend oder todt, geſchmückt mit einem fürſtlichen Mantel.“

Das iſt der Churfürſt Gerhard,“ ſagte der König, „wohlan! wecke und ſende ihn, daß er mir eröffne, was künftig ſein wird.“

„Verſunken!“ rief die Zauberin, „verſunken iſt der Mann mit dem Seſſel, verſunken wieder in die Nacht, aus welcher ihn mein Wort hervorgezwungen. Indeſſen ſehe ich zwei Andere. Der Erſte taucht aus einem Strome empor, der Zweite ſchüttelt grimmig ſeine Locken und lacht mich an wie wahnſinnig.“

„Ich kenne ſie; es iſt der Graf von Zweibrücken, der in der Bliez ertrank, und der Graf von Lieningen, der im Wahnſinne ſtarb.“

„Beide ſind an ihrem Herrn, dem König Adolf, eidbrüchig geworden und ohne Abſolution hinuntergefahren, und doch, es iſt ſonderbar; hat mein Zauber keine Gewalt über ſie. Sie wollen

nichts von Dir wiſſen, ſie wenden ſich mit Abſcheu ab von dem Sohne Rudolfs und verſchwinden. Aber hier erſcheint ein Geiſt, der will Dir weiſſagen."

„Wie ſieht er aus?"

„Er hat eine tödtliche Wunde, er ward von Mörderhand getödtet."

„Laſſ' ihn kommen," ſprach der König; es iſt vermuthlich mein treuer Geßler, dem Tells Geſchoß die Bruſt durchbohrte."

„Du täuſcheſt Dich," verſetzte die Seherin, „Albrecht von Oeſterreich, Du täuſcheſt Dich; der Mann, welcher ſich naht, um Dir Dein Schickſal zu verkünden, iſt nicht Dein treuer Diener, Hermann Geßler von Bruneck. Der Mann trägt die Todeswunde am Haupte, er ſcheint nicht Dein Knecht, wohl aber Dein Herr zu ſein; es iſt ein hoher, königlicher Schatten."

„Wehe mir!" rief Albrecht, „den kenne ich ſchon, er ſoll nicht kommen, — halte, o Weib, halte um Gotteswillen das Geſpenſt zurück."

Umſonſt! die Bitte kam zu ſpät; die Alte konnte oder wollte keinen Gegenzauber anwenden. Eine große Heldengeſtalt erhob ſich langſam aus den zitternden Wogen des Weihrauchs, ein Ritter, den eine goldene Krone und ein Purpurmantel ſchmückte. König Adolf ſtand vor ſeinem Mörder, wies ihm drohend des Hauptes blutige Wunde. „Morgen um dieſe Zeit" — ſprach dumpf und hohl der Geiſt und war verſchwunden.

Der Sinn dieſer Worte war zwar dunkel, doch lag in ihnen etwas Grauenvolles, Unglückweiſſagendes. Ob König Albrecht dieſelben noch gehört habe, das können wir nicht beſtimmt angeben. Mit einem Schrei des Entſetzens war er, ſobald der blutige Schatten aus dem Weihrauchnebel ſich hob, zur Erde niedergeſtürzt. Dort lag er, wie ein Todter. Seltſamer und, wenn es möglich geweſen wäre, noch unheimlicher war der Auftritt, der jetzt folgte. Mit jugendlicher Munterkeit ſprang Elsbeth von Gäbiſtorf aus dem Verſtecke hervor, in welchem ſie, vermuthlich durch Hülfe einer magiſchen Laterne, das Blendwerk bewirkt hatte, dem Albrechts abergläubiſche, von Gewiſſensbiſſen gefolterte Seele erlegen war. Raſch nahm ſie mit ihrer Linken den flammenden Schädel von dem Rumpfe der Iſis und leuchtete dem Könige in's blaſſe Angeſicht. Stolz

und triumphirend blickte ſie auf den Liegenden hinab; befriedigte Rache blitzte aus ihren giftigen Augen und die Muskeln ihres wilden, gelben Antlitzes verzerrten ſich zu einem widerlichen, grimmigen Lachen. So mag Satan daſtehen vor dem Leichnam des Unglücklichen, den er von der Sinnesluſt zum Verbrechen, vom Verbrechen zur Verzweiflung, Schritt für Schritt, bis zum Selbſtmord führte. „Hat's Dich?“ höhnte die Alte den Ohnmächtigen, „hat der Pfeil Dich auf den rechten Fleck getroffen? Merkſt Du nun bald, wer der Racheengel iſt, den der Löwe von Naſſau zurückließ?? Albrecht! ſtehe auf! dieſe Lage geziemt ſich nicht für den König der Deutſchen. Auf! auf! Du kannſt wieder eine Krone an Dich reißen, mußt nur wieder einen König morden.“ Umſonſt! die Majeſtät will nichts hören, und doch wäre ihr anzurathen, ſchnell aufzuwachen, ſie befindet ſich hier unter gefährlichen Händen. „Es kommt mir da ein Gedanke. Wie wäre es, wenn ich das Werk vollendete und die Welt von einem ſolchen Scheuſal befreite? Der Anlaß iſt günſtig.“ So ſprechend ſtellte die Alte den flammenden Schädel bei Seite, kniete dem liegenden König auf die Bruſt, umſpannte mit ihren langen, knöchernen Fingern ſeinen Hals und verſuchte es, ihn zu erwürgen. In dieſem ſchauerlichen Bemühen wurde ſie aber plötzlich unterbrochen. Eine kräftige Fauſt packte das Weib im Genicke und riß ſie mit ſolcher Gewalt von ihrem Schlachtopfer weg, daß ſie der Länge nach zurücktaumelte auf die Schwelle der Thüre. Es war die Fauſt des Ritters von Kaſteln.

Wir wiſſen aus dem Vorhergehenden, daß der Ritter ſchon auf dem Wege zum Raben es halb und halb bereute, den unheimlichen Beſuch bei der berüchtigten Hexe von Gäbiſtorf vermittelt zu haben. Als ihm daher dieſe winkte, das unterirdiſche Gemach zu verlaſſen, ging er nur zu gerne, ja er entfernte ſich anfänglich weiter, als es eigentlich nöthig geweſen wäre. Im Verlauf ſtieg ihm freilich ein Zweifel auf, ob er auch Recht daran thue, den König allein zu laſſen bei dem verdächtigen Weibe, und er nahte ſich der Thüre wieder um einige Schritte. Er hörte einen lauten Schrei, dann erfolgte Todtenſtille, und endlich ein wahnſinniges, wildes Hohngelächter. Den Ritter Kaſteln durchzuckte die Ahnung, es gehe im Gewölbe etwas Unrichtiges vor, etwas, wobei ſeine Anweſenheit vielleicht von

Nutzen ſein könnte. Das Gefühl der Pflicht und der dem Manne ſonſt eigenthümliche Muth ſiegte über das Grauen vor der Geiſterwelt. Walter öffnete die Thüre, ſah, was die Alte zu thun im Begriffe ſtand. Der Ritter wollte die Zauberin feſthalten. Dieſe wehrte ſich aber wie eine Raſende. Eben wollte Walter, der ſeinen Dolch gefaßt hatte, den Unhold niederſtoßen. Da erwachte der König aus ſeiner Ohnmacht. — „Was beginnſt Du?“ fragte er, „Walter! Du wirſt doch das Weib nicht morden wollen? Gott! wenn Du wüßteſt, wie ſchwer der Mord auf des Thäters Seele laſtet! — Was die Alte vollbrachte, das hat eine höhere Hand ihr befohlen. — Laß ſie im Frieden ziehen.“ Der Ritter gehorchte ſehr ungerne, er ſagte dem König, daß er das Weib von einem Vorhaben abgehalten, wovon er ſelber nichts wiſſen könne, weil er in tiefer Ohnmacht gelegen habe. Allein der König war zu betäubt, er begriff lange nicht, was der Ritter eigentlich wolle. Und wie er zuletzt die Zauberin zur Rede ſtellen wollte — hatte dieſe bereits den günſtigen Augenblick benützt und war — durch einen Seitenweg verſchwunden.

12.

Das Geſtändniß.

Während das ſich begab in dem unterirdiſchen Gewölbe des Gaſthofes zum Raben, hatte die Nacht bereits Alles, was über der Erde wohnt, in undurchdringliche Schatten eingehüllt. Zwar waren auch jetzt die großen Bäder noch nicht leer. Wer den Tag über verhindert worden, das köſtliche Waſſer zu gebrauchen; wer nach der Anweiſung des Badarztes einen Ausſchlag hinaus oder hinein baden ſollte: der ſaß bis tief in die Nacht an der warmen Quelle. Und die ſpärlich erleuchteten, mit mancherlei, oft geſpenſterhaft vermummten Gruppen der bevölkerten Waſſerſäle nahmen ſich bei Nacht noch ſeltſamer und abenteuerlicher aus, als bei Tage. Nachdem ein paar Bettler und Soldaten, die bis jetzt die Geſellſchaft mit ihren rohen Späſſen unterhielten, ſich entfernt hatten, trat tiefe Stille ein. Doch verloren die Badenden dabei nichts. Die ſüßen Töne einer Harfe erwachten, und

aus dem obern Stocke eines benachbarten Hauſes ließ ſich eine weibliche Stimme vernehmen, deren melodiſcher Geſang Ohr und Herz entzückte. Es war Roſa's Stimme.

Ueber dem Leben dieſes geheimnißvollen Mädchens ſchien ein ſeltſames, düſteres Verhängniß zu walten. Man nannte ſie das Röschen von Gäbiſtorf, weil ſie und ihre Mutter ſchon einige Jahre in einer abgelegenen Hütte bei Gäbiſtorf wohnten. Eigentlich ſollten ſie von Breiſach herſtammen, denn die Alte nannte ſich oft die Bettlerin von Breiſach. Aber ein Bürger von Gäbiſtorf, der ſich lange in Breiſach aufgehalten, verſicherte, man kenne Mutter und Tochter in Breiſach nicht beſſer, als in Gäbiſtorf. Daher verbreitete ſich allmälig die Anſicht, dieſe Familie habe früher zu den Anhängern des Königs Adolf von Naſſau gehört und ſei bei dem Umſturz der Dinge gleich vielen Andern in Armuth gerathen. Dieſe Anſicht war nicht ganz aus der Luft gegriffen; Elsbeth verheimlichte nämlich ihre Vorliebe für den unglücklichen Adolf und ihren Haß gegen ſeinen Mörder nicht, ja ſie gab nicht undeutlich zu verſtehen, ihr Gemahl ſei in der Schlacht am Haſenbühel umgekommen. Pfiffige Leute lächelten freilich ob dieſer Fabel, indem ſie behaupteten, Elsbeth ſei ſchwerlich je verheirathet geweſen, und dürfe, wenn auch der Vater ihrer Tochter ein vornehmer Herr war, denſelben aus leicht zu errathenden Gründen nicht nennen. Die Bekenner dieſer Anſichten wollten nämlich wiſſen, daß die Alte wiederholt in der Herberge des Churfürſten von Mainz und des Pfalzgrafen am Rhein geſehen worden ſei. Noch Andere erklärten geradezu, die gottloſe Hexe habe das Mädchen in ſeiner Kindheit aus einem guten Hauſe geſtohlen und benutze nun die Schönheit desſelben, wie die Wahrſagerkunſt, um auf höchſt verwerfliche Weiſe Geld zu verdienen.

Ohne hier den Zwieſpalt entſcheiden und dadurch dem Gange der Geſchichte vorgreifen zu wollen, bemerken wir bloß, daß der letztere Verdacht es vorzüglich war, der Roſa's Herz mit namenloſem Kummer erfüllte. Ob auch ihre frühere Lage mehr oder minder glänzend geweſen ſein mochte: — ſie hätte ſich dennoch mit ihrem Schickſale verſöhnen, hätte in der einſamen Hütte an der Reuß ſelbſt eine größere Armuth ertragen können, wenn es nur eine ſtille, ehrbare

Armuth geweſen wäre. Aber daß ſie für eine Bettlerin, für eine halbe Betrügerin, ja für etwas noch Schlechteres, daß ſie für Das gelten mußte, was man im Mittelalter eine „fahrende Dirne" nannte — das war der zartfühlenden Jungfrau zu viel. Zwar gewährte das hexenhafte Weſen der Mutter Röschens Unſchuld zu etwelchem Schutze; wo die Alte mit ihrem Geiſterblick, mit ihren dunkeln Weiſſagungen und Flüchen erſchien — da verſtummte der frechſte Zoteureißer, da fühlte der ausgelaſſenſte Wüſtling die Satanskrallen im Genicke. — Alles wich ſcheu zurück und unantaſtbar ſtand das ſchöne Kind mitten im roheſten Geſindel, wie ein Engel auf einer Inſel, um die der Fürſt der Finſterniß einen ſchirmenden Flammenkreis gezogen. Aber das hinderte die Leute nicht, von dem armen Mädchen im Stillen zu denken, was ſie wollten. Wenigſtens kam es der unglücklichen Roſa vor, ſie ſtehe ſchwer angeklagt und ohne Unterſuchung ſchon zum Voraus verdammt vor dem Richterſtuhle jedes ſittſamen Menſchenherzens. Dieſer unheimliche Verkehr mit Bettlern, Gaunern und Soldaten, dieſes phantaſtiſche Umherſchweifen in Wäldern und Lagern, auf Jahrmärkten und Kirchweihen, dieſe Quackſalbereien und Schwarzkünſte, halb Aberglaube und halb Betrug — ach! Alles das ekelte ſie von Tag zu Tag mehr an, und oft bat ſie die Mutter mit bittern Thränen, daß ſie dieſe abenteuerliche Lebensweiſe mit einer andern und beſſern vertauſchen möchte. Umſonſt! das alte Weib blieb taub gegen alle Vorſtellungen; ein finſterer Dämon, oder wenn man lieber will, eine gewaltige, alle Gedanken beherrſchende Leidenſchaft trieb ſie inſtinktartig vorwärts auf der einmal betretenen unheilvollen Bahn.

Ihr fraget hier, warum Röschen ſich nicht von Elsbeth trennte, deren unheimliches Treiben das arme Kind um Ehre und guten Namen brachte? Allein ſo könnet Ihr im Ernſte nicht fragen. Was? Röschen? das auf Erden keinen Menſchen wußte, dem es ſich hätte anvertrauen können, dem es das Geheimniß der eigenen Geburt hätte eröffnen mögen? Röschen? die gute Tochter? wo denket Ihr hin? War Elsbeth nicht ihre Mutter? Fehlt es guten Kindern je an Gründen, wenn es ſich darum handelt, die Fehler der Eltern zu entſchuldigen? Wie viel beſſere Eigenſchaften beſaß Röschens Mutter? wie liebevoll, wie beſorgt war ſie für das Kind ihrer Seele. Fielen

ihre Fehler nicht größtentheils auf Rechnung des böſen Verhängniſſes, welches über ihr waltete? Hatte nicht das Unrecht, das ſie erlitten, ihren ſonſt ſtarken Geiſt angegriffen, ſo daß ſie manchmal dem Wahnſinne nahe kam. Ach, Ihr wiſſet noch nicht Alles, Röschen war bis jetzt der gute Engel, der die Mutter, wenn die finſtere Stunde erſchien, vom Selbſtmorde zurückhielt. Da konnte alſo von keiner Trennung die Rede ſein.

Das Einzige, was Roſa vermochte, war, daß ſie ihre Mutter beobachtete, die finſtern Plane derſelben im Stillen vereitelte, ja ſogar, wo ſie großes Unglück ahnete, die Perſonen warnte, welche in die Netze des Aberglaubens verſtrickt werden ſollten. Freilich entgieng dieſes leiſe Entgegenwirken dem ſcharfen Blicke der Alten nicht lange, was nebſt manchem bittern Wortwechſel endlich das zur Folge hatte, daß ſie ihre Entwürfe vor der eigenen Tochter allmälig eben ſo ſorgſam zu verhüllen ſuchte, wie vor fremden Leuten.

Schon ſeit einiger Zeit bemerkte Roſa, daß ihre Mutter ſich mit einem Gedanken trage, bei deſſen Ausführung ſie auf die Hülfe des Herzogs Johann von Schwaben rechne. Wußte ſie auch anfänglich nicht, worin der eigentliche Plan derſelben beſtehe, ſo konnte ſie doch wenig Gutes erwarten, da ſie den blutigen Haß kannte, den Elsbeth gegen alle Glieder der habsburgiſchen Familie und namentlich gegen König Albrecht nährte. Die Jungfrau fühlte Mitleiden mit dem Prinzen, deſſen Loos dem ihrigen in gewiſſer Beziehung ſo ähnlich war. Vom Mitleid aber zur Liebe iſt der Schritt ſo leicht, daß man ihn gethan hat, ehe man es gewahr wird. Dieſe Erfahrung machte auch das Röschen von Gäbiſtorf. Der geheimnißvolle Beſuch auf dem Schloſſe Wart entſchied für immer über des Mädchens Herz. Sie ſah den braunen, männlichkühnen Jüngling, ſie ſah, wie bei ihrem Saitenſpiele die Thräne von ſeinem wilden Auge floß. Und die arme Harfnerin liebte den ſtolzen Fürſtenſohn. In demſelben Momente weiſſagte die Alte dem Prinzen. Der Tochter, die den verborgenen Sinn der mütterlichen Rede beſſer faßte, als alle Anweſenden, ging ein fürchterliches Licht auf über Das, was die Mutter vorhatte. Ein Blitzſtrahl erleuchtete den ſchrecklichen Abgrund, an dem ſie ſtand, das Paradies winkte, aber der Weg zu dem Paradieſe gieng durch die Hölle. Sie verließ die Burg Wart — doch der

Friede des Gemüthes war dahin. Sollte ſie unglücklich, oder der Jüngling, den ſie liebte, zum Verbrecher werden? Unſelige Doppelfrage! Ein heftiger Kampf wogte in Röschens ſtiller Bruſt; da ging ſie in den Tempel Gottes — und der beſſere Theil ihres Weſens ſiegte: Sie warnte den Prinzen vor den Fallſtricken ihrer Mutter.

Doch, das weiß der Leſer bereits. Aber von dem Zuſtande, in welchem Roſa an jenem Abend ſich befand, hat er deſſenungeachtet nur einen ſchwachen Begriff. Sie war, bis die Nacht einbrach, im Dachſtübchen bei Maria, ihrer gichtkranken Freundin, geweſen, wo ſie wiederholt äußerte, wenn ſie nur ſterben könnte. Endlich zog ſie, um das Fieber der Letztern nicht zu erhöhen, ſich in das Zimmer zurück, das die Mutter den Sommer über zu bewohnen pflegte, ſo lange die Menge der Kurgäſte die Anweſenheit einer Schröpferin nöthig machte. Lange ſaß ſie hier, in ſtummem Schmerze vor ſich hinſtarrend, einer lebloſen Bildſäule vergleichbar. Das Blatt des Buches, das vor ihr lag, war benetzt von den Thränen, die wie Perlen über die bleichen Wangen der Dulderin ſich ergoßen. Düſter brannte die Lampe. Da drang der Abendwind, mit dem Dufte der blühenden Bäume vermiſcht, durch das halbgeöffnete Fenſter und flüſterte wie Geiſtesgeliſpel in den Saiten der Harfe, die an der Wand lehnte. Das Mädchen, gleichſam von unſichtbarer Hand an die treue Gefährtin ſeiner Freuden und Leiden gemahnt, griff unwillkürlich nach der glänzenden Harfe und ſchlug einige Akkorde, die ſich wie ſterbende Seufzer in der Nacht verloren. Dann, nach einem melancholiſchen, aber ſeelenvollen Vorſpiel, erhob ſie ihre ſchwarzen Augen zum Himmel und ſang:

Durch die Abendlüfte
Wogen Blüthendüfte,
Wogt ein Balſammeer —
Doch, mein Herz bleibt ſchwer.

Tauſend Sterne wallen
Durch des Himmels Hallen,
Einer nur bleibt fern —
Ach, der Liebe Stern.

Nie wird der mir ſcheinen,
Darum muß ich weinen,
Und mein Lied tönt bang —
Ach! wie Grabgeſang.

Plötzlich fuhr die Jungfrau mit einem Rufe des Schreckens oder der Ueberraſchung von dem gepolſterten Stuhle empor. Sie ließ das Inſtrument ſinken und blickte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, unverwandt nach der Thüre. Denn dort ſtand ein Ritter, ein reichgekleideter Jüngling, in lauſchender Stellung, entzückt, wie es ſchien, von dem Zauber der Töne, und verſunken im Anſchauen der lieblichen Harfnerin. Es war der Herzog Johann. Als dieſer bemerkte, welchen Eindruck ſeine Gegenwart auf Röschen gemacht habe, nahm er lächelnd ſein mit Pfauenfedern geſchmücktes Baret vom Haupte, verneigte ſich und ſprach: „Habe ich Dich erſchreckt, ſchönes Mädchen?“

„Ein wenig. Allerdings“ — lautete die Antwort. „Ich dachte gerade —“ Röschen wollte ſagen, ſie habe gerade nicht an den Herzog gedacht. Weil aber das eine Unwahrheit war, indem ſie leider nur zu ſehr mit der Erinnerung an ihn beſchäftigt geweſen — ſo ſtockte ſie und ihr Antlitz glühte wie Purpur.

„Du willſt ſagen, Du habeſt nicht an mich gedacht“ — ergänzte der Prinz. „Das glaube ich wohl. Indeſſen iſt es mir leid, denn mir iſt es ganz anders gegangen. Ich war im Geiſte immer bei Dir und ich hatte keine Ruhe, bis ich Deine holde Geſtalt wieder ſah.“

„Man ſieht wohl,“ erwiederte Röschen, „daß Ihr gewohnt ſeid, den Damen am Hofe ſüße Sachen zu ſagen. Bedenkt aber, gnädiger Herr, daß ich die Tochter der Elsbetha von Gäbiſtorf bin, und daß ein ſolcher Scherz bei mir übel angebracht iſt.“

„Und woher weißt Du denn, daß ich ſcherze? Nein, Röschen, was ich hier rede, iſt Ernſt, heiliger Ernſt. Es iſt wahr, Deine Mutter treibt ein Gewerb, das ſie wohl beſſer unterlaſſen würde. Du haſt mich gewarnt, daß ich nicht auf die Weiſſagungen derſelben geben ſolle. Ich danke Dir für Deine redliche Theilnahme. Nimm hier dieſen Ring, als Zeichen meiner Erkenntlichkeit und meiner Liebe. Aber ſei unbeſorgt. Die dunkeln Orakelſprüche Deiner Mutter ſchaden mir nichts. Mag ſie immerhin von Königstöchtern und

Königskronen faſeln: Herzog Johann hat ſchon eine Königin und dieſe iſt der Engel von Gäbiſtorf. Ja, Röschen, ich liebe Dich aus vollem, warmem Herzen — und wenn Du mich wieder liebſt, ſo gilt mir das mehr, als alle Kronen der Welt."

Bei dieſen Worten hatte der fürſtliche Jüngling einen koſtbaren Edelſtein von dem Finger gezogen und die Hand des Mädchens damit geſchmückt. Roſa wußte nicht, wie ihr geſchah. Als aber Johann ſie an's Herz drückte und einen feurigen Kuß auf ihre Lippen preßte, — da war ſie nicht mehr auf Erden. Der Augenblick, wo zwei unverdorbene Herzen ſich finden, wo das Evangelium: Ich liebe Dich! von dem bebenden Munde flüſtert und wie himmliſches Echo vom bebenden Munde zurücklispelt — welch' ein Augenblick! Ewigkeiten von Wonne in der engen Begrenzung flüchtiger Minuten. Hätte ich Geßners, Wielands, Göthes Darſtellungsgabe, ſo würde ich dieſe Scene ausmalen Zug für Zug. Jetzt aber lege ich beſcheiden die Feder nieder, die weitere Entwickelung der Einbildungskraft meinen Leſern oder Leſerinnen überlaſſend, die wohl auch wiſſen, was Liebe iſt.

Doch nein! ich muß meine Pflicht als Geſchichtsſchreiber erfüllen und berichten, daß Johann und Röschen ziemlich unſanft aus ihrem Liebestraume aufgeweckt wurden. Auf ein Mal ſtand Elsbetha von Gäbiſtorf vor ihnen, phantaſtiſch gekleidet, wie ſie dem unterirdiſchen Gewölbe entronnen, wo die Geiſterbeſchwörung ſtattgefunden hatte. Eine Weile ſchaute die Alte ſchweigend zu, wie Johann ihre Tochter zärtlich im Arme hielt und mit ihren Locken ſpielte, der Anblick ſchien ſie zu vergnügen, wilde Freude zuckte durch die beweglichen Muskeln ihres Angeſichts. „Nicht übel," hob ſie mit ihrem widerlichen Lachen an, „nicht übel, während die Löwin fort iſt, kommt der Waidmann in's Neſt und will das Junge holen. Die Jungfrau aber ſpricht nicht: Gehe bei meiner Thüre vorbei; die Tochter der Hexe von Gäbiſtorf antwortet nicht: Meine Mutter wird zürnen, wenn ich mein Herz hänge an den fremden Mann und ſie einſam laſſe in den Tagen ihres Alters. Denn ſie folgt dem Gebote der Natur. Liebe iſt des Weibes Leben, wie ein gewiſſer Jemand mich lehrte. Wo die Blume duftet, da flattert die Biene, und wo die ſchöne Dirne ſitzt, da ſtellt auch der Jüngling ſich ein. Wenn nun aber die Alte kommt und ſagt: Ziehe

von hinnen, es gibt viele ſchöne Töchter im Lande; wo Du eine zum Weibe begehrſt, da wirſt Du willkommen ſein, im Königspalaſte wie in der Strohhütte; ich habe aber nur dieſes einzige Kind, das gebe ich keinem Bettler, und wenn es auch ein fürſtlicher Bettler wäre, — ja wohl, wenn die Alte von Gäbiſtorf kommt und alſo ſagt, wie dann?"

Wer Röschens Zartgefühl und Johanns heftiges Temperament kennt, der kann ſich einigermaßen vorſtellen, wie das Röschen erſchrack und wie der Prinz von Erſtaunen und Unwillen ergriffen wurde. Ehe aber die Tochter die böſe Laune der Mutter beſchwichtigen konnte, und ehe Johann Zeit fand, nähere Erklärungen zu fordern, trat Elsbeth vor ihn hin und ſprach in würdiger Haltung und mit größerer Beſonnenheit, als ſolches bei ihr ſonſt üblich war. „Runzelt Euere Stirne nicht, edler Herzog! und glaubet nicht, daß der Wahnſinn alſo rede aus dem alten Weibe. Wohl mag ich, wenn die finſtere Stunde über mich ſich herabſenkt, die Bilder der Dinge mit den Dingen ſelbſt verwechſeln. Das Unglück, das ich erlitten, es hat das Saitenſpiel meiner Seele verſtimmt, und ich fühle es zuweilen nur zu lebhaft, daß meine Gedanken entzügelte Roſſe ſind, die kein Fuhrmann leitet mit ſicherer Hand. Aber jetzt iſt die böſe Stunde vorüber und mein Geiſt iſt rein und leicht, wie die Luft nach dem tobenden Gewitter. Merket daher auf meine Rede und faſſet ſie wohl zu Herzen. Dieſe Jungfrau iſt nicht, was ſie zu ſein ſcheint. Ihr erblicket in ihr nur die Tochter der Schröpferin von Baden oder der Hexe von Gäbiſtorf und Ihr ſeid zu ihr gekommen, weil ihr ſchönes Antlitz Euch gefiel und weil der Mann des Hofes ſich wenig daraus macht, mit falſcher Liebe das Herz des Kindes zu berücken, das aus der Hütte der Armuth ſtammt. Aber wiſſet, das Mädchen da iſt edel, ſo edel, wie Ihr. Ich ſah einſt zwei Männer ausreiten, der eine war Euer Vater und der andere war der Vater dieſes Mädchens; Euer Vater ritt zur Linken und er fand ſich nicht erniedrigt, daß der andere ihm zur Rechten ritt. Dieſes Mädchen iſt mehr, als es ſcheint, Ihr aber ſeid weniger, als Ihr ſcheinet. Ihr ſeid Herzog, und wenn mich meine Berechnungen nicht täuſchen, ſo hat das Schickſal Euch zu Großem auserkoren. Aber der Mann, der ſich Euern Oheim und Gerhab nennt, hält Euch gefangen in un-

würdiger Vormundschaft und er geht damit um, Euch zum Bettler oder, was nicht viel besser ist, Euch zum Pfaffen zu machen. Verschonet also meine Tochter mit Euern Besuchen, bis Ihr das Joch der Knechtschaft von Euch geworfen, bis Ihr Euern Oheim gezwungen, Euch die Güter heraus zu geben, die Euch gebühren nach menschlichem und göttlichem Rechte. Du Rosa aber nimmst die Harfe und folgst mir sogleich. Unsers Bleibens in dieser Stadt ist keine Viertelstunde mehr. Es ist da drunten etwas vorgefallen, was unser Leben in Gefahr bringt. Fort! ehe die Büttel des Mannes uns packen, der jetzt den deutschen Thron entehrt. Mit diesen Worten schob sie die Tochter zur Thüre hinaus. Der Prinz, der ihnen nachging, wie ein Träumender, sah, daß Elsbeth und Röschen in einen Kahn stiegen, der von der Erstern stromabwärts gesteuert wurde. Der Mond schien hell, die Wellen blitzten. Röschen erhob ihre Haud; Johann aber konnte nicht unterscheiden, ob die Jungfrau eine Thräne abwische oder ihm einen Kuß zuwerfe. Da hüllte ein Gewölk, das um den Mond sich lagerte, den Strom und den Kahn in die Schatten der Nacht.

13.

Nachtessen im Hinterhof.

„So zweifelt Ihr also nicht mehr an der Gewißheit des Krieges?" fragte Graf Werner von Homburg den Mann, der ihm zur Seite ging.

„So wenig, als ich an meinem eigenen Dasein zweifle," erwiederte der Churfürst von Mainz. Der König hat diesen Aufstand absichtlich hervorgerufen, die schlichten Bergbewohner haben die Falle nicht bemerkt und sind hineingegangen. Der Vorwand zur Strafe ist gegeben, sie werden ihren Aufstand mit dem Verluste der althergebrachten Freiheit büßen. Was früher in Oesterreich, Steiermark und Krain geschah, das wiederholt sich jetzt in Uri, Schwyz und Unterwalden. Albrecht rechnet fein."

„Aber wie kommt es, gnädiger Herr und Fürst, daß Ihr zu die-

sem Kriege gegen die Waldstätte riethet? Ihr habet doch auch keine sonderliche Ursache, diesem Albrecht grün zu sein oder die Vergrößerung seines Hauses zu fördern."

„Weil ich auch rechne," versetzte Churfürst Peter. Er schaute erst rechts und links, ob Niemand in der Nähe sei, der sie beide belausche. Dann raunte er dem Grafen Werner leise in's Ohr: „Ich lege dem Einäugigen viel Flachs an die Kunkel, damit er beschäftigt sei und nicht sehe, was ich spinne. Wer zu viel anfängt, der vollendet gewöhnlich zu wenig "

„Ich verstehe Euch nicht ganz," entgegnete der Graf. „Zwar weiß ich, daß Ihr böhmischer Kanzler seid und daß Ihr es nicht gerne sehet, daß Albrecht die böhmische Krone auf das Haupt seines zweiten Sohnes bringen will. Daher dürfte es für Euere dortigen Plane allerdings erwünscht sein, wenn Albrecht seine Kräfte theilen müßte."

„Je nun!" fiel der Churfürst ein, der sich auf diesen Text nicht weiter einlassen wollte. „Was haltet Ihr von dem Herzog Johann von Oesterreich?"

„O! der würde für die Böhmen sich besser schicken, als der Sohn Albrechts. Wenn die Krone Böhmens dem gegeben werden soll, dem sie gebührt, so muß Johann sie empfangen," sprach der Graf.

„Aber," fuhr der Churfürst fort, „was wird Johann thun, falls es zum Kriege gegen die Waldstätte kommt, wird er seine Dienstmannen wider die Freunde seines Vaters ziehen lassen? Ich und der Graf Eberhard von Würtemberg haben ihm jüngst tüchtig zugesprochen, daß er doch vom König die Aufhebung der Vormundschaft verlangen solle, indem hiefür jetzt der günstige Zeitpunkt vorhanden sei."

„Eben das sagten wir ihm gestern auch auf dem Schlosse Wart, aber der Herzog schien sich von einem solchen Schritte nicht viel zu versprechen."

„Ihr waret gestern auf dem Schlosse Wart?" fragte der Churfürst lebhafter, als er sonst zu thun pflegte. „War da nicht auch ein altes Weib zugegen? Eine Art von Geigerin oder Wahrsagerin? man nennt sie nur die Hexe von Gäbistorf?"

„Ich sah die Alte nicht," versetzte Homburg, „aber sie soll vor meiner Ankunft auf dem Schlosse gewesen und dem Herzoge geweissagt haben."

„Und wie nahm der die Weissagung auf?“

„Ich weiß nicht. Nur so viel konnte ich aus den Neckereien des Walter von Eschenbach bemerken, daß die Tochter der Alten dem Prinzen wohl gefallen. Aber was wollen Euer Gnaden hier mit dem alten Weibe?“

„Mein lieber Graf,“ antwortete der Churfürst leise, aber bedeutungsvoll, „das alte Weib hält einen dunkeln Faden in ihrer Hand, der leicht zum Fallstrick werden könnte für den König Albrecht und für des Königs Kinder. Der Pfalzgraf Rudolf, der von Albrecht tödtlich beleidigt worden, ist ein Tochtermann des unglücklichen Königs Adolf von Nassau. Und dieser hat mir gewisse Familiengeheimnisse eröffnet, in welche ich früher selbst nicht eingeweiht war. Doch, genug, daß Elsbeth mit dem Prinzen redete. Morgen finden wir wohl mehr Zeit, über die Sache zu sprechen. Hier stehen wir vor dem Hinterhofe, alle Fenster sind beleuchtet und die Herren haben, wie es scheint, die Einladung des wackern Abtes zahlreich angenommen.“

Mit diesen Worten traten der Churfürst und der Graf in die Herberge, denn auch sie gehörten zu Denen, die Theil nehmen sollten an dem glänzenden Nachtessen, das der Abt Heinrich von St. Gallen veranstaltet hatte. Die Sache verhielt sich, wie folgt: Schon seit Jahren hatte das weiland so berühmte Stift St. Gallen Vieles zu leiden von der wachsenden Größe des habsburgischen Fürstenhauses. Es machte einen Theil der Politik des Königs Rudolf und seines Sohnes Albrecht aus, daß sie bald Oesterreich den Klöstern als Kastvogt aufdrängten, bald die Aebte nöthigten, einzelne Besitzungen der Gotteshäuser um geringen Preis zu veräußern. So war St. Gallen um die Herrschaft Grüningen gekommen. Und als Abt Wilhelm sich den ländersüchtigen Planen des habsburgischen Hauses standhaft widersetzte, hatte derselbe keine gute Stunde mehr bis an sein Lebensende. Er wurde vielfach befehdet und das dem Stifte St. Gallen gehörige Städtchen Wyl durch Albrecht eingenommen und zerstört. Zwar erhielt sein Nachfolger, der Abt Heinreich, vom Könige so viel, daß er das Städtchen wieder aufbauen und bevölkern durfte. Allein, der Gewinn war nicht groß. Kaum war Wyl neu gebaut und bevölkert, so zog Albrecht die Stadt zu seinen Handen, unter dem Vorwande, sie gehöre an des Reiches Vogtei. Ob dieser neuen Unbill

bekümmert, ritt Abt Heinrich mit seinen Freunden und Dienstmannen im Mai 1308 nach Baden, woselbst er den König unterthänig bat, daß er die Stadt Wyl, die das wahre Eigenthum des Gotteshauses St. Gallen sei, diesem doch gnädiglich wieder zustellen möchte. Allein der König fastete, war übel zu sprechen und sagte, er wolle am künftigen Tage dem Abte Bescheid ertheilen. Abt Heinrich, mit dem Gange der Dinge am Hofe wohlbekannt, suchte diese Zeit zu benutzen, um sich und dem Kloster eine günstige Stimmung zu erwecken in der nähern Umgebung des Königs selbst. Daher veranstaltete er im Hinterhofe, wo er seine Herberge genommen, ein glänzendes Nachtmahl, zu welchem nebst dem Churfürsten von Mainz, dem Herzog Ludwig von Baiern und dem Herzog Johann von Oesterreich auch viele andere Herren und Ritter eingeladen wurden.

Als nun der Churfürst von Mainz und der Graf von Homburg anlangten, fanden sie bereits eine zahlreich versammelte Gesellschaft. Der Abt hatte es an nichts fehlen lassen, was dem Gaumen seiner Gäste schmeicheln konnte. Fürstlich besetzt war die Tafel. Manches Gericht trugen die Wärter des Wirthes auf, mancher Humpen wurde geleert. Immer wärmer wurden die Herzen, immer freier die Zungen. Jetzt erhob der Churfürst von Mainz den silbernen, mit vergoldetem Schnitzwerk verzierten Trinkkelch, in wohlgeordneter Rede die Gesundheit des Fürstabtes von St. Gallen ausbringend und wünschend, daß der, welcher der Könige Herzen lenkt wie Wasserbäche, den hochwürdigen, für sein Stift so väterlich besorgten Greis segne, daß seine Reise nach Baden mit einem günstigen Erfolge gekrönt werde. Der Abt Heinrich dankte verbindlich für diesen Trinkspruch, doch wollte er es sich und seinen Dienstmannen nicht verbergen, daß ihm noch große Steine des Anstoßes im Wege liegen und daß er nächst Gott seine Hoffnungen vorzüglich auf seine Freunde und Wohlthäter setze, die beim Könige durch Rath und Fürwort so viel vermöchten.

Herzog Johann war bis jetzt ein ziemlich stummer Gast gewesen, selbst die Anspielungen Balms und Eschenbachs auf die schöne Unbekannte hatte er nur mit bitterm Lächeln beantwortet. Eben kehrte er von dem Fenster zurück, wo Hünenberg ihm in leiser, aber bewegter Darstellung erzählt hatte, wie es ihm auf dem Steine zu

Baden ergangen sei. Da sprach der Abt von St. Gallen, sich gegen Herzog Johann und Herzog Ludwig verneigend: „Diesen fürstlichen Jünglingen hier möchte ich besonders mich zu einem gnädigen Fürworte empfohlen haben. Bedenket doch, daß Gott das lohnen wird, was Ihr dem frommen Stifte des heiligen Gallus zu liebe thut."

„Verlasset Euch nicht auf mich, oder Ihr seid mehr, als verlassen," versetzte barsch Herzog Johann. „Ich bin nichts als ein fürstlicher Bettler am Hofe meines Oheims. Das Erbe meiner Mutter ward mir geraubt, und das Erbe meines Vaters gefällt meinem Vormunde so wohl, daß er es nicht von Handen geben will. Es geht mir damit, wie Euch mit der Stadt Wyl. So oft ich die Sache in Anregung bringe, ist es zur unrechten Zeit. Heute fastet er und morgen hat er nicht genug, heute fehlt es ihm in dem Rücken und morgen an dem Herzen. Wendet Euch daher an meinen Vetter da, Herzog Ludwig ist beim Könige besser angeschrieben."

„Getroffen!" erwiederte Herzog Ludwig von Baiern, „die Sonne der königlichen Huld blendet mir die Augen so stark, daß ich, wie Ihr, nichts mehr sehe, weder von dem Erbe meines Vaters, noch von demjenigen meiner Mutter. Die beiden Neffen werden von Albrecht mit gleicher Strenge bevormundet; nur hat der König bei Euch weniger Vorwand, als bei mir. Mein Bruder Rudolf, den Gott verdammen möge, und die Schuldenlast, die auf dem Baierlande ruht, das hat dem Könige als Scheingrund dienen müssen, mich zu bevogten. Aber — das sag' ich Euch, Vetter — in zwei Jahren sind die Schulden abbezahlt. — Zögert Albrecht dann noch mit der Zurückgabe meiner Ländereien, so werde ich nicht so lange geduldig zusehen, wie Ihr. In meinen Adern fließt das Blut Ludwigs des Strengen, der des eigenen Weibes nicht verschonte, als er seine Hausehre verletzt glaubte. Auch habe ich Freunde, die im Nothfalle mich nicht stecken lassen werden."

„Wie könnet Ihr aber, trotz der Zahl Euerer Freunde, zu Euerm Rechte gelangen, wenn der König Euern Vorstellungen das Ohr verschließt, der König, der Euer Vormund und Oheim ist?" fragte Johann empfindlich.

„Das weiß ich jetzt freilich nicht," antwortete Herzog Ludwig, indem er den Humpen sich füllte und schlau nach dem Fragenden

hinüberblinzelte. „Aber kommt Zeit, kommt Rath. Als der Schurke von Schluder ſich meinem Bruder zum Werkzeuge hingab, der ebenfalls mein Gerhab und Vormund ſein wollte, — da ſprach ich: Iſt Niemand, der mich an dieſem Buben rächt? Wenige Tage ſpäter lag Schluders Leichnam auf der Straße. Und man erzählte: er ſei von den Reiſigen des Herzogs Ludwig von Baiern erſchlagen worden."

„Ich habe davon gehört," nahm Rudolf von Wart das Wort, „ich habe davon gehört; aber Schluder war, ſo viel ich weiß, weder Euer König, noch Euer Oheim."

„Allerdings war er das nicht," entgegnete Ludwig; ein wenig verlegen darüber, daß die Rede, die nur dem Herzog Johann gegolten, auch von Andern vernommen worden war.

„Ei was?" fiel Werner von Homburg lachend ein. „Vergebet Euern Feinden, thut Gutes denen, die Euch beleidigen. Und wenn Einer Euern Mantel will, ſo gebet ihm den Rock auch dar. So predigen unſere Prieſter. Nicht wahr, Herr Abt von St. Gallen? Indeſſen üben die Herren ſelber nicht, was ſie von Laien fordern. Es gibt manchmal verdammt hitzige Pfaffen. Wiſſen die Herren ſchon von dem Vorfalle in Baſel? Was? nicht? wäre es möglich? Gut! ſo will ich Euch eine Neuigkeit erzählen, aber tretet auf meine Seite des Tiſches herüber, damit die zechenden Kumpanen dort nicht Alles vernehmen."

„Es iſt Euch bekannt, daß der König bisher immer verſchob, die Reichslehen dem Biſchofe Otto von Baſel zu beſtätigen, weil Albrecht es bis zur Stunde nicht verſchmerzen kann, daß meine Wenigkeit die Herrſchaft Homburg an das dortige Stift verkauft hat. Als daher Albrecht bei ſeiner Zurückkunft aus Böhmen vor einigen Tagen auf St. Petersberg im Hofe der Mönche ankehrte, ließ der Biſchof ſich durch Hugo zur Sonne vorſtellen und bat um Beſtätigung der Reichslehen. Otto trug einen Dolch bei ſich, mit dem feſten Vorſatze, bei einer abſchlägigen Antwort denſelben dem Könige in die Bruſt zu ſtoßen. Ritter Hugo hatte bald Urſache, zu bereuen, daß er den Biſchof dem Könige vorgeſtellt. Was will dieſer lange Zauberer? fragte Albrecht zornig. Der Biſchof, welcher die deutſche Sprache nicht verſtand, aber aus dem barſchen Tone des Königs ſchloß, der Inhalt der Rede laute ungünſtig, griff nach der Seiten-

taſche und fragte, was der König geſagt habe. Hugo aber, des Biſchofs Vorſatz durchſchauend, antwortete behend: Der König ſagte, Ihr ſollet morgen wiederkommen, er wolle Euch alsdann willfahren. Deß war der Biſchof wohl zufrieden und begab ſich nach Hauſe. Hätte der Wälſche aber deutſch verſtanden, ſo wäre der König jetzt nicht in Baden, ſondern — —"

„Sondern in der Hölle" — ergänzte Balm.

„Ei! es iſt doch eine herrliche Sache um die Sprache der Nibelungen. Es ſollte ſie Jedermann kennen," fiel Eſchenbach ein. „Daß doch Biſchof Otto ſchon ſo viele deutſche Verſe geleſen hätte, als ich! — Ich gäbe einen Finger von der Hand dafür."

„Sachte! ſachte!" warnte der Churfürſt von Mainz mit drohendem Finger. „Führet mir nicht ſo wunderliche Reden."

„Je nun! liegt darin etwas Böſes," ſprach Eſchenbach, „wenn ich wünſche, daß ein Biſchof, der ſo viele deutſche Schafe hat, doch auch die deutſche Sprache kennen möchte. Ihr ſeid der Erzbiſchof, Ihr hättet Euerm Nachfolger es einſchärfen ſollen, wie wohl es einem Biſchof von Baſel kommen könne, wenn er mitunter auch ein Wörtlein deutſch verſtehe."

„Was Ihr doch für ein abſcheulicher Menſch ſeid," erwiederte der Churfürſt. „Jetzt treibt Ihr nun noch Spott mit der Geſchichte; und doch ſolltet Ihr Gott danken, daß er die Gefahr ſo gnädiglich abwendete, in welcher das glorreiche Haupt des römiſchen Reiches ſchwebte. Denket nur, in welcher traurigen Lage wir uns befänden, wenn der Tollkopf von Baſel unglückſelig genug geweſen wäre, ſich an dem Geſalbten des Herrn zu vergreifen."

Die Umſtehenden, die wohl wußten, wie die Sache gemeint war, lachten bitter. „Da werdet Ihr als Erzbiſchof dem Biſchof wohl tüchtig den Leviten leſen für ſeine ſündhaften Gedanken?" fragte Eſchenbach. „Das darf ich nicht," verſetzte der Churfürſt, „denn der Biſchof von Baſel ſteht nicht unter dem Erzbiſchofe von Mainz, ſondern unter demjenigen von Beſançon."

„Nun, ſo könnet Ihr doch als Vorfahrer im Amt und als geiſtlicher Mitbruder ihm an's Herz reden und ihm ſagen, wie koſtbar die Zeit ſei, wie man günſtige Gelegenheiten nicht verpaſſen ſollte u. ſ. w." — ſpöttelte Balm.

„Ihr meinet alſo nur ſo eine Art von frommem Zuſpruch sub rosa?“ fragte der Churfürſt.

„Machet es, wie Ihr wollet,“ rief Eſchenbach, „nur vergeſſe nicht, ihm einzuſchärfen, daß es eine herrliche Sache ſei um die deutſche Sprache und den italieniſchen — Stahl.“

Dieſe ruchloſen Scherze, die nur zu deutlich zeigten, daß der Haß gegen Albrecht und die Macht des Weines in den Sprechenden auf einen gleich hohen Grad geſtiegen ſei, würden vielleicht noch lange fortgedauert haben, wenn nicht ein unerwarteter Zufall dazwiſchen gekommen wäre. Aber auf ein Mal ſtürzte der Wirth in den Saal und rief: „Es brennt droben in der Stadt! Gnädige Herren! es brennt. Das Lärmhorn vom Thurme tönt. Sie ſagen, der Biſchof von Baſel ſtehe vor den Thoren.“

Dieſe Nachricht jagte die Zecher von ihren Sitzen auf. Was, der Biſchof von Baſel? Wäre es möglich? Hurrah! die Schwerter, die Roſſe zur Hand! In wenig Augenblicken war das Zimmer leer. Der Churfürſt von Mainz ſchüttelte ungläubig ſein Haupt, doch folgte er den Andern auch in den Hof und Garten nach, zu ſehen, was an der Sache ſei.

14.

Böſe Zeichen am Himmel und böſe Plane auf der Erde.

Und nun, was war es? Ein blinder Lärm, wie Churfürſt Peter richtig geahnet hatte, ein blinder Lärm, der durch eine Lufterſcheinung veranlaßt worden. Der Mond war bereits hinter den Tannen des Berges hinabgeſunken. Da verbreitete ſich auf ein Mal ein helles röthliches Licht über den ganzen Horizont, ſo daß es den Bewohnern der großen Bäder vorkam, das Städtchen fange an zu brennen. Der alte Thurmwart, der ohnehin zu tief in's Glas geſehen, ließ ſich täuſchen und ſtieß in das Feuerhorn. Allmälig verſchwand das Nordlicht. Aber jetzt ſah man über der Königsburg ſieben Kometen, die prächtig leuchteten, wie die drei Sterne im Gürtel des Orions. Die Kometen bildeten einen Kreis, in welchem eine läng-

liche ſchwarze Wolke ſich befand. Leute, die ein ſchärferes Auge oder eine lebhaftere Phantaſie beſaßen, wollten in dem ſchwarzen Flecken einen Sarg erblicken, auf welchem ſogar das weiße Kreuz zu erkennen ſei. Die Erſcheinung mochte ungefähr zehn Minuten gedauert haben, als die Kometen erloſchen und Alles wieder in's Dunkel der Nacht verſank.

Jedermann weiß, daß man damals in den Naturwiſſenſchaften die Fortſchritte noch nicht gemacht hatte, deren ſich unſer Zeitalter erfreut. Monds- und Sonnenfinſterniſſe, Nordlichter, Kometen u. ſ. w. galten allgemein für Zeichen des göttlichen Zornes, für Vorboten großer Unglücksfälle und Landplagen. Der Leſer wird ſich daher nicht darüber verwundern, wenn wir ſagen, daß auch die Gäſte im Hinterhofe zu Baden nicht frei waren von den Vorurtheilen ihrer Zeit. Aus dem Garten, wo ſie die Lufterſcheinung bis zu ihrem Erlöſchen mit heimlichem Schauer angeſtaunt hatten, begaben ſich die Herren und Ritter allmälig in den Saal zurück. Als daher der Abt von St. Gallen ſich äußerte: „Ich fürchte, dieſe Kometen bringen uns nichts Gutes," pflichteten ihm die Meiſten bei. Der Eine redete von bevorſtehendem großen Krieg, der Andere von Mißwachs, ein Dritter glaubte, ſo müſſe es in den letzten Zeiten kommen, der böhmiſche Bruder Berchthold habe ſolches ſchon 1255 geweiſſagt. Vielen Anklang fand die Erklärung, daß der Sarg die Peſt und die Kometen die ſieben Kurfürſtenthümer bedeuten, und daß alſo Gott das deutſche Reich mit einem „Sterbend" heimſuchen wolle. Die Unterhaltung nahm eine ziemlich theologiſche Richtung, was aber Keinem auffallen durfte, der die vielen Geiſtlichen an der Tafel und die Menge der geleerten Humpen in Anſchlag brachte. Churfürſt Peter hörte dem immer lebhafter werdenden Meinungskampf mit gewohntem kaltem Lächeln zu. „Was lächelt Ihr, gnädiger Herr?" fragte Abt Heinrich. „Ich denke, wenn es am Ende nur nicht gehe, wie den Kindern Israel, die Gott mit der Peſt heimſuchte, weil der König David geſündigt. Doch, da haben wir nichts zu gefährden, die Gerechtigkeit ſitzt jetzt auf dem Throne der Deutſchen. Nicht wahr, Prinz?" Mit dieſen Worten wollte ſich der Churfürſt von Mainz an den Herzog Johann wenden. Allein der ſaß nicht mehr an ſeinem Platze.

Rudolf von Wart, Rudolf von Balm und Walter von Eſchenbach hatten des Herzogs Abweſenheit ſchon früher bemerkt und ihn überall geſucht. Beſonders war es Eſchenbach nicht recht, denn er fürchtete, der Prinz möchte um Roſa's willen ſich davon geſchlichen haben, ein Schritt, der ihm gefährlich oder doch mißdeutet werden konnte. Endlich ſagte der Herr von Finſtingen, der Herzog ſei noch drunten im Garten.

Wirklich verhielt es ſich ſo. Während die Uebrigen ſich nach dem Erlöſchen der Lufterſcheinung in das Haus hinauf verfügt hatten, war Johann im Garten zurückgeblieben. Die Nachtluft wehte ſo kühl durch die blühenden Bäume, und Johann hatte der Kühlung von nöthen. Seine Pulſe klopften wild, ſein Kopf brannte wie Feuer, und in ſeinem Herzen tobten grimme Leidenſchaften wie die Flammen eines Vulkans, die vergeblich einen Ausweg ſuchen. Die Erfahrungen der letzten vierundzwanzig Stunden zogen an ſeiner Seele vorüber wie die phantaſtiſchen Geſtalten eines wirren Fiebertraumes. Dem verwaisten Fürſtenſohne, der Jahre lang umſonſt nach einem Weſen ſich geſehnt, das ihn ganz begriffe und verſtände, war ſein innigſter Wunſch erfüllt. Er hatte das Mädchen kennen gelernt, das der Allerbarmer für ihn erſchaffen. In's Paradies der Liebe hatte Johann ſich flüchten wollen, um die Ungerechtigkeit ſeines Oheims verſchmerzen zu können. Aber auch hier trat ihm ſein Oheim wie ein feindſeliger Genius entgegen. „Ich gebe meine Tochter keinem Bettler, und wenn es auch ein fürſtlicher Bettler wäre" — ſprach die wunderſame Alte. Ein ſtolzes Wort, ein Wort der Verachtung, das der Herzog an dem mächtigſten Ritter mit dem Schwerte gerächt hätte. Der Hexe von Gäbiſtorf aber konnte er dieſes Wort gar nicht übel nehmen; denn ſie war Roſa's Mutter. Sie hatte Recht, daß ſie ihre Tochter einem Manne nicht anvertrauen wollte, der von ſeinem ganzen reichen Erbe keine einzige Hufe Landes ſein nennen konnte. Was iſt ein Fürſt, der trotz ſeiner Titel nicht einmal eine Strohhütte beſitzt, in die er mit dem Mädchen ſeiner Seele ſich flüchten könnte vor der Wuth der Elemente und vor der Unbill der Menſchen? „Bettler, elender Bettler!" brummte Johann zwiſchen den Zähnen, „Bettler, elender Bettler!" hallte jeder Winkel ſeines Herzens zurück. Und mit verſchränkten Armen ſtarrte er mehr als

eine Stunde hinab auf die rauſchenden Wogen der Limmat. Es war ihm immer, er ſollte die Barke wieder vorbeifahren ſehen, auf welcher die Alte mit dem himmliſchen Mädchen entſchwunden. Der Fremde, der am Garten vorüberging, hielt die Geſtalt, die unbeweglich daſtand, in der Beleuchtung, die vom Fenſter ſich ergoß, für irgend eine Bildſäule, mit welcher der Wirth den Garten geziert habe. Eine der Mägde aber erzählte in der Küche, da drunten ſtehe ein Ritter, der nicht wohl bei Troſt ſcheine, er ſchaue immer ins Waſſer hinab, als ob er ſich ſelbſt ein Leid anthun wollte.

„Endlich haben wir den Herrn, nach welchem alle Welt fragt," rief Eſchenbach, der mit Finſtingen, Balm und Wart in den Garten trat. Prinz! hier iſt ein Ritter, der mich erſuchte, daß ich ihn Eurer Hoheit vorſtelle." „Ah! der Herr von Finſtingen!" entgegnete Johann. „Ja, gnädiger Herr, ich komme," ſagte Finſtingen, „um mich über Das zu entſchuldigen, was heute Morgen vorfiel. Es war mir gewiß herzlich leid, daß ich Zeuge des unartigen Benehmens ſein mußte, das der Herzog Leopold ſich gegen Euch erlaubte. Ich wußte nicht, ob ich dem Herzog oder ſeinem ungezogenen Narren mehr zürnen ſollte, und ich fürchtete nur, Euere Hoheit möchte mein Stillſchweigen als Billigung des plumpen Spaſſes auslegen."

„Laſſen wir das gut ſein, mein lieber Herr von Finſtingen. Ich bin ſolcher Auftritte ſo gewohnt, daß ſie für mich nichts Befremdendes mehr haben. Da mein Oheim den Herzog Leopold mit Land und Leuten belehnt, während er mich, den ältern Neffen, für unfähig erklärt, mein elterliches Erbe anzutreten, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn dem ſtolzen Vetterlein der Kamm ſchwillt. Den Hofnarren hingegen habe ich vielleicht mit Unrecht gezüchtigt; der ehrliche Kuni hat mir mit dem Erzbiſchofe wahrſcheinlich einen Wink geben wollen, den ich erſt ſpäter verſtand. Ich wußte damals noch nicht, daß man mit dem Plane umgehe, mich zum Pfaffen zu machen, um dann mein Eigenthum mit beſſerer Manier an ſich zu reißen. Jetzt weiß ich es. Was der Narr mir andeutete, das hat die Heilige aus Ungarn des Weiten und Breiten mir auseinander geſetzt. Was dann Euer Stillſchweigen betrifft, guter Herr von Finſtingen, ſo machet Euch darüber keinen Kummer. Ich weiß, daß Ihr Rückſichten gegen Leopold zu beobachten habet. Ich nehme Euch Euer Stillſchweigen gar nicht

übel. Das durfte ich gar nicht erwarten, daß Ihr meinetwegen Euch mit dem Vetter Leopold überwerfen würdet. Im Gegentheil, ich muß es ſchon für etwas halten, wenn man nur ſchweigt. Glaubet mir, Herr von Finſtingen, ich bin in dieſer Beziehung nicht verwöhnt. Meine vertrauteſten Freunde haben es noch nicht weiter gebracht, als daß ſie ſchwiegen."

Balm, der den Stich wohl fühlte, der in dieſer Wendung lag, nahm das Wort und ſprach: „Gnädiger, wenn Stillſchweigen ein Fehler iſt, ſo ſolltet Ihr uns zuerſt ſelber ein beſſeres Beiſpiel geben. Von der Beleidigung, die Ihr heute von Leopold erfahren, wußte ich wenigſtens nichts." „Wir auch nichts!" fügten Wart und Eſchenbach hinzu, „bis der Herr von Finſtingen vorhin einige Andeutungen fallen ließ."

„Und warum hätte ich es ſagen ſollen?" erwiederte Johann, — „Was hätte mir das geholfen? Es iſt ja das nicht die erſte Beleidigung, die ich zu verſchmerzen habe; der Zuſtand meiner Schmach ſchreibt ſich weder von heute, noch von geſtern her. Oft goß ich meine Klagen in den Schooß meiner Freunde aus. Und was habe ich dabei gewonnen? Sie halfen mir klagen, ſie tranken mit mir einen Humpen auf das Verderben des Mannes, der mir mein Eigenthum vorenthält, und dabei blieb es. Nicht ein Einziger von Euch, Ihr Herren, hat für mich ſo viel gewagt, als der junge Hünenberg, nicht ein Einziger von Euch trat vor Albrecht hin und ſagte: Es iſt nicht recht, daß Du Deinen Neffen jetzt noch in unwürdiger Vormundſchaft hältſt. Gib, o König, unſerm Lehnsherrn gütlich, was ihm gebührt, oder gewärtige, daß ſeine Dienſtmannen ihm mit dem Schwerte zu der Gerechtigkeit verhelfen, die ſein königlicher Oheim ihm verweigert gegen Pflicht und Geſetz. Ihr ſeid wohl tapfere Männer in der Schlacht, aber dieſem Albrecht gegenüber ſeid Ihr furchtſam wie Tauben, geduldig wie Lämmer. Ihr hattet nicht das Herz, den Verkauf Eurer Beſitzungen dem einäugigen Krämer abzuſchlagen, — wie könnte ich Euch zumuthen, daß Ihr für den Jüngling in die Schranken tretet, für den verwaisten Jüngling, der nichts mehr und nichts weniger iſt, als ein fürſtlicher Bettler. Dieſer Homburg, dieſer Abt von St. Gallen, dieſer Biſchof von Baſel, ſelbſt die Hirten im Gebirg, ja weiß Gott, Prieſter und Bauern

machen uns zu Schanden. Wir ſind zum Spott der Kinder geworden, ſelbſt Weiber weiſen mit Fingern auf uns hin. Das bin ich ſatt, Ihr Herren. Gehet nur wieder hinauf in den Saal, ſpület den Aerger über Eure Erniedrigung im Wein hinunter. Ich aber gehe nicht mehr hinauf. Zur Herberge kehre ich zurück. Ihr könnet mich ja bei dem Abte mit Kopfweh entſchuldigen. Das Wort, das der Herzog Ludwig ſprach, brennt mich wie Feuer. Ich darf ihm nicht mehr in's Auge ſchauen. Ich habe Freunde, ſagte er, die mich im Nothfalle nicht ſtecken laſſen. Als der Schurke von Schluder ſich meinem Bruder zum Werkzeuge hingab, der ebenfalls mein Gerhab und Vormund ſein wollte, — da ſprach ich: Iſt Niemand, der mich an dieſem Buben rächt? Wenige Tage ſpäter lag Schluders Leichnam auf der Straße. Und man erzählte: Schluder ſei von den Reiſigen des Herzogs Ludwig von Baiern erſchlagen worden."

„So lautete das Wort Ludwigs, das mich wie Feuer auf der Seele brennt. Habet Ihr es gehört? Ja wohl! Ihr hörtet es, aber Ihr ſchwieget fein ſtill. Und ich ſchwieg auch. Der Lärm über die Lufterſcheinung kam mir ganz erwünſcht, ich verkroch mich in die Schatten der Nacht und weinte darüber, daß ich keine Freunde habe. Ja, ich bin zum Unglück geboren. Mein Vater ſtarb, ehe ich geboren ward, meine arme Mutter und meinen wackern Oheim Wenzel raubte mir der Tod während meiner Kindheit. Es bleibt mir nichts als mein Oheim Albrecht und meine Dienſtmannen. Albrecht iſt mein Vormund und macht mich zum Bettler. Meine Dienſtmannen ſehen das, zucken die Achſeln und — ſchweigen."

Hier brach die Stimme des Redenden, er konnte die Thränen nicht länger zurück halten und fing an zu ſchluchzen wie ein Kind.

„Nein! Herzog! die Dienſtmannen ſchweigen nicht," entgegnete Walter von Eſchenbach, Ihr habet allerdings Freunde, gnädiger Herr, treue Freunde, die bereit ſind, Leib und Leben, Gut und Blut für Euch einzuſetzen. Aber Ihr mißkennt ſie und macht ihnen Vorwürfe, welche ſie deſto tiefer kränken müſſen, je weniger ſie ſolche verdienen. Erſt heute habe ich über Eure Angelegenheiten mit dem Könige Rückſprache genommen. Deß iſt dieſer Mann da Zeuge. Ich berufe mich auf Herrn von Finſtingen, er hat Alles gehört, was zwiſchen dem König und mir verhandelt wurde."

„Ja wohl!“ fiel Finſtingen ein, „ich kann verſichern, daß an Herrn Walter von Eſchenbach gewiß die Schuld nicht liegt, wenn die Sache nicht bald zu einem gedeihlichen Ziele geführt wird.“

„So? Du haſt mit meinem Oheim geſprochen? heute? was ſagte Albrecht? Wie kamſt Du dazu?“

„Als ich in Zürich vom Rathhauſe her über die Brücke ritt, ſah mich der König, der juſt in der Herberge zum Schwert am Fenſter ſtand. Sogleich ließ er mich in die Stube hinauf kommen, weil er gerne von mir vernommen hätte, wie die Landsgemeinde in den Waldſtätten ausgefallen ſei. Ich konnte ihm keinen Aufſchluß geben, weil ich etliche Tage im Thurgau geweſen ſei und verwies den König an den Junker Hünenberg, der hierüber beſſern Beſcheid wüßte als ich. Hingegen ergriff ich dieſen Anlaß, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß der Herzog Johann nun bald zwanzig Jahre alt ſei und daß bei dieſen ſchwierigen Zeitläufen mir und andern Dienſtmannen ſehr viel daran liegen müſſe, daß unſer Lehnsherr der bisherigen Vormundſchaft enthoben werde. Welche Antwort mir darauf wurde, kann der Herr von Finſtingen ſagen, er ſtand hart neben dem König.“

„Ja wohl kann ich es ſagen, fuhr Finſtingen fort. „Albrecht wurde bleich wie Wachs. Herr Ritter, ſprach er, wenn ich Euch gut zu Rathe bin, ſo miſchet Euch nicht in Dinge, die Euch nichts angehen. Glaubt mein Vetter Johann, er ſei alt und klug genug, Land und Leut zu regieren, ſo mag er mir ſelber deßhalb das Ehrenwort anthun. Es will mich aber ſchier bedünken, die Aufhebung der Vormundſchaft liege dem Knaben weniger am Herzen, als Euch und Euersgleichen. Warum? das wundert mich keineswegs. Ich habe zwar nur noch ein Auge, aber mit dieſem ſehe ich ſchärfer, als mancher Andere, der zwei Augen hat. Ihr könnet das gelegenheitlich Euern guten Freunden Tägerfeld, Balm und Wart auch melden; ſie wiſſen dann in Zukunft vielleicht etwas Beſſeres zu thun, als dem unreifen Knaben Flöhe in die Ohren zu ſetzen, die dieſem nur Unruhe und ſeinen Verführern noch Schlimmeres, als bloß Unruhe, ſchaffen dürften.“

„Seht!“ rief Johann, „immer das gleiche Lied. Ich bin ihm ein Knabe, ein unreifer Knabe, und wenn ich hundert Jahre alt

würde. Du hätteſt den Heuchler fragen ſollen, wie viel denn ſein Bube, der Herzog Leopold, älter ſei."

„Nur Geduld!" entgegnete Eſchenbach, „das that ich wirklich. Als Albrecht zu Ende war, ſprach ich: Den Vorwurf der Verführung weiſe ich von mir und meinen Freunden zurück. Wenn aber der achtzehnjährige Herzog Leopold, der auch kein Frohnfaſtenkind iſt, zum Regieren alt genug iſt, während Herzog Johann mit zwanzig Jahren noch ein Knabe ſein ſoll: ſo habe ich und andere Leute allerdings zwei Augen. Sind dieſe auch nicht ſo ſcharf, wie ein Königsauge, ſo ſehen ſie doch, was Recht und Unrecht iſt, ſo gut, vielleicht noch beſſer, als ein Königsauge."

„Haſt Du ihm das in's Angeſicht geſagt? Wohl, Du biſt ein treuer, redlicher Freund. Walter, verzeihe mir, wenn ich vorhin im Mißmuth mit harter Rede Dich kränkte. Komm, laß Dich umarmen, Herzensbruder! Nein, wer ſolche Freunde hat, der iſt noch kein Bettler, obgleich ein Schuft auf dem Throne der Deutſchen ſitzt."

„Er ſitzt dort nur ſo lange, als wir wollen," fiel Eſchenbach ein. „Die alten Recken, von denen unſere Lieder ſingen, hätten mit einem ſolchen Burſchen nicht viel Federleſens gemacht. Ich wüßte nicht, warum wir mehr machen ſollten. Ihr habet da von Schluder geſprochen, deſſen Leichnam auf der Straße lag, ſobald Herzog Ludwig ſeinen Reiſigen einen Wink gab. Wohlan! gnädiger Herr! gebet uns auch einen ſolchen Wink. Morgen geht der König in die Meſſe. Wohlan! ſoll ich den Schurken am Hochaltare niederſtechen? Ja oder nein! Prinz. Nicket nur mit dem Kopfe — und ich ſchwöre es Euch bei meiner Ritterehre, Albrecht ſoll nicht mehr lebendig aus der Kirche kommen."

„Topp! ich bin dabei!" rief Balm.

„Nur ſachte, Ihr Leute, etwas ſachte," bemerkte jetzt Ritter Rudolf von Wort. „Laſſen wir das Herz nicht mit dem Kopf davonlaufen. Man fängt nicht mit dem Niederſtechen an. Ich dächte, es gäbe noch beſſere und geſetzliche Wege, um unſerm Herzoge zum Rechte zu verhelfen. Bevor aber dieſe Mittel in Anwendung gekommen ſind, können vernünftige Leute und Biedermänner, wir wir, nicht von Gewaltthat ſprechen. Es ſcheint, der König habe Eſchenbach, Balm und mich im Verdacht, als ob die Entlaſſung von der

Vormundſchaft nicht eigentlich des Herzogs Wunſch, ſondern vielmehr unſer Land ſei. Er ſchließt das daraus, weil ſein Mündel dieſen Wunſch noch nie gegen den König ſelbſt geäußert hat. Ja, Albrecht gibt zu verſtehen, er nehme es auf die hohe Achſel, daß der Neffe ihm noch nie die Ehre angethan habe, ihn um die Aufhebung der Vormundſchaft zu begrüßen. Gut! Hier iſt ja der Weg vorgezeichnet, den wir einzuſchlagen haben. Mein Rath iſt, der Herzog ſoll abwarten, was unſer Freund, der Ritter von Tägerfeld, der nach Klingnau zum Grafen von Oettingen reiste, uns für eine Antwort in Beziehung auf das Schiedsgericht zurückbringt. Iſt dieſe eingetroffen, möget Ihr morgen oder übermorgen vor den König treten und mit Anſtand, aber in klaren, dürren Worten es ausſprechen: Ich habe nun das Alter der Volljährigkeit erreicht, und verlange, daß meine Erbe mir zu eigener Verwaltung herausgegeben werde."

„Mein Oheim lügt," verſetzte der Prinz, „er lügt wie ein ehrloſer Mann, wenn er behauptet, ich habe den Wunſch nach Freiſprechung nie geäußert. Mehr als ein Mal that ich das, aber er wollte mich nicht verſtehen, oder er ſpeiste mich mit Hofbeſcheid ab. Und gerade ſo wird er es morgen wieder machen. Geſchieht aber das — dann nehme ſich der königliche Schurke in Acht. Ich befinde mich jetzt in einer Stimmung, wo ich für nichts gut ſein möchte, und wo der Oheim und der Geſalbte des Herrn bei mir nur blutwenig gilt. Sieht er in mir nur einen unreifen Knaben, ſo könnte ich leicht bei dieſer Gelegenheit auf den Einfall gerathen, ihn fühlen zu laſſen, daß ich doch wenigſtens die Fauſt eines Mannes führe."

„Da könnte freilich aus Uebel noch Aerger werden," ſprach Rudolf von Wart. „Und doch begreif ich Alles. Aber es kommt mir da ein Gedanke. Der Churfürſt von Mainz ſoll Euch zum Könige begleiten. Der Erzbiſchof iſt ein kluger, erfahrener Herr, der in beſonnener, wohlgeſetzter Rede die Scheingründe Albrechts zu widerlegen weiß. Er iſt ein alter Freund Eueres Hauſes. Er war Euerm hochſeligen Vater ſchon ein treuer Diener und Euch ſelbſt immer ergeben und wohlgeſinnet von Eurer Kindheit an."

„Das iſt ein glücklicher Einfall, ich muß ihn unterſtützen," ſagte Herr von Finſtingen. Auch dem Prinzen leuchtete die Sache ein.

„Peter Eichſpalter mich begleiten? Wohl! das läßt ſich hören. Es ſei! Der Mann iſt treu und lauter wie Gold, aber auch ſchlau und gewandt wie eine Schlange. Bringt der meinen Oheim nicht dazu, daß er mir mein Erbe herausgibt, ſo bringt es kein Menſch in der Welt dazu.

„Zweifelt nicht, die Sache wird gehen," erwiederten Wart und Finſtingen. Hingegen meinte Balm, er möchte noch nicht darauf ſchwören.

„Geſetzt aber auch, die Verwendung des Churfürſten ſei nutzlos, was fangen wir dann an?" fragte Johann.

„Ach! Kommt Zeit, kommt Rath. Brechen wir hier ab. Der Ort und der Augenblick iſt ohnehin übel gewählt; auch reden die Herren lauter, als es eigentlich ſein ſollte. Ich weiß nicht, iſt es das Rauſchen des Stromes, oder hat ſich dort im Gartenhauſe etwas geregt. Genug! gehen wir in den Saal hinauf." Mit dieſen Worten verließ Wart die Uebrigen, indem er im Garten herum die Runde machte, ob nicht ihr Geſpräch vielleicht von einem Uneingeweihten belauſcht worden ſei.

„Damit iſt mir aber noch nicht geholfen," murmelte Johann unwillig. „Schlägt morgen die Unterredung mit dem König fehl — weß hab' ich mich dann von Euch zu verſehen, Ihr Freunde?"

Das iſt der letzte Verſuch," entgegnete Eſchenbach. „Führt der nicht zum Ziele, ſo ſtechen wir ihn nieder."

„Iſt das Dein Ernſt?"

„Ich ſchwöre es bei meiner Ritterehre! wo das Wort nichts mehr vermag, da muß das Schwert helfen," — lautete Eſchenbachs Antwort.

„Was ſagen hier die beiden Ritter dazu?" fragte Herzog Johann weiter.

„Recht oder Rache!" antwortete Balm und Finſtingen. Alle Drei boten dem unglücklichen Prinzen die Hand zur Bekräftigung des mündlichen Verſprechens. Johann drückte Eſchenbach, Balm und Finſtingen der Reihe nach an ſein ſtürmiſches Herz. Hierauf begaben ſie ſich mit einander nach der Herberge, wo Rudolf von Wart ihrer bei der Hausthüre wartete.

15.

Der Klausner und der Beichtende.

Wir wiſſen nicht, wie es dem Leſer erging am Schluſſe des letzten Kapitels. Uns wollte es vorkommen, der Herzog Johann betrete hier eine Bahn, die unmöglich zu einem erfreulichen Ziele führen könne. Zwar war der Rath, den Rudolf von Wart gab, der Rath eines vernünftigen Mannes, und es that uns ordentlich wohl, daß er Waſſer in das Feuer des fürſtlichen Jünglings goß, während das Benehmen der andern drei Ritter eher geeignet ſchien, die glimmenden Gluten noch ſtärker anzufachen. Allein wie lange wird Wart die Oberhand behaupten? wird er nicht ſeinen Einfluß verlieren, wenn die Unterredung mit Albrecht kein günſtiges Ergebniß liefert? Johanns ungeſtümes Temperament, der Haß, den er von Jugend auf gegen Albrecht einſog, der Verluſt der böhmiſchen Königskrone, die Furcht am Ende, auch um das väterliche Erbe betrogen zu werden, vor Allem aus aber die romantiſche Liebe zu dem unbekannten Mädchen: das waren zu viele Elemente der Aufregung. Auch muß man nicht vergeſſen, daß Johann in einem Zeitalter lebte, das von dem unſerigen weſentlich verſchieden war. Heut zu Tage macht ſich nur zu oft eine gewiſſe Schlaffheit geltend; die Menſchen laſſen ſich freilich ſelten bis zu eigentlichen Verbrechen fortreißen, aber man kann ſie deßhalb nicht immer loben, denn dieſe ſcheinbare Selbſtbeherrſchung iſt nicht eine Frucht der Tugend, ſondern der Entnervung, die mit unſerer verfeinerten Lebensweiſe in genauem Verhältniſſe ſteht. Am Willen zum Böſen fehlt es auch unſerer Zeit nicht, wohl aber an der Thatkraft, die zur Ausführung des Böſen erfordert wird. In den Tagen des Königs Albrecht war es anders, das ganze Zeitalter trug das Gepräge einer gewiſſen Rohheit. Unſere Väter waren Söhne der Natur. Stark in der Liebe und in dem Haſſe, gaben ſie ſich wenig Mühe, die Leidenſchaften ihres Herzens zu zügeln oder zu bemänteln. Leicht erregbar in ihren Begierden und bald entſchloſſen zur That wählten ſie den Weg, der am kürzeſten zum Ziele führte; den Vorwurf der Gewaltthat ſcheuten ſie nicht, denn ihr liebſter Beweis war das Schwert, und weil ſie mit dem eigenen Leben

nicht geizten, ſo ſchonten ſie es auch an dem Feinde nicht ſonderlich. Damit ſich indeſſen meine Leſer von der hier geſchilderten Zeit keine allzu düſtere Vorſtellung bilden, ſo wollen wir doch daran erinnern, daß es eine geiſtige Macht gab, vor welcher die eiſernen Ritter ſich in größerer Ehrfurcht beugten, als die Weichlinge unſerer Tage. Ich meine die Macht der Religion. Wo Recht und Geſetz verſtummen mußten vor dem Waffengeräuſch endloſer Fehden, da trat die Religion, dieſe Tochter des Himmels, auf den blutgetränkten Boden und gebot, das Bild des Gekreuzigten im Arme, ihren Gottesfrieden den erhitzten Kämpfern. Wenn der Burgherr im Gefühle ſeiner höhern Geburt den Landmann bedrückte und mit eiſerner Ruthe den armen Leibeigenen züchtigte, dann mahnte ihn wohl der Diener des Evangeliums daran, daß wir Alle einen Vater im Himmel haben und daß wir Alle Brüder ſind in Chriſto. Und wenn der Raubritter den wehrloſen Wanderer plünderte, wenn er auf dem Adlerneſte ſeines bethürmten Schloſſes Kaiſer und Reich trotzte und die weinende Unſchuld lachend hinabwarf in das dunkle Verließ: dann ſchreckte wohl ein kühner Prieſter oder ein entſchloſſener Mönch den ruchloſen Frevler mit den Schauern einer vergeltenden Ewigkeit. Wahr iſt es, die Warnungen der Religion wurden oft im Rauſche der Leidenſchaft überhört, und der Gedanke an jene Welt fing häufig erſt dann an zu wirken, wenn es zu ſpät war. In dieſem Falle aber wirkte er nur um ſo großartiger, tragiſcher. Stark und offenkundig, wie die Sünde, ſtark und offenkundig war auch die Reue. Eigene Schulden oder die Vergehungen naher Anverwandten zu ſühnen, begab ſich der Jüngling oder die Jungfrau in's einſame Kloſter. Getäuſcht in des Herzens ſüßeſten Gefühlen oder mächtig ergriffen von der Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge gab der Ritter ſeine Güter der Kirche und den Armen und zog am Pilgerſtabe nach dem heiligen Grabe oder er floh das Gewühl der Menſchen und baute ſich eine Hütte im abgelegenen Thale oder auf der Höhe des waldigen Berges. Was man auch gegen das beſchauliche Leben jener Zeit einwenden und mit Recht einwenden mag, Eins bleibt doch wahr: dieſes entſchiedene Zurücktreten aus der menſchlichen Geſellſchaft, dieſes unbedingte Hingeben an eine höhere Welt hat für unſere Einbildungskraft etwas Ergreifendes und Erſchütterndes.

Einer der berühmteſten Einſiedler unſerer Schweizergeſchichte iſt unſtreitig Berchtold Strebel von Oſtringen. Er war in ſeiner Jugend ein glänzender Ritter am Hofe des Kaiſers Rudolf geweſen, vor welchem er im Turniere zu Lauſanne 1275 ſeine Gewandtheit im Waffenſpiele ſiegreich entfaltete, ſo daß er den erſten Preis davon trug. Allein dem ſchönſten Morgen folgt oft der gewittervollſte Tag. Und das Schickſal ſcheint nicht ſelten den bunten Regenbogen des Glückes nur deßhalb über dem Lande unſerer Kindheit auszubreiten, um uns nachher die Täuſchungen des Lebens deſto bitterer fühlen zu laſſen. Etwas von der Art mochte auch Berchtold Strebel erfahren haben. Müde des irdiſchen Treibens, das gerade die edlern und tiefern Gemüther unbefriedigt läßt, entſagte er der Welt und zog ſich zum frommen, Gott gewidmeten Leben in die Einſamkeit zurück.

Nicht weit von dem Dorfe Windiſch eröffnete ſich eine romantiſche Bergſchlucht, wo ein wilder Gießbach zwiſchen dunkeln Tannen und grünen Buchen hinabeilt, bald über ſchroffe Wände und große Steine mit weißem Schaume niederrauſchend, bald im weiten Felſenbecken mit ſanftem Gemurmel ſich ſammelnd, als ob er den Jäger einladen möchte, zu trinken vom ſilberreiner Quelle oder ſich unterzutauchen in den kühlenden Fluthen des beſchatteten Bades. Viele kleine Brücken und Stege führen über den Bach. Da und dort unter der Weißbirke und unter der Trauerweide bemerkt man auch eine Bank oder einen Baumſtamm, der dem Wanderer Ruhe gewährt. Immer jäher wird der Pfad. Zuletzt ſteigt man eine Leiter hinauf und ſieht ſich plötzlich in eine Höhle verſetzt, welche die Berchtoldsgrotte heißt.

Hier lebte Bruder Berchtold mehr als zwanzig Jahre. Außerhalb der Höhle hatte er mit eigener Hand eine kleine Kapelle erbaut, in welcher der Berg Golgatha und das Leiden Chriſti in halb erhobener Arbeit zu ſchauen war. Vom ſchlanken Thürmchen erklang das heitere Glöcklein weithin in die von mächtigen Flüſſen durchſtrömten Thäler, wenn der Einſiedler das Zeichen zum Gebete gab. Wie ein Stern leuchtete bei nächtlicher Stille die heilige Lampe durch die bunten Scheiben des kleinen Chors.

„Es iſt hell da droben im Steingeklüft," ſprach in der Nacht, von welcher wir hier reden, der Dorfwächter von Windiſch zu ſeinem Geſellen, „mich däucht, ich ſehe zwei Lichter, eines im Felſenkirchlein

und eines in der Höhle selbst. Der Hahn hat drüben in Gäbistorf schon gekräht und doch will ich wetten, Bruder Berchtold sitze noch in seiner Grotte und bete.“ Und wirklich so war's. Die Lufterscheinung über dem Steine zu Baden, die sieben Kometen und der verhängnißvolle Sarg waren auch von dem Eremiten bemerkt worden und hatten allen Schlaf aus seinen Augen verscheucht. Berchtold war nicht unbekannt mit den Sünden seiner Zeit, mit den Gebrechen der Kirche und des Staates. Er hatte die Wollust, die Hoffart und die Habsucht der Großen in der Nähe beobachtet. Die Zwietracht unter den Gliedern des neu aufgekommenen Regentenhauses, die Ländergier, die immer hungeriger wurde, je mehr sie gewann, die Menge ungerechter Fehden, die Arglist, mit welcher man das Volk zur Verzweiflung trieb, um seine Erhebung mit dem Verlurste althergebrachter Freiheiten zu bestrafen: alles Das war dem frommen Einsiedler nicht entgangen. Besonders schwer lag die Art, wie Albrecht zum Throne gelangt war, dem guten Manne auf dem Herzen. Der Sohn wandelt nicht in des Vaters Wegen, dachte er. Da soll ein großes stolzes Gebäude der Macht aufgeführt werden, aber der Boden, auf welchen man baut, ist hohl; die Hauptsache fehlt, das Fundament der Gerechtigkeit fehlt. Unschuldiges Blut schreit zu Gott um Rache. Der Gesalbte des Herrn ist gemordet worden und sein Mörder nennt sich nun selbst der Gesalbte des Herrn. So dachte er.

Und während man in Baden die Lufterscheinung bald wieder vergaß und fortschmauste bis gegen Morgen, saß der Einsiedler, welcher der Welt entsagt hat, sorgenvoll auf seinem Felsen, als ob er die Strafe Gottes abzuwenden hätte von dem Volke und von des Volkes Führern. Der Mann mit dem langen Silberbarte, mit dem kahlen Haupte, mit dem andachtsvollen Blicke, er hatte etwas Ehrfurchterregendes. Wie er die Lampe auf die Stufen des Altars stellte, den Psalter aufschlug, niederkniete, die magern Hände aus den weiten Aermeln des faltenreichen Gewandes erhob und mit Inbrunst an sein Herz drückte, da mahnte er an den Patriarchen Abraham, als er den Herrn um Gnade anflehte für Sodom und Gomorrha. Das Blatt des Buches, das vor dem knieenden Greise lag, zeigte den Psalm. Mit lauter Stimme fing Berchtold an zu beten:

„Merk' auf, o Du Hirt Israels, der Du Joseph leitest, wie die

Schafe. Erſcheine, der Du auf den Cherubim ſitzeſt. Erwecke Deine Macht vor Ephraim, Bergamin und Manaſſe und komm uns zu Hilfe!"

„Bekehre uns, o Gott, und laß Dein Angeſicht leuchten, ſo werden wir errettet. Herr, Gott der Heerſchaaren, wie lange wirſt Du zürnen über dem Gebete Deines Volkes?"

„Du ſpeiſeſt ſie mit Thränenbrod und tränkeſt ſie mit Thränen in großem Maße."

„Du ſetzeſt uns unſern Nachbarn zum Zanke und unſere Feinde ſpotten unſern Gott. Zebaoth, tröſte uns, laß leuchten Dein Antlitz, ſo geneſen wir."

Bei dieſer Stelle hielt der Einſiedler inne; denn es war ihm vorgekommen, eine Stimme rufe ihn bei ſeinem Namen. Eben wollte er im Gebete wieder fortfahren, da drangen in ſeine Ohren die Worte: „Bruder Berchtold! wo biſt Du?" der Alte erhob ſich, zündete einen Kienſpan an, trat aus der Höhle und leuchtete in die Tiefe hinab. „Iſt Jemand da?" fragte er. „Ja!" lautete die Antwort. Und eine männliche Geſtalt ſtieg auf der Leiter an der Felswand empor. Oben angelangt, trat der Mann in die Grotte, indem er ſich ehrfurchtsvoll vor dem Klausner verneigte. Und als Berchthold die brennende Fackel dem Ankömmling näher in's Antlitz hielt, erkannte er einen Ritter, der auch unſern Leſern nicht mehr fremd iſt. Es war nämlich der Herr von Finſtingen.

Was dieſer ſo ſpät noch in der Grotte des Einſiedlers wollte? Ihr ſollet es ſogleich erfahren. Der Leſer wird ſich wohl noch erinnern, daß Finſtingen einer der drei Ritter war, welche im Garten des Hinterhofes gelobten, ſie wollen ſich am Könige, falls dieſer ſich länger weigere, dem Neffen das ſchuldige Erbe herauszugeben, blutig rächen. Wie Finſtingen zu dieſem kecken Verſprechen gelangt war, das ſchien ihm bei näherm Nachdenken ſelber ein halbes Räthſel. Eigentlich ſtand er mit dem Herzog Johann durchaus nicht auf vertrautem Fuße. Nur der Umſtand, daß er zufälliger Weiſe Augenzeuge ſein mußte, wie plump der wilde Herzog Leopold und wie hart der habſüchtige König gegen den nächſten Blutsverwandten handelten, hatte ihm etwelche Theilnahme für den unglücklichen Jüngling eingeflößt. Auch fürchtete er, Johann möchte in ihm einen Feind er-

blicken und in günſtigern Tagen es ihm gedenken, daß er Zeuge ſeiner Erniedrigung geweſen. Als ſich daher der Anlaß darbot, wo er ungeſehen von Leopold und Albrecht im Garten und im Dunkel der Nacht dem Prinzen ein paar freundliche Worte ſagen konnte, ſo benutzte er den Anlaß gerne. Die Verſicherung ſeiner Theilnahme war alſo nichts mehr und nichts minder, als das Kompliment eines Mannes, der etwas auf Lebensart hält und es mit Niemanden verderben will. Zwar fühlte Finſtingen wohl, daß er etwas zu weit gehe, als er dem Prinzen gelobte, er werde, wenn der König nicht entſpreche, unter Denen ſein, die ſein Recht mit dem Schwerte unterſtützen. Aber wie konnte er anders? Der Herzog legte ihm dieſe Verſicherung ja beinahe auf die Zunge, und Eſchenbach und Balm gingen mit der Zuſage voraus, und der Wein, der fatale Wein, that das Uebrige. Indeſſen machte Finſtingen ſich anfänglich aus der Geſchichte nicht viel, er betrachtete den Handſchlag im Garten nur als eine nachdruckſame Ergebenheitsbezeugung, die vielleicht am Morgen ſchon von Johann und ſeinen Freunden vergeſſen ſein dürfte. Was verſpricht man nicht alles, wenn man einen kleinen Hieber hat! Gut und Blut will man für den Freund einſetzen, man will ſeine Ehre rächen, ſterben ſollen ſeine Feinde, und wenn es Kaiſer oder Pabſt wäre, mit jedem Humpen ſteigt die Selbſtaufopferung, mit jedem Glaſe wächst der edle Zorn. Am Morgen aber weiß man von dem ganzen Treiben kein Wort mehr, man lächelt ob der Großmuth von geſtern und läßt in Gottes Namen leben, was gerne lebt.

So ſah Finſtingen anfänglich die Sache an. Erſt beim Abſchied vom Hinterhofe, als Johann ihn einlud, am Vormittag in ſeine Herberg zu kommen, um die Ausführung des gefaßten Planes zu beſprechen, erſt da gingen dem Manne die Augen auf über dem Abgrund, an den ſeine Unvorſichtigkeit ihn geführt hatte. Daß Albrecht ſich durch den Churfürſten von Mainz beſtimmen laſſen werde, dem Neffen das Erbe herauszugeben, das ſchien mehr als zweifelhaft und leicht dürfte dem Churfürſten eine Antwort werden, wie ſie Eſchenbach davon getragen. Und in dieſem Falle war Johann entſchloſſen, Gewalt zu gebrauchen und dem Könige nach dem Leben zu ſtellen. Königsmord! — ſchon der bloße Gedanken an dieſes Verbrechen erfüllte den Ritter mit Entſetzen. Was Otto von Wittelsbach einſt gethan, das

ſollte ſich hier wiederholen. Ein Komplott hatte ſich in unglückſeliger Stunde gebildet, um Hand an den Geſalbten des Herrn zu legen — ein königsmörderiſches Komplott. Und von dieſem Komplotte war er ſelbſt ein Mitglied. „Geſetzt, die That gelinge," ſprach Finſtingen zu ſich ſelbſt, „wie ſtehen die Thäter da vor der ganzen Welt? wird nicht das mächtige Haus Oeſterreich, werden nicht alle Fürſten des Reiches ſich zur Rache erheben? wird nicht ein neuer Kaiſer die Acht und der Papſt den Bann über uns ausſprechen? Und was hat Albrecht mir gethan, daß ich meine Seele mit ſolchem Fluche beladen ſollte. Geſetzt aber, die That mißlinge — was wird dann unſer Lohn ſein? Albrecht wird den Willen für das Werk nehmen, mit Rad und Galgen wird er uns beſtrafen. Dieſer Johann zieht ſeine Freunde alle mit ſich in den Abgrund; dieſer Eſchenbach, Balm und Wart, ja, wer nur die leiſeſte Kunde von dem Plane hatte, wehe ihnen! ſie ſind alle Männer des Todes."

So gedachte Finſtingen, der jetzt plötzlich ſo nüchtern geworden war, als ob er keinen Tropfen Weins getrunken hätte. Je länger er die Sache überlegte, deſto fürchterlicher erſchien ihm das Netz, in welches er verſtrickt worden war, deſto weniger wußte er, wie er ſich aus der Schlinge ziehen ſollte. Hingehen und dem Prinzen geſtehen, er ſei überraſcht worden, er könne nicht zu Planen ſtimmen, die gegen das Leben des Königs gerichtet ſeien? Dann würde der Herzog ihn als eine Memme, als einen Wortbrüchigen behandeln, und das Verbrechen würde vielleicht doch vollführt. Oder ſollte er geradezu zum Könige gehen und ihm offenbaren, was ſein Neffe wider ihn im Schilde führe? Er alſo zum Verräther werden an dem unglücklichen Fürſtenſohn und ſeinen wackern Freunden? Nein! ſolcher Schändlichkeit war ein Finſtingen nicht fähig.

Gerne hätte er den Ritter Rudolf von Wart in's Geheimniß gezogen und ihm geſagt, welche Plane hinter ſeinem Rücken geſchmiedet würden. Aber er wußte nicht, wo derſelbe ſeine Herberge genommen, alle Nachfragen waren vergeblich. Es war, als ſei er plötzlich in die Erde geſunken. Einer der Knechte verſicherte, Rudolf von Wart ſei fortgeritten, wohin, ob nach Zürich oder in's Lager von Fürſtenſtein, das wiſſe er nicht. Dieſe Nachricht, die ſich nachher freilich als ungegründet erwies, ſchlug den Muth des Freiherrn von Finſtin-

gen vollends zu Boden. Er erblickte in der plötzlichen Entfernung des klugen Mannes die ſchweigende Erklärung, daß es dem Ritter auch nicht mehr geheuer ſcheine in der Umgebung des Herzogs Johann. Die Vorſtellungen, daß vielleicht die Unterredung im Garten von uneingeweihten Ohren belauſcht worden ſei und daß Wart davon vielleicht Wind erhalten und deßhalb entflohen ſei — dieſe Vorſtellung machte das Maß ſeiner Angſt voll. In dieſer Noth gedachte er eines treuen Freundes, den er ſeit Jahren nicht beſucht hatte. Raſch ſchwang er ſich auf ſein Roß und ſprengte nach Windiſch hinunter. An der Stelle angelangt, wo der Bergbach aus der Thalſchlucht hervorrauſcht, band er ſeinen Braunen an eine Erle und arbeitete ſich zu Fuß dem Bache nach hinauf zur Höhle des frommen Berchtold.

Was wir hier kurz erzählten, das ſchilderte Finſtingen weitläufig und mit den lebhaften Farben eines grauenhaft erregten Gemüthes. Lange und mit geſpanntem Ernſte hörte der Einſiedler zu. Er ſchwieg noch eine Weile, als der Ritter bereits geendigt hatte. „Wann der Geluſt empfangen hat, ſo gebiert er die Sünde; die Sünde aber, wann ſie vollendet iſt, gebiert den Tod. Hätteſt Du nicht auf beiden Achſeln Waſſer tragen wollen, hätteſt Du nicht dem Weine die Herrſchaft gelaſſen über Deine Seele, ſo ſtändeſt Du jetzt nicht im Bunde der Menſchen, die nach dem Blute ihres Königs dürſten. Und würde Albrecht nicht Reichthum und Macht höher ſchätzen, als Recht und Gott, ſo würde der Waiſe ihm nicht auflauern, wie ein gereizter Löwe. Wer Blut ſäet, der wird Blut erndten," ſagte Bruder Berchtold in ſtrengem Tone. Dann kniete er nieder an den Stufen des Altares und ſchrieb einen Brief, den er verſiegelte und dem Ritter gab mit den Worten: „Das iſt nun die Buße für Deine Sünde, das Du heute nach der Meſſe dem Könige ſelber dieſen Zettel überreicheſt. Komm und folge mir,"

Berchtold zündete die harzige Wurzel einer Kiefer an und ſtieg die Leiter hinab. In der rechten Hand die Fackel, in der linken den Stock tragend, wandelte der greiſe Eremit. Ehrfurchtsvoll folgte ihm der Ritter im bunten Prunkgewand. Zauberhaft wirkte der röthliche Fackelglanz in der romantiſchen Schlucht, kräftige Schlaglichter ergoſſen ſich in das Dunkel der Nacht. Das Kirchlein, das

weiß in die Tiefe hinabſchaute, der Garten Gethſemane, wo das Bild des betenden Heilandes war, und die Geſtalten der ſchlafenden Jünger in Wachs, ein kleiner Friedhof mit Denkmalen und Kreuzen, ſchäumende Waſſerfälle nnd zitternde Wellen, ſchwarze Gebüſche, wunderliche Felſenmaſſen und geſpenſterartig ſich erhebende Baumſtämme: alles Das kam und ging in ſeltſamer Beleuchtung vor den Blicken der beiden Wanderer vorüber. Ein Rembrandt hätte hier mit Entzücken verweilt, doch Dieſe achteten weder des röthlichen Schimmers, noch des Schattens in nächtlicher Kluft. Höhere Sorgen beflügelten ihre eilenden Schritte. Als ſie zu der Stelle gelangt waren, wo das angebundene Pferd ſtand, kniete Finſtingen nieder. Der Mann Gottes ſchlug das Kreuz und ſegnete ihn. Dann ſchwang ſich der Ritter auf das ungeduldig ſcharrende Roß. „Gehab Dich wohl! Du gehſt jetzt zum König, ich aber begebe mich hinab nach Rheinfelden, hinab zur Königin. Gott ſei mit Dir und mit mir.“ Berthold ſprach's, löſchte die Fackel, zog die Riemen ſeiner Fußſohlen an, und in entgegengeſetzter Richtung entfernten ſich Beide, dort der Ritter auf dem ſtolzen Renner und hier der Bruder mit dem beſcheidenen Stab.

16.

Lange Naſen und blutige Hände.

Die Sonne war ſchon vor einigen Stunden im Oſten aufgegangen. Mehr als ein Geläute hatte von der Schloßkapelle, von dem Kloſter Meerſtern und von den verſchiedenen Kirchthürmen des Städtchens herab die Gläubigen zur Mette und zur Meſſe eingeladen. Weithin über das von der Limmat durchfloſſene Thal leuchtete im hellen Schimmer des ſchönen Maimorgens der königliche Stein von Baden. Am Fuße desſelben, in den Gaſſen der Bürger, regte ſich fröhliches Leben und droben im Hofe und auf den Schanzen, welche die weiße Veſte mit einem Gürtel von grünen Matten umgaben, miſchte ſich kriegeriſcher Lärm mit wildem Gelächter. Auf einer Wieſe, dem Burgthor gegenüber, lag eine Heerbande ungariſcher

Reiter. Es waren das grimmig aussehende Männer, in halb asiatischer Tracht, mit langen Zöpfen und Bärten, die sich in mancherlei Gruppen zwischen den bunten Zelten und um die Baraken vertheilten. Die Einen striegelten die Pferde und ritten sie zur Tränke oder zur Schwemme. Die Andern hatten große Feuer angezündet, über welchen ein dampfender Feldkessel hieng oder eine Art von Bratspieß sich drehte. Die Wache vor dem Thore spielte Würfel. Da aber diese Helden nicht sonderlich bei Kassa zu fein schienen, so wurde dem, welcher zu wenig geworfen, eine Kluppe an die Nase gehängt, die er so lange tragen mußte, bis er von einem Mitspieler, der eben so unglücklich geworfen, abgelöst wurde. Einen bessern Theil hatte die Gesellschaft gewählt, die, vom Thore und dem Lager entfernt, zwischen den Reben sich vergnügte. Dort schmausten in aller Stille drei Ungarn einen Schafbock, den sie in der abgewichenen Nacht einem Bauern gestohlen. Großmüthig spendeten sie von dem Raube auch einigen Bettelweibern, die an ihrer Seite saßen, und reiche Lobsprüche erhielt der Wein, den eine Marketenderin aus dem mächtigen Kruge einschenkte, den sie schlau im Keller des Engelwirthes gefüllt hatte, während ihre schöne Tochter dem albernen Kellerjungen von großen Ehren und vornehmen Liebschaften weissagte.

Am lautesten tönte es im Schloßhofe. Dort übte sich ein Theil der Mannschaft im Schießen, indem die bärtigen Bogenschützen ihre langen Pfeile nach einer aufgesteckten Scheibe versandten. Die Anwesenheit des Herzogs Leopold, der diese Uebung verordnet und einige Preise ausgesetzt hatte, erhöhte den Eifer. Der Jubel dessen, der das Schwarze getroffen, das Fluchen und die Ausreden dessen, der fehlgeschossen, die Schadenfreude der Zuschauer, das Rufen des Befehlshabers und des Zeigers, die Töne einer fremden Sprache, untermengt mit deutschen Wörtern, die leidenschaftlichen Geberden dieser halb wilden Menschen, — alles das vereinigte sich zu einem interessanten, lebenvollen Bilde. Was aber ein schallendes Gelächter nach dem andern erregte, das war wieder der bekannte Spaßmacher des Herzogs Leopold, Kuni von Stocken. Heute hatte der Hofnarr eine riesenhafte Nase von Pappendeckel angehängt, die vermuthlich mit seinen durch Bienenstich aufgeschwollenen Backen im Verhältniß stehen sollte. So oft nun ein Bogenschütze einen Pfeil nach der Scheibe

abgeſchickt hatte, ſtreckte Kuni, der neben dem Zeiger ſich hinter dem Stamme einer Linde verborgen hielt, mit Zeichen des Beifalls oder des Tadels ſeine lange Naſe hervor. Das machte den Geſellen unbändigen Spaß.

Es entſtand eine Pauſe. Ueber die Schloßbrücke ſah man den Herzog Johann und den Churfürſten von Mainz ſchreiten. Sobald der Narr ihrer anſichtig wurde, ging er mit gravitätiſcher Haltung den Kommenden entgegen und empfing ſie mit tiefen Bücklingen. „Schon gut, Kuni, ſchon gut," ſagte Johann bitter lächelnd, denn er gedachte, daß er geſtern den ehrlichen Burſchen zu hart behandelt habe, und doch war er bei ſeiner gegenwärtigen Stimmung eben ſo wenig geneigt, in des Zwerges fade Poſſen einzugehen. Kuni mochte das merken und bot daher ſeine Hand dem Churfürſten, mit den Worten: „Guten Tag, Herr Kollega!" Der Churfürſt erwiederte: „Ei, haben die Bienen Dich auch an die Naſe geſtochen?" Der Narr ſchüttelte bedeutungsvoll den Kopf: „Die Sache hat einen andern Grund. Ich habe ein neues Amt erhalten. Weil der Markgraf von Brandenburg ausgeblieben, ſo hat der einäugige Herr Vetter droben mich zum Seckelmeiſter des heiligen deutſchen Reichs gemacht. Neue Aemter wirken auf die Naſe. Drum' trag ich meine Naſe ſo hoch. Verſteht mich der Herr Gevatter?" Dabei ſtellte ſich der Spaßvogel auf die Zehen und reckte ſeine Naſe ſo mächtig, daß er mit derſelben beinahe diejenige des Erzbiſchofs berührte. Herzog Leopold und ſeine Bogenſchützen lachten, wie unſinnig. „Was hältſt Du aber", begann der Churfürſt wieder, „Kuni, was hältſt Du dort am Arme? Soll das wohl der Seckel des Reiches ſein? Mich will aber ſchier bedünken, er ſehe aus, wie ein Mehlſack. Haſt ihn vermuthlich einem Müller geſtohlen." „Fehlgeſchoſſen!" rief der Hofnarr, „ſiehe da, Gevatter! es iſt ein Pfaffenſack, er hat keinen Boden. Habe ihn bei einem geiſtlichen Herrn entlehnt." Bei dieſen Worten hob Kuni den Sack in die Höhe, welchem er wirklich den Boden weggeſchnitten hatte. „Warum hat aber der Sack keinen Boden?" fiel Herzog Johann ein. „Hm!" kicherte Kuni mit ſchlauem Blinzeln, „der einäugige Herr Vetter ſagt, er könne keinen andern brauchen. Es muß viel hinein in dieſen ſchönen, königlichen Sack, ſchau nur hinab in den Bodenloſen. Schon hat der alte Herr das deutſche Reich und das ganze

Böhmenland eingesteckt, morgen packt er die Schwyzer-Alpen mit Herden und Hirten und übermorgen die Grafschaften Elsaß, Habsburg und Kiburg ein. Merkst, Brüderlein, warum der Sack keinen Boden hat?" fragte der Hofnarr leise, indem er die Schellenkappe abnahm. „Ich merke," sprach Johann und warf ihm, ohne daß es Jemand gewahr wurde, ein Goldstück in die Mütze. „Wenn Du aber", fuhr er laut fort, „Alles in Deinen bodenlosen Königssäckel packst, was bleibt uns dann übrig?" „Lange Nasen — Juheissa lange Nasen für die ganze Welt!" schrie das Bürschlein, wie besessen. „Die beiden Herren sind wahrscheinlich auch gekommen, eine lange Nase zu holen. Hier steht die meinige zu Diensten; zugelangt! nur frisch zugelangt; Ihr müsset dann den alten Herrn da droben nicht weiter bemühen, sondern könnet sogleich wieder in's Wirthshaus zurückkehren." So rief Kuni, die Nase von Pappendeckel abnehmend und sie dem Herzog Johann und dem Churfürsten entgegenhaltend.

„Kuni! Kuni! sei nicht wieder so unartig gegen so hohe Personen," rief Herzog Leopold mit übel unterdrücktem Lachen. Johann warf ihm einen Blick der Verachtung zu und schritt mit dem Churfürsten schweigend durch die Haufen ungarischer Bogenschützen nach dem Schlosse hin. Denn diese beiden Männer befanden sich im Besitze eines Aktenstückes, von welchem sie, trotz der ungünstigen Weissagungen des Hofnarren, sich bei'm Könige einen glücklichen Erfolg versprachen. Vielleicht erinnert sich der Leser noch, daß der Erzieher Johanns, der Ritter Konrad von Tägerfeld, sich nach Klingnau begeben hatte, um den Grafen Ludwig von Oettingen zu vermögen, daß er das längst über Johanns Erbansprüche niedergesetzte Schiedsgericht einberufe und die beiden Parteien vorlade. Tägerfeld hatte den Zweck erreicht und war in der vergangenen Nacht mit einer gesiegelten Urkunde nach Baden zurückgekehrt, durch welche sowohl der König Albrecht, als sein Neffe, Herzog Johann, aufgefordert wurden, sich innert vier Wochen in Konstanz einzufinden, um ihre Forderungen vor dem Schiedsgerichte auseinander zu setzen. Die Gründe, warum die Richter einmal die Sache zur Hand zu nehmen wünschten, waren in diesem Schreiben so klar und bündig entwickelt, daß der Churfürst und der Prinz hofften, Albrecht werde, wenn er nicht allen

Anſtand verletzen wolle, dieſes Mal einem richterlichen Spruche in der obwaltenden Erbfrage nicht mehr entgehen können. Daher näherten ſich Beide dem Schloſſe getroſten Muthes.

Als Beide zum Thore gekommen waren, erkundigte ſich der Churfürſt von Mainz bei einem Edelknaben, der die Treppe herunter kam, nach dem Befinden des Königs. Der Junker ſchüttelte bedenklich das Haupt und gab zu verſtehen, daß ſein Herr eine ſehr üble Nacht gehabt habe. „Hat die Majeſtät Fieber?“ fragte der Churfürſt, der von ſeinen Zeitgenoſſen für einen der geſchickteſten Aerzte Europas gehalten wurde. „Viel Fieber, auch zeigte ſich das Nachtwandeln wieder,“ entgegnete der Edelknabe. „Ich und mein Bruder hatten den Dienſt im Vorzimmer. Der König ſchlief, wie wir bemerkten, ſehr unruhig. Es war, als ob er in der Schlacht zu ſein glaube und mit einem Gegner heftig kämpfe. Eine Weile ſpäter ſtieß er einen grellen Schrei aus und verlangte, daß man den blutigen Schatten entferne, der vor ſeinem Bette ſtehe. Eben rathſchlagte mein Bruder und ich, ob wir in die Kammer hineingehen und den Schlafenden aus ſeinen böſen Träumen aufwecken ſollten, ſiehe, da trat der König in ſeinem Nachtgewande in unſer Zimmer, bleich, wie Gips, das Auge geſchloſſen und eine Fackel in der Hand. Ohne das Auge zu öffnen, ging er auf ein Tiſchchen zu, auf welchem ein Becken mit Waſſer ſtand und fing an, eifrig die Hände zu waſchen. Nachdem er mit dieſem Geſchäfte etwa eine Viertelſtunde fortgefahren, beſah er die Hände, ſchüttelte den Kopf, ſtieß einen tiefen Seufzer aus, der meinem Bruder und mir durch Mark und Bein ging, es ſchmerzlich beklagend, daß er die Blutflecken von der Hand nicht wegbringen könne. Darauf ſchien es, als fürchte er von Jemand geſehen oder gehört worden zu ſein, und eilig verfügte er ſich wieder in ſein Gemach, wo er dann ruhiger ſchlief bis gegen Morgen.

„Pflegt der König dieſe Waſchung oft vorzunehmen?“ fragte der Churfürſt. „Ja!“ lautete die Antwort, „ſo oft er das Traumwandeln hat.“ „Wie oft iſt Letzteres der Fall?“ „Alle Wochen zwei bis drei Mal, entgegnete der junge Menſch, mit der Bitte, daß doch der Churfürſt ſeines Gebieters ſich annehmen möchte, indem es ſcheine, daß der Leibarzt des Königs dieſem Uebel nicht gewachſen ſei. „Da iſt nicht gut helfen,“ bemerkte mit Achſelzucken der Chur-

fürſt. Im Hinaufgehen aber flüſterte er dem Herzoge zu: „Böſe Könige haben ihre Hölle auch und für die unruhigen Träume, die aus einer blutbefleckten Seele emporſteigen, weiß die Kunſt weder Pulver noch Kraut. Indeſſen iſt es recht, wenn der König nicht wohl geſchlafen, die böſen Träume haben ihn vielleicht für unſer Vorhaben etwas mürbe gemacht."

Die Hoffnung, welche der Churfürſt hier ausſprach, ruhte, wie der Erfolg zeigt, auf ſehr ſchwachen Füßen. Mag ein ſchlechten Mann um Mitternacht ſeine Vergehungen noch ſo ſehr bereuen, ſeine guten Vorſätze alle ſind verſchwunden, wenn der heitere Morgen in ſein Zimmer lacht. Von der Wahrheit dieſes Satzes konnten der Herzog und ſein Begleiter ſich nur zu bald überzeugen. Sie hatten ſich beim Könige durch einen Kammerdiener melden laſſen. Aber ſie mußten einige Augenblicke warten, weil eben der Abt von St. Gallen bei dem Könige war, um zu bitten, daß ihm die Stadt Wyl zurückgegeben würde. Im Vorzimmer wußte man nicht, welche Wendung die Audienz nahm, man hörte nur, daß die Unterhaltung ſehr lebhaft war. Endlich aber ſtürzte der greiſe Abt heraus mit allen Zeichen der Verzweiflung, und der Junker, welcher den Dienſt hatte, führte den Churfürſten und den Prinzen beim Könige ein.

„Es iſt mir ſehr angenehm," begann Albrecht, „daß Ihr mich von dieſem läſtigen Beſuch befreiet. Der Abt Heinrich von St. Gallen iſt der zäheſte Graukopf, den ich in meinem Leben geſehen habe. Doch ſchickte ich ihn in ſein Kloſter ſolchermaßen zurück, daß ihn kaum je die Luſt mehr anwandeln wird, ſich am Hofe der Habsburger ſehen zu laſſen. Die Mönche haben weder mich noch meinen Vater geliebt, daher kann auch keine Rede davon ſein, daß ich ihnen die Stadt Wyl zurückſtelle."

Kaum aber hatte der König dieſe Rede vollendet, ſo öffnete ſich die Thüre von neuem und der Abt Heinrich von St. Gallen ſtand wieder im Zimmer, das er vor wenig Augenblicken verlaſſen hatte. „Bevor ich von dem Steine von Baden ſcheide," hob der alte Mann in der heftigſten Gemüthsbewegung an, „muß ich doch dieſen Herren eine Geſchichte erzählen, welche ich vordem geleſen habe."

„Es war einmal ein König, der hieß Ahab. Und er ſah den Weinberg eines Mannes, welcher hieß Naboth, und derſelbige ge-

fiel seinen Augen wohl, so daß er zu dem Manne sprach: Lieber, gib mir Deinen Weinberg; denn er gefällt meinen Augen besser, als alle die Güter und Gärten, die ich schon besitze. Nabot aber antwortete: der Weinberg ist mir nicht feil, weder um viel, noch um wenig, denn er ist das Erbe, das ich von meinem Vater geerbt habe. Da ergrimmte der König in seinem Herzen, so daß er den Mann tödten ließ und den Weinberg, den er um Geld nicht hatte kaufen können, wegnahm mit Gewalt. Als nun Ahab hingegangen war, den Weinberg zu besehen, und als er der Trauben sich freute, welche ihm wuchsen am sonnigen Hügel: da trat ein Mann vor den König, der Prophet Elias, der redete also: Freue Dich Deines Weinberges nicht und werde nicht guter Dinge bei dem Weine, der quillt von Nabothe Acker. Denn an der Stätte, wo das Blut des armen Mannes geflossen, soll einst auch Dein Blut fließen, o König, und die Hunde sollen es lecken vor dem Angesichte Deines Volkes. Und es geschah später nach dem Worte des Propheten."

„Fasset diese Geschichte wohl zu Herzen, Ihr Herren! Der arme Naboth bin ich, und der ungerechte Ahab steht da vor unsern Augen. Du, o König Albrecht, hast mir die Stadt genommen und dem frommen Stifte, dessen Vorsteher ich bin. Ich will nun heimziehen in mein Gotteshaus und beten, daß der Raub Dir die Früchte trage, die Du verdienst; ich will beten, daß die Hunde Albrechts Blut lecken mögen, wie sie einst Ahabs Blut leckten. Und wenn ich das gebetet habe, so will ich mich niederlegen und sterben."

So sprach der alte Abt von St. Gallen, zitternd und schluchzend vor Wuth. Dann warf er die Thüre zu und entfernte sich, wie er gekommen war.

TAYLOR INST. OXFORD

16.

Der Abschlag und der Brief des Einsiedlers.

Die Worte des Abtes ließen einen tiefen Eindruck zurück. Der König, der Churfürst und der Herzog standen einige Augenblicke da in schweigender Ueberraschung. Endlich hob der Churfürst mit gewohn-

tem leichtem Lächeln an: „Das ist eine harte Rede, wer mag sie hören? Doch muß man sie ihm zu gute halten, der Mann ist alt und der Verlurst der lieben Stadt Wyl geht ihm nahe zu Herzen.“ „Ja wohl,“ entgegnete Johann, „wer Unrecht zu leiden glaubt, der pflegt seine Worte nicht auf der Goldwage abzuwägen. Wo harte Thaten geschehen, muß man sich über harte Worte nicht wundern. Auf jeden Fall dürfte es besser sein, man hätte den Mann nicht zu solcher Verzweiflung getrieben und dem Kloster St. Gallen gelassen, was dasselbe besessen von Alters her.“ Albrecht stellte sich, als habe er den Wink des Neffen nicht verstanden. Er wendete sich daher gegen den Churfürsten und sagte: „Ich verzeihe dem alten Schwachkopf. Von dem ließ sich nichts Besseres erwarten, denn er war ein unwissender, hartnäckiger Tropf von jeher. Es ist nur zu bedauern, daß unsere Klöster solche Männer zu ihren Vorstehern wählen können. Ich achte jeden Stand, wenn er die Eigenschaften besitzt, die zu seinem Stande gehören. Von Weibern fordere ich Zucht, von Kriegern Muth und von Priestern Gelehrsamkeit.“ In diesem Anhängsel lag ein gewisser Doppelsinn. Da Peter unstreitig einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war und in dieser Beziehung den Abt Heinrich weit übertraf, so schien es, als wolle der König sagen, er wisse zu unterscheiden und hätte einen Mann, der die Weihe der Wissenschaftlichkeit besessen, nicht so hart behandelt. So gefaßt war es dann eine Art von Entschuldigung in Hinsicht auf den Abt und ein Kompliment in Hinsicht auf den Churfürsten. Es konnte aber auch ein Seitenhieb darin liegen, daß jeder Stand bei seinem Wirkungskreise bleiben sollte, und daß gelehrte Beschäftigungen dem Geistlichen besser anstehen würden, als politische Ränkesucht oder lärmendes Waffengeräusch. Eichspalter wußte wohl, wie er das Wort zu nehmen habe. Aber er stellte sich, als fühle er den verborgenen Stich nicht.

„Ne sutor supra crepidam! lautete der bekannte Spruch,“ entgegnete ehrerbietig der Churfürst. „Cuique suum! Schuster, bleibe bei'm Leist, denn Jedem gehört das Seine. Es ist männiglich bekannt, daß die königliche Majestät von dem Grundsatze ausgeht: Es soll Jeder thun, was seines Standes ist, und Jeder empfangen, was ihm nach göttlichen und menschlichen Rechten gebührt. Darum

erſcheint aber auch der Deutſche mit der getroſten Hoffnung vor dem deutſchen Königsthrone, er werde da nicht abgewieſen werden, wenn er um das bittet, wozu ſein Stand und alte heilige Uebung ihn berechtigt. Von dieſer Hoffnung ermuthigt, wagt es nun auch Herzog Johann, ein wichtiges Geſuch bei königlicher Majeſtät einzureichen, und ich, als alter Diener des Hauſes, erlaube mir, ſeine Bitte zu gnädiger Willfahrung zu empfehlen. Der Jüngling hier iſt von fürſtlicher Geburt, das Blut königlicher Anherren rollt von Vater und Mutter her in ſeinen Adern. An der Weihnacht des Jahres 1282 auf dem großen Hof und Reichstag zu Augsburg hat der hochſelige römiſche König Rudolf in Gegenwart und mit Verwilligung aller Fürſten und Stände des Reiches ſeine beiden Söhne Albrecht und Rudolf zu Grafen von Habsburg und Kyburg, zu Landgrafen von Elſaß, zu Herzogen und Fürſten des Reiches gemacht und ihnen gemeinſam die Fürſtenthümer Oeſterreich, Steiermark, Krain, Ponteau und die windiſche Mark als erbliche Reichslehen verliehen."

„Ich weiß das," unterbrach Albrecht den Redner, denn ich war auch dabei, aber was ſoll das?"

„Je nun! Herzog Johann wünſcht, daß Eure Majeſtät geruhen möchte, ſeine Mündigkeit auszuſprechen und ihm die Ländereien zu eigener Verwaltung zu übergeben, die ihm durch den Tod ſeines hochſeligen Vaters als Erbe zugefallen ſind," erwiederte gelaſſen der Churfürſt.

„Glaubt denn," begann der König ſpitzig, „glaubt denn mein Neffe, ſein Erbe werde von mir ſo ſchlecht verwaltet? Ich habe größern Dank für meine Bemühungen erwartet."

„Das eben nicht," erwiederte gleich ſpitzig der Herzog, „aber ich möchte meinen Oheim, der ſonſt mit Geſchäften überhäuft iſt, nicht länger mit Dingen belaſten, die ich ſelber beſorgen kann."

„Um Vergebung!" verbeſſerte der Churfürſt. „Mein Herr, der König, würde die Sachemißverſtehen, wenn er dieſer Bitte irgend eine Art von böſer Abſicht unterlegen wollte. Bewahre der Himmel! Im Gegentheil. Der Herzog anerkennt mit Dank, was Eure Majeſtät während der Zeit ſeiner Minderjährigkeit für ihn gethan. Allein das hohe Vorbild der Regentenweisheit, das ihm vom deutſchen Throne entgegenſtrahlt, weckt ihn aus ſeiner bisherigen Unthätigkeit und

ſpornt ihn an zu edler Nachahmung. Fürſt ſein und treue Völker beglücken iſt der ſchöne Beruf, den die Vorſehung mit der Geburt ihm gab, ein Beruf, in welchem der Prinz nicht ſowohl ein glänzendes Vorrecht, als vielmehr eine heilige Pflicht erkennt."

Der König nahm indeſſen wenig Kunde von der Art, wie Peter die Rede des Prinzen gefälliger zu ergänzen ſuchte, ſondern wiederholte des Letztern Schlußwort: „die ich ſelber beſorgen kann. Was doch die jungen Leute nicht alles meinen! Kaum haben ſie die Kinderſchuhe ausgezogen, ſo wollen ſie ſchon an das Staatsruder ſich ſetzen und regieren. Herr Churfürſt, Ihr ſeid ein Gelehrter. Erzählet doch meinem Neffen die Geſchichte von einem jungen Menſchen, der ſich vermaß, den Sonnenwagen zu lenken, und der darüber die Welt und ſich ſelbſt in's Verderben ſtürzte."

„Aha!" lächelte der Churfürſt, „Eure Majeſtät ſpielen auf die heidniſche Fabel an, auf die Fabel vom Sonnengotte und ſeinem Sohne Phaëton."

„Wir haben es hier nicht mit heidniſchen Fabeln zu thun," fiel Johann ein, „ſondern mit der Wahrheit, daß ich das Alter meiner Mündigkeit erreicht habe und daß ich geſonnen bin, mich nicht länger behandeln zu laſſen, als ob ich ein Kind oder ein blödſinniger Tropf wäre."

„Wie alt biſt Du denn?" fragte Albrecht.

„Zwei Jahre älter, als Euer Sohn Leopold, den Ihr ſelber für alt genug haltet, Land und Leute zu regieren."

„Bei meinem Sohne Leopold walteten eigenthümliche Verhältniſſe, die bei Dir nicht vorhanden ſied. Doch, Du bringſt, wie es ſcheint, ſolches nicht in Anſchlag. Biſt Du denn wirklich ſo lüſtern nach der Regierung und hältſt Du das Herrſchen in der That für eine ſo große Seligkeit? Johann! Johann! wenn Du wüßteſt, wie viele Sorgen man mit dem Fürſtenmantel anzieht, wahrlich, Du möchteſt die Stunde wohl erwarten, wo er Dir um die Schultern gelegt wird."

„Mag ſein," antwortete der Prinz, „mag ſein! Allein das liegt im Blut. Herrſchſucht war von jeher der Fehler der Habsburger. — Und was die Sorgen anbetrifft, ſo denke ich, dieſelben werden mich nicht ſtärken drücken als Andere. Mir ſcheint, es komme

viel darauf an, wie man zur Herrschaft und zur Regierung gelangt. Ich begehre nur, was mir gebührt. — Oheim — wollet Ihr mir es geben?"

„Daran darfst Du nicht zweifeln," sprach der König, „allein Du weißt, daß ich und Dein Vater zugleich mit Habsburg, Kiburg Elsaß, Oesterreich, Steiermark, Krain, Ponteau und der Mark belehnt wurden. Um nun unsere gegenseitigen Ansprüche auszumitteln, bedarf es doch einiger Zeit. Jetzt aber habe ich keine Zeit. Ich hoffe, wir werden uns über unsere gegenseitigen Ansprüche in Minne verständigen können. Wäre solches nicht der Fall, so müßte das Schiedsgericht die Sache ausmitteln. Du weißt, daß der Graf Ludwig von Oettingen, der Graf Burkhard von Hohenberg, der Graf Eberhard von Würtemberg und der Graf Otto von Straßberg in diesem Falle das Richteramt zu üben haben."

„Sehr wohl, erwiederte Johann, „am Schiedsgerichte liegt die Schuld der Verzögerung nicht; denn dieses ist schon seit sechsundzwanzig Jahren niedergesetzt."

„Du meinst gewiß, diese Herren haben nichts zu thun, als sich mit Deinen Erbansprüchen zu befassen. Ich zweifle aber sehr, ob es ihnen gelegen wäre, wenn sie jetzt einige Wochen oder Monate zusammensitzen müßten, um unsere Sachen auszumachen" — sagte der König.

„Diesen Zweifel können wir glücklicherweise lösen," fiel der Churfürst ein. Bei diesen Worten überreichte er dem Könige mit schlauem Lächeln die Urkunde, durch welche beide Parteien vorgeladen wurden zur endlichen Erledigung der schon lange hängenden Erbfrage. Nachdem Albrecht mit gerunzelter Stirne das Schreiben gelesen hatte, so sprach er: „Es ist richtig, der Zweifel ist gelöset. Die Herren scheinen geneigt, sich mit der Sache zu befassen. Es muß aber nicht bloß den Richtern und dem Neffen gefällig sein, zu erscheinen, sondern auch mir, dem Oheim. Da Du nun für gut befunden, hinter meinem Rücken diese Einladung zu veranlassen, so erkläre ich Dir, daß Du warten mußt, bis ein Zusammentritt auch mir gelegen ist."

„Gut," sagte der Prinz. „Wie lange soll ich nun noch warten?"

„So lange", versetzte Albrecht, „die Fehde mit den Gebirgsbewohnern und der Krieg in Böhmen dauert, kann ich über die Sache nicht eintreten."

„Eure Majestät spannen doch die Geduld auf eine zu harte Probe," sprach der Churfürst. „Da können noch Jahre hingehen, lange Jahre."

„Da kann ich nicht helfen. Ihr habet nun Beide meinen Willen gehört — es ist mein letztes Wort." Albrecht machte mit der Hand ein Zeichen — und der Herzog und der Churfürst entfernten sich, der erstere barsch und einige unverständliche Worte in den Bart brummend, der zweite glatt und höflich, aber ein vielsagendes Lächeln im schlauen, stechenden Blick.

Kaum hatten die beiden Männer den Schloßhof durchschritten, wo Kuni ihnen richtig wieder seine lange Nase anbot, so meldete ein Kammerjunker dem Könige den Freiherrn von Finstingen. Albrecht nickte leicht mit dem Kopfe, und der Ritter trat ein. — In sichtbarer Verlegenheit wankte er vorwärts bis in die Mitte des Saales. Dort ließ er auf ein Knie sich nieder und überreichte seinem Monarchen einen Brief. Der König nahm das Schreiben, öffnete es und zog sich an ein Bogenfenster zurück. Er las es, stutzte und warf sein finster rollendes Auge auf den Ritter. Er las den Brief zum zweiten und zum dritten Male. Finstingen kniete noch immer am Boden. Endlich nahte sich ihm Albrecht und erlaubte ihm aufzustehen und fragte:

„Finstingen, kennet Ihr der Inhalt dieses Briefes?"

„Ja! Nein! den eigentlichen Inhalt nicht — aber aus einigen Andeutungen, die mir gemacht wurden, kann ich die Sache halb und halb errathen" — lautete die Antwort des Mannes, der in banger Ungewißheit schwebte über die Wirkung seiner Botschaft.

„Gut! der Klausner schreibt mir da: es sei ihm offenbart worden, daß mein Leben in großer Gefahr stehe, wenn ich nicht unverzüglich gewissen Zumuthungen eines meiner Anverwandten entspreche. Was meint er aber damit? einen Traum? eine himmlische Erleuchtung? ein Geheimniß, das ihm unter dem Siegel der Beichte anvertraut, oder irgend einen Bären, der ihm von einer besoffenen Kriegsgurgel oder von einem schlauen Ränkeschmied aufgebunden worden. Hat Bruder Berchtold Euch nicht aufgetragen, mir die Art dieser Offenbarung genau zu bezeichnen?"

Der Ritter verneinte diese Frage.

„Warum kam der Einſiedler nicht ſelbſt hieher, wenn er mir eine ſo wichtige Eröffnung zu machen hatte? Es würde ſich doch wohl der Mühe gelohnt haben. Traute er etwa der Quelle nicht recht, aus welcher er geſchöpft? Wo ſahet Ihr den Mann Gottes?"

„Ich hatte", erzählte Finſtingen, „vergangene Nacht des Guten ein Bischen zu viel gethan und konnte nicht wohl ſchlafen. Den Katzenjammer aus dem wüſten Kopf zu vertreiben, machte ich Morgens früh einen Spazierritt. So ſtieß ich bei Windiſch auf den Eremiten, den ich ſeit Jahren kenne, und er gab mir dieſes Schreiben, mit der Bitte, daß ich es gleich nach der Meſſe überreiche."

„So? gleich nach der Meſſe?" Albrecht ging einige Male das Zimmer auf und ab — „gleich nach der Meſſe?" murmelte er. — „Jetzt geht mir ein Licht auf — der Brief hätte vor der Audienz kommen ſollen — das Spiel iſt abgekartet — der Einſiedler iſt das Werkzeug einer höhern Hand und die Lebensgefahr iſt das Mährchen eines Mannes, den ich gar wohl kenne.

Der Freiherr von Finſtingen war ganz erſtaunt über das, was er hörte, und da er nur zu gut wußte, wie es um die Sache ſtand, warf er ſich auf's Neue vor dem König nieder: „Ich bitte und beſchwöre Eure Majeſtät!" rief er, daß dieſelbe doch ja die Sache nicht zu leicht nehme. Der fromme Bruder hat ſeine Warnung gewiß nicht aus der Luft gegriffen. Aus ihm ſpricht Gottes Seimme — glaubet das, gnädiger Herr. Wenn der Klausner unter dem Verwandten den Herzog Johann verſteht, was ich zu vermuthen Urſache habe, ſo muß man nicht vergeſſen, daß der Prinz jung und feurig iſt, und daß er wohl kluge und beſonnene Freunde beſitzt, aber auch ſolche, die vielleicht noch heftiger ſind, als er. Ich will Keinem zu nahe treten. Aber ich erinnere mich, was Walter von Eſchenbach ſich geſtern herausnahm, als in der Herberge zum Schwerte die Rede auf den Prinzen kam. Darum vereinige ich meine Warnung mit derjenigen des frommen Bruders Strebel. Ich bitte und flehe, daß Eure Majeſtät dem Herzog Johann entſpreche und ihm ſein väterliches Erbe herausgebe, damit endlich der Stoff den giftigen Zungen entzogen werde, die mit ihren Verdächtigungen hohe Perſonen, ja ſelbſt das Haupt der Chriſtenheit nicht verſchonen."

„Finſtingen! Du biſt kühn," unterbrach ihn Albrecht, „Dein

Dienſteifer treibt Dich ſchier über die Schranken. Je nun! es iſt wohlgemeinte Sorge für unſere Majeſtät — ich verzeihe. Aber laß das gut ſein, Du haſt Deine Pflicht gethan, Du haſt mich gewarnt — weitere Staatsfragen gehören nicht in den Bereich Deiner Beurtheilung. Gehe jetzt! Du biſt in Gnaden beurlaubt."

Der König ſprach es und der Ritter ſtand auf, zögerte — verbeugte ſich und ging.

14.

Das Geſchenk.

Wenn die Götter beſchloſſen haben, einen Mann zu verderben, ſo verblenden ſie ihm den Sinn, ſagt irgendwo ein Alter. Dieſer Ausſpruch enthält eine tiefe Lebenswahrheit. Große ausgezeichnete Geiſter laſſen ſich zuweilen zu Unternehmungen verleiten, deren Thorheit und Verderblichkeit auch der beſchränkteſte Kopf einſieht, ſie verfolgen mit einer an Wahnſinn gränzenden Beharrlichkeit die einmal betretene falſche Bahn; ſonſt beſonnene und entſchloſſene Männer fangen im entſcheidenden Momente an zu zögern oder ſie geben plötzlich einem unbegreiflichen Leichtſinne ſich hin, und wo die Gefahr beim erſten Blicke in die Augen fällt, wo der Verrath ſich mit Händen greifen läßt, da ſetzen ſie den klarſten Anzeichen, den dringendſten Warnungen einen unbeſiegbaren Unglauben entgegen. Man denke an Julius Cäſar, Napoleon, Wallenſtein, Waldmann u. ſ. w. Woher das? Es iſt das jene dunkle Macht, die das Zünglein in der Wagſchale großer Weltbegebenheiten durch einen leichten Windhauch regiert, jene dunkle Macht, die mit unſichtbarer Hand den Fallſtrick auswirft, in welchem dem kühne, glückliche Verbrecher ſchnell und ſicher ſich fängt. Nemeſis hieß dieſe Macht bei den Griechen, Vorſehung, vergeltende Hand Gottes heißt ſie bei uns Chriſten.

Auch über dem deutſchen Könige Albrecht ſchien jene geheimnißreiche Macht zu walten in dem Augenblicke, wo der Freiherr von Finſtingen ihm den Brief überreichte, den der Einſiedler Berch-

told geſchrieben. Gehörte auch Albrecht nicht in die Reihe der großen geiſtreichen Männer, ſo beſaß er doch einen gewiſſen Scharfblick und einen hohen Grad von Menſchenkenntniß. Und da er ſelbſt zu Allem fähig war, wenn ſein Vortheil es erheiſchte, ſo traute er auch Andern nicht viel Beſſeres zu, was zur Folge hatte, daß er immer auf ſeiner Hut war und ſich nicht leicht von einem Gegner überliſten ließ. Zu andern Zeiten hätte daher Albrecht aus dem verlegenen Benehmen des Ritters bald geſchloſſen, dieſer müſſe mehr wiſſen, als er zu wiſſen vorgebe. Allein jetzt hielt die Nemeſis dem Mörder Adolfs von Naſſau die Hand vor die Augen, ſo daß er den Abgrund nicht ſah, an welchen ſeine Habſucht ihn geführt hatte. Statt in Finſtingen einen reuigen Sünder zu erblicken, der eine vom Beichtiger auferlegte Buße zu erfüllen habe, brachte des Königs argwöhniſche Einbildungskraft den Churfürſten von Mainz mit dem Bruder Berchtold in Verbindung. Und das verrückte ihm ſogleich den ganzen Geſichtspunkt.

Hätte Albrecht den wahren Zuſammenhang geahnet, ſo wäre ihm die Anzeige ſehr erwünſcht und der ſchwache Finſtingen ein willkommenes Werkzeug geweſen, um die Verſchworenen in die Falle zu locken. Ein Anſchlag auf des Königs Leben, wohl gar ein mißlungener Mordverſuch, — man denke ſich, was ſolch ein Majeſtätsverbrechen für Waffen gegen den unglücklichen Johann geboten haben würde. Einen Reichstag zuſammenberufen, den Prinzen zum Tode verurtheilen oder in ein Kloſter ſtecken, ſein Erbe einziehen und die eigenen Söhne damit belehnen, das wäre gerade eine Politik geweſen, wie Albrecht ſie liebte. Allein dieſer glaubte nicht an eine wirkliche Gefahr, er hielt das Ganze für ein Mährchen, das Peter Eichſpalter erſonnen, um die Aufhebung der Vormundſchaft des Prinzen zu beſchleunigen, „Der ſchlaue Pfaffe ſpielt wieder ſeine Ränke. Ich ſoll um jeden Preis meinem Neffen das väterliche Erbe herausgeben, damit ich geſchwächt werde und den Krieg in Böhmen nicht mit dem gehörigen Nachdruck führen könne. Wären meine Hände gebunden, ſo wären diejenigen des Kanzlers dann um ſo freier und es würde ihn um ſo weniger Mühe koſten, mich um die böhmiſche Krone zu betrügen. Richtig dahinaus will der argliſtige Spitzkopf. Das iſt der Grund, weßhalb er mit dem Alten auf dem Berge dieſes Gaukelſpiel verabredete. Während er ſelbſt eine Audienz nachſucht und für die Frei-

laſſung Johanns ſein ſüßliches Fürwort einlegt, muß ein Brief des Einſiedlers anlangen und mich durch Vorſpiegelung einer drohenden Lebensgefahr mürbe machen. Verdammter Pfaffe! Glaubſt Du denn ich ſei ſo feige, wie Du? oder hälſt Du mich für ſo dumm, daß ich Deine Pfiffe nicht durchſchaue? Poſſen! Daß Du mich warnen läſſeſt, das iſt mir ein ſicherer Beweis, daß an der ganzen Geſchichte kein wahres Wort iſt. Stände mein Leben in Gefahr, Du würdeſt die Hände reiben und ſchweigen. Heuchler! ich kenne Deine Großmuth. Aber halt! — ich will Dich in Deinem eigenen Netze fangen. Liſt wider Liſt!"

So ſprach der König zu ſich ſelbſt. Dann aber legte er eine Weile ſinnend den Finger an die Naſe und plötzlich, als ſei ihm klar geworden, wie man den Erzbiſchof im eigenen Gewebe verſtricken könne, plötzlich zog er die Klingel und ließ durch einen Edelknaben den Ritter Walter von Kaſteln vorbeſcheiden. Und als der Ritter eintrat, ſagte Albrecht: „Höre, Walter! Du mußt ſogleich in die Stadt hinab zu dem Herzog Johann und mir einen Auftrag an ihn ausrichten. Das Geſchäft erfordert einen treuen, umſichtigen Mann. Darum ſchicke ich Dich. Begreifſt Du?"

Bevor wir aber dem Leſer erzählen können, worin dieſer Auftrag beſtanden habe, müſſen wir ſelber uns für einige Augenblicke in die Herberge des Prinzen verfügen. Wart, Balm und Eſchenbach befanden ſich in einem der Zimmer des Herzogs. Alle waren geſpannt auf das Ergebniß des Morgenbeſuches bei'm König. Unberührt blieben die mit Malaga gefüllten Gläſer eines zierlich gearbeiteten Kredenztiſches. Ernſt und ſchweigend ſtand Wart am Fenſter und ſchaute bald auf die wogende Limmat hinab, bald zum ſtolzen Schloſſe empor. Ein Seufzer drang aus ſeiner Bruſt, denn er dachte an die Heimath, an Weib und Kind. Die Füße über einander geſchlagen, lehnte Eſchenbach an einer Ottomanne und ſang zur Zither ein ſüßes Lied von der Macht der Minne. Das zarte Nachſpiel, das wie ein Herdenreihen begann, verlor ſich aber bald unter der Hand des Sängers und ging in die marſchähnliche Melodie eines wilden Kriegsliedes über. Haſtig ſchritt Balm mit ſeinen klirrenden Spornen das Zimmer auf und ab, langte nach dem Schwerte, das an der Wand hing und ſchwang es prüfend durch die Luft.

Da kam Herzog Johann in Begleitung des Konrad von Tägerfeld zurück und ſchilderte hoch aufgeregt, welch ein Empfang ihm auf dem Steine geworden. Getäuſchte Erwartung, Unwille und Racheluſt fuhren wie Gewitterſchauer über die kräftigen Geſichtszüge der Ritter. Wart ſchüttelte den Kopf darüber, daß Albrecht auch jetzt noch ſich weigern könne, dem volljährigen Neffen das väterliche Erbe herauszugeben. Balm erinnerte daran, daß er das Nutzloſe dieſes Beſuches vorausgeſehen habe. Eſchenbach fand nicht Worte genug, um ſeinen Abſcheu gegen den Mann des Unrechtes auszudrücken, der über der Leiche Adolfs ſich zum deutſchen Königsthron emporgeſchwungen. „Nun, was rathet Ihr mir jetzt?“ fragte Johann. Alle waren darüber einig, daß Albrecht mit der Abſicht umgehe, das Erbe ſeines Mündels auf niederträchtige Weiſe an ſich zu reißen. Eben ſo einig waren die Ritter darüber, daß man die Unterdrückung der Gebirgsbewohner und die Beendigung des böhmiſchen Krieges nicht abwarten dürfe, weil Albrecht, wenn er Niemand mehr zu ſcheuen hätte, noch weniger zur Herausgabe der herzoglichen Länder würde zu bewegen ſein. Man ging noch weiter: man gedachte, wie der junge König Wenzel auf eine räthſelhafte Weiſe ermordet und dadurch dem länderſüchtigen Albrecht der Anlaß geboten worden ſei, die böhmiſche Krone an das eigene Haus zu bringen. Beſorgniſſe für das Leben des Prinzen machten ſich geltend. „Es iſt richtig, mein Oheim iſt zu Allem fähig und mein nächſter Erbe, falls man mich an einem ſchönen Morgen todt im Bette oder auf der Straße finden würde. Allein jetzt leb' ich noch — und darum frage ich, was wollen wir thun? Rathet mir mir, treue Freunde!“

„Ich weiß nichts Beſſeres,“ ſagte Tägerfeld, „als den Grafen von Oettingen von der Sache in Kenntniß zu ſetzen.“

„Da iſt guter Rath theuer,“ antwortete Wart. „O nein!“ ſprach Eſchenbach. „Es bedarf nur etwas Muth, — das Uebrige gibt ſich von ſelbſt.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Wart.

„Es gibt hier nur ein Mittel, um unſerm Lehnsherrn zu ſeinem Rechte zu verhelfen,“ erwiederte Eſchenbach, „das Schwert. Bei der erſten Gelegenheit ſtoßen wir dem einäugigen Schurken den kalten Stahl in die Bruſt. Ich bin bereit.“

„Zum Königsmord?“ fragte Wart.

„König oder Knecht — das gilt mir gleich,“ verſetzte Eſchenbach, „den Räuber tödte ich, ob ich ihn unter Lumpen oder unter dem Purpurmantel erkenne. Ein König minder oder mehr wird die Welt nicht aus dem Geleiſe bringen. In einer halben Stunde haben die Churfürſten wieder einen andern gemacht.“

„Kennt Ihr das Schickſal, das Otto von Wittelsbach traf, als er ſeine Hand in das Blut des Königs Philipp getaucht hatte? Glaubet Ihr, es werde Euch beſſer ergehen?“ fragte Tägerfeld.

„Ich denke hier nicht an mich.“

„Auch nicht an Eure junge Gattin?“

„Hier ſteht mein Lehnsherr,“ ſagte Eſchenbach, „an den denke ich und an das Unrecht, das er von dem Schurken zu erdulden hat, der ſich ſeinen Oheim nennt.“

„Und wird der Königsmord das beſte Mittel ſein, unſerm geliebten Herzoge zum Rechte zu verhelfen? Ich bezweifle es ſehr,“ entgegnete Wart.

„Zeige ein beſſeres Mittel? Schwager!“ fiel Balm ein.

„Ja! zeiget einen andern Weg!“ wiederholten Johann und Eſchenbach.

„Guter Rath iſt theuer,“ entgegnete Wart, „aber ehe ich zum Meuchelmorde die Hand biete, will ich lieber für offenen Aufſtand ſtimmen. Setzet Euch, gnädiger Herr! in's Einverſtändniß mit dem Biſchof von Baſel und mit dem Abte von St. Gallen, mit den Hirten im Hochgebirge, mit dem Grafen von Würtemberg. Werfet Euch in eins von Euern Schlöſſern, verſammelt Eure Dienſtmannen um Euch her, und verlanget von Albrecht mit bewaffneter Hand die Länder, die Euch nach menſchlichen und göttlichen Geſetzen gebühren. Ich will dabei ſein; es iſt ein offener, redlicher Kampf, wie er wackern Rittern geziemt. Aber zum Meuchelmord — nein! zum feigen, hinterliſtigen Meuchelmord, zum Königsmorde könnte Rudolf von Wart nie ſich verſtehen. Das wäre eine Dienſtleiſtung, zu welcher mein Lehenbrief mich nicht verpflichtet.“

„Und ich hoffe, den Sohn des Herzogs Rudolf zu einem tüchtigen Fürſten und Ritter, nicht aber zu einem Mörder gebildet zu haben,“ ſprach Tägerfeld.

Kaum war ſein Wort vollendet, ſo trat der Knecht Ruſſaling in's Zimmer mit der Anzeige, daß ein prächtiger Zug von Roſſen vor der Herberge des Prinzen Halt mache und daß Letzterer gebeten werde, für einige Augenblicke aus dem Fenſter zu ſchauen. Es geſchah. Ruſſaling hatte wahr geredet. Hundert ſchön geſchirrte Pferde ſtanden vor dem Hauſe, Araber, Engländer, Spanier, Neapolitaner, Normannen, Meklenburger, ſtarke Schlachtroſſe und leichte, flüchtige Reuner, kurz, eine eigentliche Augenweide für jeden wackern Reiter. Es waren lauter auserleſene Thiere aus dem königlichen Marſtall. Fünf Knechte waren bei dem Zuge, jeder derſelben hatte zwanzig Gäule zu führen. Anfänglich ſiegte der Reitergeiſt in Johann und ſeinen Freunden, aufmerkſam bewunderten ſie den ſtattlichen Zug und wohl Niemand hätte geahnet, daß von dieſen Männern ſo eben der ernſte Gegenſtand verhandelt worden wäre, mit welchem der Leſer ſattſam bekannt iſt. Der Prinz war der Erſte, der wieder auf ſeinen frühern Gedankengang zurückkam. „Was ſollen die Gäule?“ rief er aus dem Fenſter dem Stallmeiſter des Königs, Walter von Kaſteln. „Fängt der König noch an, den Roßhandel zu treiben?“

– Ob Kaſteln die letzten Worte des Herzogs nicht hörte, oder nicht hören wollte, das vermag ich nicht zu entſcheiden. Genug! der Ritter trat ſogleich in den Saal und ſprach: „Ich will Euer Durchlaucht ſogleich die verlangte Auskunft geben. Mein Herr, der König, ſendet mich mit dieſen Roſſen zu Euch. Es iſt dem Könige hinterbracht worden, daß ſein Neffe, Herzog Johann, ihm nach dem Leben ſtelle. Seine Majeſtät betrachtet dieſe Anzeige als böswillige Verleumdung, ſie kann des eigenen Bruders Sohn keiner ſolchen Niederträchtigkeit fähig halten. Der König erblickt in dieſer Geſchichte nur einen Beweis, daß ſein Anverwandter von böſen Freunden umgeben iſt, die ihn mit Argwohn erfüllen und dann die Aeußerungen ſeines Mißmuthes verrathen, um auf dieſem Wege Zwieſpalt zu pflanzen zwiſchen Oheim und Neffe, damit ſie ſelber um ſo ungeſtörter im Trüben fiſchen können. Wenn der Herzog heute eine abſchlägige Antwort bekam, ſo waren daran höhere Staatsrückſichten ſchuld, und wenn der Abſchlag etwas herbe klang, ſo iſt das dem Umſtand zuzuſchreiben, daß der Prinz in der Wahl ſeines Fürſprechs nicht ganz

glücklich war. Der König ſendet dem Herzoge hier hundert auserleſene Roſſe, weil er weiß, daß ſein Neffe ein tüchtiger Reiter iſt; damit verbindet er den väterlichen Rath: Johann möge vor gewiſſen Füchſen ſich hüten und nie an der huldvollen Geſinnung des Mannes zweifeln, der ſein Oheim und ſein König iſt.

So ſprach der Ritter Kaſteln. Dem Prinzen lief es während der Rede des Boten kalt und warm durch alle Glieder, er wurde bald roth, bald bleich. Nach kurzem Stillſchweigen ſammelte er ſich aber ſo weit, daß er erklärte, er nehme das Geſchenk an und laſſe dem König den verbindlichſten Dank vermelden.

19.

Die Teufelsherberge und ihr Geheimniß.

Ein Blitzſtrahl, der aus hellem Himmel zwiſchen die vier Männer gefahren wäre, würde weniger Erſtaunen bewirkt haben, als die ſeltſame Botſchaft des Ritters von Kaſteln. Als der Letztere das Zimmer verlaſſen hatte, ſahen Johann und ſeine Freunde ſtumm und verblüfft einander an. „Was ſoll das? Ich verſtehe den Ritter nicht ganz," begann Rudolf von Wart. „Ich eben ſo wenig," ſprach Tägerfeld. Allein eine kurze Auseinanderſetzung deſſen, was man während ihrer Abweſenheit im Garten des Hinterhofes verabredet hatte, verſchaffte ihnen das nöthige Licht. „Wir ſind verrathen," ſagte der Prinz, „aber wer hat uns verrathen?" „Das wird kein Räthſel ſein, über dem wir uns den Kopf zerbrechen müſſen," entgegnete Balm. „Es iſt mir von Anfang an ſonderbar vorgekommen, daß der glatte Schafskopf nicht hier iſt, dem wir geſtern unſer Geheimniß ſo unvorſichtig preisgaben. Zwar ließ es ſich denken, daß vielleicht ein Uneingeweihter jene Unterredung im Garten belauſcht haben könnte und beſonders hätte Eſchenbach dieſe Erklärung vorgezogen, weil er es geweſen, der den Ritter von Finſtingen in den vertrauten Kreis der Freunde des Prinzen eingeführt hatte. Indeſſen zeugte doch zu Vieles wider Finſtingen, vor Allem ſeine Charakterloſigkeit und ſein mehr als verdächtiges Ausbleiben." Eſchenbach und Balm wollten daher

ſogleich Finſtingen aufſuchen, um zu erfahren, wie man mit dieſem Menſchen daran ſei. „Wenn ſich unſer Argwohn bewährt," ſagten ſie, „ſo wollen wir an dieſem Schurken eine Rache nehmen, daß in Zukunft alle Verräther ſich an ſeiner Züchtigung ſpiegeln können."

Das verbat ſich aber der Herzog alles Ernſtes. Er wollte nicht zugeben, daß die beiden Hitzköpfe die frühere Unbeſonnenheit durch eine zweite verbeſſern oder vielmehr verſchlimmern. Die Erſcheinung des Ritters von Kaſteln hatte auf Johanns Gemüth einen ſehr günſtigen Eindruck gemacht. Sein von Argwohn und Groll getrübtes Auge hatte früher in Albrecht nur einen vom blinden Glücke gekrönten Verbrecher geſehen, von welchem auch nicht ein Zug einer wahrhaft königlichen Geſinnung oder eines ritterlichen Edelmuthes bekannt war. Was daher auch Wart dagegen einwenden mochte, Johann erblickte in der Ermordung ſeines ungerechten Vormundes nur einen Akt der Nothwehr, den der Buchſtabe des Geſetzes wohl verdammen, das Gefühl jedes unparteiiſchen Biedermannes aber entſchuldigen mußte. Jetzt hatte ſich das Blatt auf ein Mal gewendet. Jetzt ſtand Johann da als ein junger, unbeſonnener Brauſekopf und Albrecht war der weiſe Oheim, der den Neffen väterlich warnte, daß er ſich nicht durch falſche Rathgeber in's eigene Verderben ſtürze. Johann ſtand da als ein entlarvter Majeſtätsverbrecher, den der König, wenn er die eigennützigen Abſichten gehabt hätte, die ihm Jahre lang untergeſchoben worden, nun mit einem Schlage um Eigenthum, Ehre, Freiheit und Leben bringen konnte. Aber dafür dachte Albrecht zu groß, zu edel; er verzieh dem irregeleiteten Fürſtenſohne und fügte der Verzeihung einen Beweis königlicher Gnade bei, der dafür bürgte, auch die übrigen Wünſche des Herzogs würden in Erfüllung gehen, ſobald die Geſchäfte des Krieges dem Könige für ſolcherlei Fragen mehr Zeit laſſen. So wenigſtens legte Johann die Sache aus. Er ſtimmte daher jetzt den früher von Wart geäußerten Anſichten bei und verwarf jeden fernern Gedanken an gewaltthätige Maßregeln mit Abſcheu. Ja, er erſuchte den Ritter Rudolf von Wart, daß er Eſchenbach und Balm begleite, und darüber wache, daß Finſtingen kein Haar gekrümmt werde, wenn dieſer etwa als charakterloſer Schwätzer oder wohl gar als niederträchtiger Verräther zum Vorſcheine kommen ſollte.

Eſchenbach lächelte. „Was ſoll das Lächeln?“ fragte der Herzog. „Um Verzeihung!“ entgegnete Eſchenbach, „ich kann unmöglich anders. Ich ſehe hier ein Wunder, wie ich es noch in keiner Legende geleſen habe.“

„So ergeht es mir auch,“ fügte Balm hinzu. „Albrecht muß hexen können — auf natürlichem Wege läßt ſich die Verwandlung unſers Herrn nicht erklären. Ich gehöre auch zu den kecken Geſellen, denen das Herz im Leibe lacht, wenn ſie einen hübſchen Gaul erblicken. Wäre ich aber ein Fürſtenſohn und ein Anderer ſtreckte die Hand aus nach meinem Erbe: ſo ließ ich mir die Augen nicht blenden, und wenn er mir tauſend Roſſe ſchenken würde. Erſt Land und Leut' und dann die Pferde!“

„Haltet Ihr mich denn für ein Kind?“ erwiederte Johann empfindlich. „Wähnet Ihr, dieſe Roſſe machen mir ſo viele Freude, daß ich darüber die Anſprüche an mein väterliches Erbe vergeſſe? Ich hätte namentlich von Eſchenbach, dem Freunde unſerer Minneſänger, beſſer verſtanden werden ſollen. Nicht das Geſchenk, ſonden die Geſinnung, die im Geſchenke ſich offenbarte, hat mich umgeſtimmt. Ich fühle, daß ich meinen Oheim mißkannte — das beſchämt mich. Großmuth gegen Großmuth iſt der Wahlſpruch des ächten Ritters. Der König hat mir vertraut, ich will ihm wieder vertrauen. Ich will warten, bis Albrecht aus eigenem Triebe mir mein Erbe zurückgibt, und wenn ich auch ein Jahr, wenn ich zwei Jahre warten ſoll. Ihr kennet nun meine Abſicht, es bleibt bei derſelben — und nun kein Wort weiter. Auf dem Steine ſehen wir uns wieder, zu Mittag an der Tafel des Königs.“

Die drei Dienſtmannen begaben ſich nach der Herberge des Ritters von Finſtingen. Tägerfeld ging zum Churfürſten von Mainz, ihn zu berathen über das, was jetzt nach der mißlungenen Audienz zu thun ſei. Dem Rudolf von Wart war ein Stein vom Herzen gewichen, er wünſchte ſich Glück, daß der Prinz von ſeinen gefährlichen Planen zurück gekommen. Und er dachte im Stillen darüber nach, ob nicht Albrechts günſtige Stimmung vielleicht benutzt werden könnte, um die Befehdung der Waldſtätte zu hintertreiben. Anders war die Stimmung ſeiner Begleiter. Eſchenbach und Balm theilten die roſigen Täuſchungen des Herzogs nicht. Sie

kannten Albrechts länderſüchtige Abſichten und die rückſichtsloſe Beharrlichkeit, womit er ein in's Auge gefaßtes Ziel zu verfolgen pflegte; ſie wußten, daß der ſchlaue Einäugige dann am meiſten zu fürchten ſei, wenn er am freundlichſten ſich gebehrde. Entweder weiß der König nichts Beſtimmtes über die Gefahr, die ihm drohte: dann iſt das Geſchenk und die Botſchaft nur eine Finte, um den argloſen Neffen auszuforſchen und mit Mißtrauen gegen ſeine Freunde zu erfüllen; oder er weiß um unſere Plane, und dann ſchwebt das Schwert ob dem Haupte des Prinzen und ob den Häuptern Derjenigen, die ihm zur verwegenen That gerathen. Verſchoben iſt nicht aufgehoben. Erſt wird Albrecht uns verderben und ſodann den Prinzen. Darum iſt es Wahnſinn, daß Johann auf halbem Wege ſtehen bleibt. Gerade jetzt ſollte das Werk beſchleunigt werden. So dachte Eſchenbach und zum Theil auch Balm. Aber ſie begnügten ſich durch Kopfſchütteln, Achſelzucken und leiſe hinter dem Rücken des Ritters von Wart geflüſterte Worte ſich ihre Beſorgniſſe anzudeuten. Hingegen ſprachen ſie es unverholen aus, daß man darüber in's Klare kommen müſſe, ob und wie viel Finſtingen geplaudert habe, eine Behauptung, die Wart gerne zugab, allein mit der ausdrücklichen Bedingung, daß man glimpflich mit dem Manne verfahre und des Spruches nicht vergeſſe: Wenn Du Vögel fangen willſt, ſo mußt Du nicht mit Bengeln drein werfen.

Inzwiſchen war der Herzog Johann in den Stall hinabgeſtiegen, die Roſſe zu beſchauen. Er liebkoſete, ſtreichelte und tätſchelte ſie. Etliche der feurigſten Hengſte ließ er durch Ruſſaling aus dem Stalle führen und über das Pflaſter ſprengen. „Gnädiger Herr! wollet Ihr nicht einen kleinen Spazierritt machen auf dem Araber da?" ſprach Ruſſaling, „ich wüßte einen Ort, wo Ihr ſehr willkommen wäret." „Wie meinſt Du das?" fragte der Prinz. Hierauf erzählte der Knecht: Es ſei dieſen Morgen ein Bettler da geweſen, Schwarzjoggelis Bub, mit dem elenden Arm, den man nur den Waſſermann nenne, weil er gewöhnlich an der Steig zu Winterthur ſitze und den Vorübergehenden vom dortigen Brunnen einen friſchen Trunk anbiete, um etwa ein Almoſen zu erhalten. Dieſer Bettler habe dann geſagt, Herzog Johann möchte doch heute Vormittag, wo immer möglich, nach Gäbiſtorf kommen, in das Haus, das nicht weit von

der Fähre steht und die Teufelsherberge heißt. Auf die Anfrage, in wessen Namen die Einladung gemacht werde, habe der Bettler geantwortet, die Person wolle nicht genannt sein, der Herzog werde dieselbe schon errathen, es sei Jemand, mit dem der Herr gestern im Wirthshause zum Raben gesprochen habe. Also erzählte der Knecht Russaling mit pfiffigem Blinzeln. Johann ließ sich die Sache nicht zwei Mal sagen. Im Nu saß er auf dem Araber und jagte von dannen. Russaling folgte ihm mit den Augen, bis Roß und Reiter um die Ecke bog und verschand. Darauf besah er schmunzelnd das Trinkgeld, das der Prinz ihm in die Hand gedrückt. Und als er gewahrte, daß es ein Goldstück sei steckte er es vergnügt in die Tasche. Das gibt wieder manche Halbe, sprach er zu sich selbst. Das ist noch ein Prinz, der auch wie ein Prinz bezahlt — kein Knauser, wie der einäugige Schurke dort auf dem Stein, der redliche Edelleute und fromme Gotteshäuser um ihr Eigenthum bringt. Sapperment! ein Goldstück, das hat sich gewaschen. Ich gehe nun in den Hirschen hinauf und trinke eine Halbe auf das Wohlsein des Herzogs Johann. Kommt mir aber wieder einer von Leopolds Knechten und rümpft die Nase über den Herzog, so soll mich Gott verdammen, wenn ich nicht dem Hofschranzen mein Messer bis an's Heft in den Leib bohre.

Doch genug! wir lassen den vierschrötigen Russaling in den Hirschen hinauf gehen, oder in den Hafen, wie es ihm beliebt, und begleiten wir dafür den fürstlichen Jüngling auf der Straße nach Gäbistorf, oder noch besser, eilen wir ihm nach der Teufelsherberge voraus.

Nicht weit von Gäbistorf, am Ufer der Reuß, erhob sich ein schwarzer Fels, auf dessen Gipfel eine alte Mauer zwischen Tannen und Eichgebüsch emporragte. Ob es die Trümmer eines abgebrannten Burgstalls oder die verwitterten Reste eines Heidentempels gewesen — das können wir nach so langer Zeit hier nicht mehr entscheiden. Die großen, unbehauenen Steine in der Mauer schienen allerdings für die erstere Ansicht zu sprechen; zwei Säulen hingegen und ein gebrochener Bogen mehr auf römische Bauart hinzudeuten. Vielleicht ließen sich beide Ansichten vereinigen durch die Annahme, daß hier die Ueberbleibsel verschiedener Bauarten zu schauen seien. Zwischen der festen Schloßmauer und den kannelirten Tempelsäulen

ſtand eine hölzerne Hütte, deren flaches Schindeldach durch mächtige Steine gegen die Wuth der Winde geſchützt war. Da die Hütte des Kamins entbehrte, ſo hatte der überall durchdringende Rauch das Dach und das Gebälk des gerickten Hauſes geſchwärzt, als ob es die Werkſtätte eines Schmiedes wäre. Dunkel erhoben ſich Fels und Mauer und Hütte zwiſchen hangenden Epheuranken und ſchwellendem Eichengeſträuch. Ein Geſchichtsforſcher hätte in ihnen vielleicht düſtere Schatten erblickt, die über den Gräbern des untergegangenen Vindoniſſas trauerten. Allein ſo poetiſch waren die Bewohner von Gäbiſtorf nicht. Sie zuckten die Achſeln und nannten den ſchwarzen Felſen und die ſchwarze Hütte, beſonders ſeit die alte Elsbeth mit ihrer Tochter dort wohnte, nur die Teufelsherberge.

Nach einem raſchen Ritte langte Herzog Johann bei der Fähre an. Er übergab den ſchweißtriefenden Renner einem Bauer, der hart an der Landſtraße den Acker pflügte, und ließ ſich durch zwei Schiffer über die Reuß ſtoßen. Nachdem er erfahren, daß die Hütte auf dem Felſen wirklich den Namen der Teufelsherberge führe, ſtieg er, ohne auf das Kopfſchütteln der Männer zu achten, den verfallenen Fußweg empor. Ungeduldig heftete er ſeinen Blick auf die Thüre des Hüttchens; denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß die ſchöne Roſa ihm die geheimnißvolle Einladung zugeſchickt habe. Aber er ſpähete umſonſt. Anfänglich däuchte es ihm, ein ſchwarzer Ziegenbock liege auf einem vorragenden Felsſtein, als aber der Prinz näher kam war das Thier verſchwunden; ſei es nun, daß die bizarre Bildung des Felſens das Auge getäuſcht, oder, daß der Bock ſich vor dem Fremdling in's Gebüſch geflüchtet hatte. Vielleicht war es auch ein anderes Thier geweſen. Denn als Johann den langen Hausgang durchſchritten und, weil die Thüre offen ſtand, die Stube betreten hatte, bemerkte er einen großen ſchwarzen Pudel unter dem Tiſche. Der Hund erhob, ohne ſich von der Stelle zu regen, ein klägliches Geheul, indem er den Kopf nach der Seitenſtube drehte, als ob er ſeine Gebieterin benachrichtigen wollte, daß ein Fremder es wage, die gewohnte Ruhe des Hauſes zu ſtören.

Die Nebenſtube bildete eine Art von Apotheke. Auf den Geſtellen an der Wand herum erblickte man Gläſer und Arzneibüchſen mit lateiniſchen Inſchriften und chemiſchen Zeichen bemalt. Große Brannt-

weinflaſchen mit Waſſerköpfen, Menſchenherzen, abgenommenen Händen, ausgeſtopfte Vögel, Thiergerippe, Todtenſchädel u. ſ. w. ſtanden auf dem Tiſche und dem Femſiergeſimſe. Papierrollen, Bücher, Muſikblätter, Geige, Aderlaßzeug, Schröpfköpfe, Globus, Windofen, Blaſebälge — Alles ſtand oder lag, wie es ſich eben traf, auf Kamin, Tiſchen, Stühlen und Boden da. Und mitten in dieſem wilden Wirrwarr ſaß auf einem grün gepolſterten Lehnſtuhle, in aſtrologiſche Berechnungen vertieft, die Frau des Hauſes, die alte Elsbeth von Gäbiſtorf. Als dieſe auf das Geheul des Pudels hin das ſinnende Haupt vom Blatte erhob und, gleichſam aus ernſten Träumen erwachend, den neuen Gaſt vor ſich ſtehen ſah, ging ſie dem fürſtlichen Jüngling langſam entgegen und hieß ihn mit ehrerbietiger, aber würdevoller Verneigung willkommen in der einſamen Hütte des Thales. Dann öffnete die Alte ein drittes Zimmer, indem ſie den Herzog erſuchte, in dasſelbe einzutreten.

Johann wollte ſich entſchuldigen, daß er hier erſcheine, obgleich er Grund habe, zu vermuthen, daß man ſeinen Beſuch nicht erwartet habe. Da er aber nicht wußte, ob Elsbetha etwas von Röschens Einladung ahne, ſo lief er Gefahr, das gute Kind bloß zu ſtellen; er beſchloß daher, der erhaltenen Einladung nicht zu erwähnen, ſondern ſich nur im Allgemeinen zu entſchuldigen. Allein er konnte nicht zu Worten kommen. Der Pudel war inzwiſchen unter dem Tiſche hervorgekrochen, heulte und bellte immer ſtärker. Dadurch ermuntert fing auch ein alter Kater an, zu mianen, ſo daß es dem an ſolche Muſik nicht Gewöhnten durch Mark und Bein drang. Umſonſt gebot Elsbetha Stille; Hund und Katze fuhren in ihrem kläglichen Duette fort. Darüber erzürnt, warf das Weib zuerſt den Kater zum Fenſter hinaus, dann packte ſie den Pudel am Halsband und ſchleppte ihn vor die Thüre, um ihn an die Kette zu legen.

Das verſchaffte dem Prinzen gerade ſo viel Zeit, als er bedurfte, um ſich flüchtig in dem Zimmer umzuſehen, in welches er eingeführt worden war. Johann war überraſcht, denn er befand ſich in einem geſchmackvoll eingerichteten kleinen Ritterſaal, den wohl Niemand in dieſer verrufenen Hütte geſucht hätte. An der einen Wand hing ein großes Gemälde, das eine Szene aus der helvetiſchen Vorzeit darſtellte. Der römiſche Feldherr Allienus Cäcina ſitzt eben zu Gericht

über den greisen Julius Alpinus. Die Tochter des Letztern, die schöne Julia Alpina, kniet zu den Füßen des rohen Rebellen und fleht, daß er doch ihren Vater nicht dafür strafen möchte, daß er dem rechtmäßigen Kaiser Galba treu geblieben sei. Umsonst! der rohe Krieger wendet sich gegen seine bewaffneten Rotten und befiehlt, den Unschuldigen zum Tode zu führen. Eine kurze Inschrift erzählte, Julia Alpinula sei im dreiundzwanzigsten Jahre gestorben aus Gram darüber, daß sie den Vater nicht zu retten vermochte. Am Schlusse standen, offenbar von weiblicher Hand geschrieben, die Worte: „Rosa, vergiß auch Du Deines unglücklichen Vaters nicht!" Auf der entgegengesetzten Wand war wieder ein Gemälde, von welchem aber Johann gar nichts erkennen konnte, weil es mit einem dichten schwarzen Schleier verhüllt war. Unter diesem geheimnißreichen Gemälde war eine Art von Grabmal zu schauen, mit der Inschrift: „2. Juli 1298."

Der Herzog hatte kaum Zeit, um diese Gegenstände flüchtig anzusehen, geschweige denn, um Vermuthungen anzustellen über Das, was seinem Auge sich darbot. Schnell war Elsbeth wieder da und lud den Jüngling ein, Platz zu nehmen.

„Der Enkel des Prezimislas wundert sich vielleicht, wer die Unbekannte gewesen, die es wagte, ihn in die einsame Hütte des Thales zu rufen, die von den Leuten, die für Alles einen Namen haben, die Teufelsherberge geheißen wird," — hob die Alte an.

„In der That wußte ich nicht," lautete die Antwort, „ob die Einladung von der schönen Rosa herrühre, oder von der weisen Mutter."

„Die Jungfrau ist nicht hier," sprach die Alte. „Was die Mutter kocht für den Kranken, der ihrer begehrt, das trägt die Maid gerne in die Hütte des Elends. Zum schmerzenstillenden Heilmittel gesellt Rosa stets das tröstende Wort und wohl auch die freundliche Gabe. Sie ist nach Brugg hinüber gegangen zur Wittwe, die das Fieber hat, und zum Sohne des Stadtwächters, ihm ein Kraut zu bringen wider das fallende Weh."

„Holder Engel," seufzte Johann, „daran erkenne ich Dein edles Herz."

„Und ich bin froh, daß sie von hinnen ging," fuhr Elsbeth fort,

„denn jetzt darf ich freier reden von dem Unglücke, das uns betroffen und von dem Schmerze, der Mutter und Tochter verzehrt."

Der Prinz war ganz Auge, ganz Ohr, er versicherte, daß er innigen Antheil am Schicksale der Mutter und der Tochter nehme, und daß, wenn er etwas für sie thun könne, er sein Schwert und sein Leben zu ihrer Verfügung stelle.

„Bedenke, was Du sprichst," fiel die Alte ein, „ist das Wort, das Du redest, ein leerer Schall, der im Winde verweht? Will Rudolfs Sohn mit süßem Versprechen das schwache Weib bethören, oder will er die Unschuld schirmen, das Unrecht strafen?"

Johann legte die Hand auf das Herz, zum Zeichen, daß es heiliger Ernst sei.

„Ich glaube das," entgegnete die Frau. „Königsblut, Königssinn. Das Kind hat bitterlich geweint, weil mir gestern das harte Wort entfahren von dem fürstlichen Bettler. Aber ich beruhigte das Mädchen: Sei ohne Sorge! Der Fürstensohn wird der Mutter nicht zürnen, welche das Mägdlein schützt wie der Adler, der kreischend das Haupt des Hirten umschwebt, der das Junge ihm rauben will aus dem felsigen Nest. Johann kann nicht zürnen. Höhere Mächte treiben ihn zur Jungfrau aus der Fremde und im blutigen Glanz einen sich Johann's und Rosa's Lebenssterne."

Der Herzog erwiederte, obgleich der Wahrheit nicht ganz getreu, er habe jenes Wort bereits vergessen gehabt, könne übrigens nicht verargen, wenn die reiche Lebenserfahrung der Mutter ängstlich besorgt mache für das Wohl einer solchen Tochter, auch dann nicht, wenn die Aengstlichkeit zu weit ginge, wie es allerdings in der vorliegenden Frage der Fall sein dürfte. Der Prinz läugnete nicht, daß er früher selbst etwelches Mißtrauen in die Absichten seines Oheims gesetzt habe, daß aber jetzt ein Ereigniß eingetreten sei, das die frühern Zweifel glänzend widerlege. Er erzälte weitläufig von der heutigen Audienz beim Könige und von dem Ergebnisse derselben. Allein die Darstellung brachte bei Frau Elsbeth nicht die gewünschte Wirkung hervor. So lange Johann schilderte, wie er auf dem Punkte gestanden, Hand an Albrecht zu legen, horchte die Alte mit gespannter Aufmerksamkeit, krampfhaft zuckten die Muskeln um den Mund und ein düsteres Feuer blickte aus den stechenden Augen. Als

der Jüngling aber des königlichen Geſchenkes und der aufgehobenen Racheplane erwähnte, da fuhr die Alte in die Höhe, wie eine gereizte Schlange und rief mit wildem hohlem Hohngelächter auf den Prinzen hinabſchauend:

„Und damit hat der Heuchler Dein Herz gewonnen! hundert Roſſe für ein Fürſtenthum? Und Du gehſt den Tauſch ein? armer Junge! ein zweiter Eſau — verkaufſt Du die Rechte Deiner Geburt an ein Linſengericht?“

Umſonſt verſicherte der Herzog, daß das Geſchenk nur darum Werth für ihn habe, weil es beweiſe, daß ſein Oheim eine königliche Seele im Buſen trage.

„Albrecht — und eine königliche Seele? fragte die Alte halb wahnſinnig vor Zorn. Fort aus dieſer Hütte! Laß dieſe Zuſammenſtellung mich nicht zum zweiten Male hören, oder Roſa's unglücklicher Vater ſteigt blutig aus dem Grabe empor. Du weißt nicht, wer Roſa's Vater geweſen! Komm! Jüngling! Du ſollſt ihn ſchauen.“

Mit dieſen Worten hob Elsbeth den ſchwarzen Schleier von dem Gemälde an der Wand: „Kennt der Herzog Johann das Bildniß da,“ fragte die Frau ernſt und feierlich.

„Gott! was ſeh' ich?“ ſchrie Johann, „das Bild des Königs Adolf von Naſſau! und das wäre Roſa's Vater? — Weib! wer biſt Du?“

„Die Leute nennen mich jetzt die Hexe von Gäbiſtorf, einſt nannten ſie mich das ſchöne Fräulein von Idſtein. Das waren beſſere Zeiten, Prinz. Jetzt hauſe ich in der Teufelsherberge — damals wohnte ich auf dem ſtattlichen Schloſſe, das über der Felsſchlucht hing wie das Neſt des Lämmergeiers. Weithin ſpähte mein forſchendes Auge, ob der Ritter nicht komme, der meine Farbe getragen am Turniere. Er kam und jagte im nahen Walde. Und ſein Liebchen auf dem Schloſſe war ihm mehr, als Zepter und Krone. Kein Pfaffe hat zwar ſeinen Segen geſprochen — aber was fragt Elsbeth nach Pfaffen und Pfaffenwort? Roſa darf ihres Vaters ſich nicht ſchämen. Aber Fluch dem Buben, der die Fahne des Aufruhrs erhob wider den rechtmäßigen König, Fluch dem Verbrecher, der Roſa's Vater mordete und Mutter und Tochter verjagte aus der hohen Burg, daß wir nun umherirren wie die Thiere des Waldes, die der Jäger ver-

folgt. Wohl hat der Mörder ſich jetzt in den Purpurmantel gehüllt, und gerne möchte er die Welt bereden, der Raugraf habe den tödtlichen Streich geführt. Lüge! eitle Lüge! Albrecht iſt der Mörder, Albrecht von Oeſterreich, und kein Anderer! Elsbeth hat das Blut ihres Adolfs geſehen; ſie wird nicht ruhen, bis ſie auch das Blut Deſſen ſieht, der Adolf mordete. Verſtehſt Du die Alte von Gäbiſtorf? Ja Herr, es ſind nicht Worte, die der Wind verweht — was ich ſage iſt heilige Wahrheit."

„Du liebſt die ſchöne Roſa, edler Jüngling, und Du thuſt wohl daran; den ſie iſt eine Königstochter, wie Du ein Fürſtenſohn biſt. Aber wiſſe, der Weg zu Roſa's Ehebette führt über Deines Oheims Leiche. Der Tag, an welchem Du kommſt und ſagſt: Ich habe den Mörder Adolfs erſchlagen, wie er ſeinen Herrn erſchlug — der Tag ſoll Euer Verlobungstag ſein. Du kennſt nun den Preis, um welchen die Jungfrau erkauft wird. Gehe alſo! räche Dich und uns. Zitterſt Du aber vor ſolchem Wagniß zurück, ſo laß Mutter und Tochter hier, laß uns allein mit unſerm Schmerze; ſchleiche, Du Mann mit der furchtſamen Seele, ſchleiche alsdann ſtumm vorüber an den Ruinen des düſtern Felſens; denn Du wäreſt hinfür zu klein, um die Schwelle dieſer armen Hütte überſchreiten zu dürfen."

20.

Berathungen auf dem Schloſſe Rheinfelden.

„Was der Menſch ſäet, das wird er auch ernten." An der Wahrheit dieſes Spruches hat ſchon Mancher gezweifelt, weil es ihm ſcheinen wollte, bei einem gewiſſen Grade von Schlauheit und Thatkraft könne der unglückliche Verbrecher den natürlichen Folgen ſeiner Werke nur zu oft entgehen und den Fluch ſeines Unrechtes hinüberwälzen auf das Haupt des Redlichen und Schuldloſen. Beſonders neigen Leute, die im öffentlichen Leben eine Rolle zu ſpielen haben, ſich zu dieſer Anſicht hin. Und doch möchten wir gerade dem Staatsmanne anrathen, obigen Satz nie aus den Augen zu verlieren. Der Gegenpartei einen empfindlichen Stoß beizubringen, eines unbe-

quemen Nebenbuhlers los zu werden, das Ziel des Ehrgeizes und der Herrschsucht sicherer und schneller zu erreichen — stellt man gefährliche Grundsätze auf, oder man gibt das Losungszeichen zu ungesetzlichen, gewaltthätigen Maßregeln. Außerordentliche Umstände, sag man, erfordern auch außerordentliche Maßregeln, der Zweck heiligt die Mittel, die Moral des Staates ist nicht diejenige des gewöhnlichen Lebens u. s. w. Kaum ist man aber am Ziele seiner Wünsche angelangt, so möchte man den Weg bedecken, der zum Ziele führte, oder man greift zum Schwerte der Gerechtigkeit, um den Verwegenen zu schrecken, welcher Miene macht, den gleichen Pfad zu wandeln. Allein die Gegenpartei hat ein gutes Gedächtniß; das Beispiel, das der Sieger gab, wird nachgeahmt; ein gewisser Hang zur Ungesetzlichkeit und zur rohen Selbsthilfe verbreitet sich über alle Klassen des Volkes, und Menschen, die zu andern Zeiten sich nicht mit Staatsfragen befaßt hätten, fühlen sich nun auf ein Mal berufen, den Dolch der Rache gegen den glücklichen Verbrecher zu richten.

Das war buchstäblich der Fall bei König Albrecht. Er hatte, von Stolz und Herrschsucht getrieben, sich mit dem gewissenlosen Erzbischofe Gerhard von Mainz verschworen, den Thron des rechtmäßigen Königs der Deutschen zu untergraben. Der Lehnsmann erhob sich wider den Lehnsherrn, dem er den Eid der Treue geleistet. Albrecht veranstaltete das frevelhafte Gaukelspiel, daß fünf Churfürsten, die dazu weder Fug noch Vollmacht hatten, den rechtmäßig gewählten König Adolf aus nichtigen Gründen und gegen deutsche Verfassung und Sitte schmählich absetzten. Ja, er vollendete das Werk der Finsterniß dadurch, daß er in offener Feldschlacht und mit eigener Hand seinen Herrn und König mordete. Eine fluchwürdige Saat, die keine erfreuliche Ernte bringen konnte. Zwar saß jetzt der Mann des Unrechtes auf dem Throne, von welchem er den ritterlichen Adolf hinabgestoßen; aber der Thron in dem Herzen seiner Unterthanen fehlte ihm, tausend und tausend wackere Männer haßten den Mörder im Purpurmantel.

Zwar hielt Albrecht mit eiserner Strenge seine offenen Feinde darnieder; aber er hatte einen Feind, den er nicht kannte. Adolf war tod — aber die Todten leben zuweilen fort. — Adolf hatte einen Racheschatten hinterlassen, der den Nachfolger zürnend um-

ſchwebte. Albrechts böſer Genius war Elsbeth von Gäbiſtorf. Dieſes halb wahnſinnige Weib war der Maulwurf, der mit dämoniſcher Beharrlichkeit den Thron Albrechts unterwühlte, ein unheimliches Geſpenſt, das grinſend die nächtlichen Netze wob, in welchen der Mächtige ſich fangen ſollte. Wie der Erzbiſchof Peter Eichſpalter mit dieſem Weibe ſtand, darüber fehlen uns nähere Aufſchlüſſe, doch ſcheinen gewiſſe Umſtände darauf hinzudeuten, daß ihr Treiben dem ſchlauen Prieſter nicht ganz fremd war.

Genug! der Leſer ſieht nun, daß die Gefahr für Albrecht noch nicht vorüber iſt. Wie indeſſen derſelbe in Elsbeth von Gäbiſtorf ſeinen böſen Genius hat, ſo beſitzt er auch einen guten in der Perſon des Bruders Berchtold Strebel von Oftringen, und es liegt nun in der Aufgabe des Erzählers, den Erfolg zu melden, den die Bemühungen des frommen Einſiedlers für das Heil des habsburgiſchen Fürſtenhauſes hatten. Allein zu dieſem Zwecke müſſen wir uns im Geiſte nach Rheinfelden verſetzen.

Dort befanden ſich an dem in Rede ſtehenden Tage zwei Frauen in einem prächtig ausgeſchmückten Zimmer. Auf dem Tiſche ſtand ein geöffnetes Käſtchen, aus welchem dem Blicke köſtliche Juwelen und goldene Ketten entgegen blitzten. Weibliche Kleider, kunſtreich aus feinem Stoffe gearbeitet, lagen auf mit rothem Damaſt überzogenen Stühlen. Die jüngere Dame, die eben ein funkelndes Diadem in den Händen wiegte, iſt den Leſern ſchon bekannt, Agnes, die verwittwete Königin von Ungarn. Die ältere Frau, die etwa fünfundvierzig Jahre zählen mochte, ein Weib von hohem, ehrfurchtgebietendem Anſtande, war ihre Mutter, die Gemahlin Albrechts, die Königin Eliſabetha. Agnes hatte ihrer Mutter in Rheinfelden einen Beſuch gemacht, von wo aus beide Damen am kommenden Morgen nach Baden zu reiſen gedachten. Weil ſie nun die Prachtliebe des Königs kannten, ſo beriethen ſie ſich, wie ſie auf eine ihrer Würde gemäße Weiſe bei dieſem Anlaſſe erſcheinen möchten.

Eliſabetha. „Ich bin derſelben Meinung, dieſes Diadem und das ſchwarze Kleid von venetianiſcher Seide und die Perlen hier ſchicken ſich am beſten zuſammen.“

Agnes. „Ein herrliches Diadem. Wie dieſe Steine blitzen, wie lebhaft ihr Feuer iſt, wie rein ihr Waſſer! Der Diamant da hat völlig die Größe eines Taubeneies.“

Eliſabetha. „Es iſt das Diadem, das der König vor zehn Jahren mir ſchenkte, als ich mit dem Erzbiſchof Konrad von Salzburg nach Nürnberg zog. Ich trug das Diadem lieber, als die ſchwere, mit Sammt ausgefütterte Krone.“

Agnes. „Und doch ſah ich die Krone einer römiſchen Königin noch lieber auf dem Haupte meiner Mutter. Den Augenblick, als der Erzbiſchof von Mainz Euch krönte, während der Vater ſelbſt mit der Reichskrone auf dem Haupte neben Euch ſtand — nein! den Augenblick werde ich nie vergeſſen.“

Eliſabetha. „Ja wohl! Der 11. November des Jahres 1298 war ein glänzender Tag für das Haus Habsburg. 5500 Edle waren anweſend, worunter 52 Fürſten und 20 Biſchöfe ſich befanden. Es ſind nun ſchon zehn Jahre verſchwunden, und mir iſt, es ſei erſt geſtern geweſen. Noch ſehe ich es vor mir, wie am Tage nach der Krönung öffentliche feierliche Tafel gehalten wurde und wie die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln ſich um das Vorrecht ſtritten, neben dem Könige zu ſitzen. Der Erzbiſchof Gerhard trug den Sieg davon. Er nahm ſeinen Platz zur Rechten des Königs, zur Linken wurde ein Platz für den König von Böhmen vorbehalten, dann kam ich und neben mich der Biſchof von Konſtanz.“

Agnes. „Und ich gedenke immer noch, wie die Churfürſten bei der Tafel die Erzämter vollzogen und wie der Stolz des Königs von Böhmen gedemüthigt wurde. Umſonſt ſchickte er unter dem Vorwande plötzlicher Unpäßlichkeit ſeinen Sohn ab, daß dieſer das Amt eines Mundſchenken verrichte. Er mußte ſelber kommen, die Krone auf dem Haupte und begleitet von ſeinem oberſten Kämmerer mit Becher und Kanne von Gold. Wenzeslaus war ganz bleich vor Ingrimm, als er den Wein aus dem goldenen Faſſe empfing und den gefüllten Becher knieend ſeinem Oberherrn darreichen mußte. Meine Seele erfreut ſich, ſo oft ich deſſen gedenke.“

Eliſabetha. „Es iſt wahr, indeſſen iſt die Freude nicht ungetrübt, wenigſtens für mich nicht. Erinnerſt Du Dich jenes Weibes noch, das in Trauergewänder gehüllt demüthig vor mir niederkniete?“

Agnes. „Ihr meinet die Naſſauerin, die Wittwe Adolfs?“

Eliſabetha. „Die arme Königin flehte, daß doch ich mich bei

Albrecht für ſie verwende, damit er ihrem erſchlagenen Eheherrn ein ehrliches Begräbniß in der Kaiſergruft zu Speier geſtatte und ihrem gefangenen Sohne Ruprecht die Freiheit wieder gebe."

Agnes. „Das Erſtere konnte aber Albrecht nicht, weil Adolf von den Churfürſten abgeſetzt worden war, und das Zweite nicht, weil Graf Ruprecht ſich in den Händen ſeines Vetters befand, des Erzbiſchofs von Mainz."

Eliſabetha. „Ich will nicht unterſuchen, ob es nicht möglich geweſen wäre, wenn man ernſtlich gewollt hätte. Allein mir wäre es, ich geſtehe das, viel leichter um's Herz, wenn der Leichnam Adolfs in Speier beigeſetzt worden wäre. Immer klingt das Wort der Wittwe in meinem Ohre wieder. Frau, rief ſie kläglich aus, Frau, ſeid gerecht, macht, daß der König mir entſpreche, damit Ihr nicht an ihm ſolch Unglück erlebet, wie ich Arme an meinem Herrn empfing."

Agnes. „Warum aber dieſe Aengſtlichkeit? der Mann liegt ja im Kloſter Roſenthal ſo gut in geweihter Erde, wie wenn man den Leichnam in Speier beigeſetzt hätte."

Eliſabetha. „Das ſag' ich mir ſelber auch. Dennoch kann ich es nicht verwehren, daß von Zeit zu Zeit mich eine außerordentliche Angſt beſchleicht. Kindeseindrücke mögen freilich dabei mitwirken. Fünf Jahre war ich alt, als mein Bruder Konradin nach Neapel zog, Karl von Anjou zu bekriegen. Ich ſah die Verzweiflung, mit welcher meine Mutter die Nachricht von der Hinrichtung ihres Kindes empfing. Anfänglich weinte ich bitterlich, dann aber befriedigte ich mein rachedürſtendes Herz damit, daß ich in den Garten hinab ging und mit einem Stabe alle Mohnköpfe abſchlug. Ich ſtellte mir vor, Karl von Anjou und ſeine Anhänger vor mir zu haben. Es iſt mein weiteſtes Denken, aber der Eindruck iſt mir geblieben. Immer fürchte ich, die Feinde unſeres Hauſes werden nicht ruhen, bis ſie mir auch den Eheherrn getödtet haben. Der Widerſacher und der Neider zählt Habsburg viele und ſchon mehr als ein Mal hing die Gefahr drohend ob Albrechts Leben. Du erinnerſt Dich noch des Unglücksmahls in Wien, das eine unbekannte Hand mit Gift würzte, Du weißt, daß nur der Rath einer edeln Jungfrau ihn aus den Händen des Grafen von Geltern rettete. Und mit

welchen böſen Abſichten der Biſchof von Baſel auf den Petersberg kam, das erzählte ich Dir geſtern. Ach! der Vater iſt gegen die Leute zu ſchroff, er beſitzt die Gabe nicht, ſich beliebt zu machen."

Agnes. „Deſſen bedarf es auch nicht. Oder ſollte der römiſche König Albrecht dieſem hungerigen Adel ſchmeicheln? Zu ſchroff? Im Gegentheile, der Vater iſt noch zu milde An ſeiner Stelle würde ich mit dem Grafen von Geltern und mit dem Biſchofe von Baſel anders verfahren. Nicht umſonſt iſt dem Könige das Schwert der Gerechtigkeit gegeben; er ſoll es gebrauchen zum Schirme dem Guten und zur Strafe dem Böſen. Lehrt uns ja doch die heilige Schrift, daß Gott den König Saul verwarf, weil er nicht das ganze Volk der Amelekiten vertilgt hatte."

So redeten die beiden Frauen mit einander, als eine der Zofen erſchien und meldete, daß der Eremit von Brugg im Hofe des Schloſſes ſei und dringend bitte, die Königin möchte ihm für einige Augenblicke Gehör verleihen, denn was ihn herführe, ſei für die Königin ſelbſt von großer Wichtigkeit und leide keinen Aufſchub. Es hätte eigentlich dieſes Nachſatzes gar nicht bedurft. Obgleich Mutter und Tochter, wie der Leſer aus dem vorſtehenden Geſpräch entnehmen konnte, ſich fühlten und obgleich ſie nicht geneigt waren, der Würde ihres Standes das Geringſte zu vergeben oder irgend eine dem Hauſe Habsburg angethane Beleidigung ungeahndet hingehen zu laſſen, ſo theilten ſie doch die Anſichten ihres Zeitalters in Beziehung auf die Religion; ein Ordensmann und beſonders ein frommer Klausner war in den Augen der beiden Königinnen ein heiliges, beinahe übernatürliches Weſen. Im vorliegenden Falle wurde dieſe allgemeine Ehrfurcht noch erhöht durch die wirklich achtenswerthe Perſönlichkeit des Angemeldeten und durch die Treue, die er von jeher dem öſterreichiſchen Fürſtenhauſe bewieſen. Frau Eliſabetha befahl, daß man den Einſiedler von Brugg ungeſäumt vorlaſſe. Und als nun Bruder Berchtold, arm und dürftig gekleidet, aber in edler Haltung und mit beſcheidenem Anſtande eintrat in's reichgeſchmückte Zimmer, da wurde ihm der Empfaug, den bei den Königinnen Israels ein Prophet gefunden hätte, wenn er gekommen wär, das ſtrafende Wort des Herrn zu verkünden.

Mit Recht! denn der Einſiedler hatte etwas Prophetiſches. Ohne

Rückhalt tadelte er die Eitelkeit der beiden Frauen, die am Flitter des Goldes und der Edelsteine sich weideten, während der Ernst des Lebens ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehme. Mit ergreifender Wahrheit schilderte er den Stolz und die Herrschsucht des Königs, der seine Unterthanen aussauge, um neue Unterthanen zu gewinnen und Wittwen und Waisen um das Ihrige bringe, damit das hochgestiegene Haus Oesterreich noch höher steige. Er mahnte Mutter und Tochter daran, daß es ihre heilige Pflicht sei, Wasser in die Flamme des königlichen Ehrgeizes zu gießen, wenn dieser nicht zum unseligen Feuer werden solle, das den Herrn und die Diener verzehre. Berchtold machte darauf aufmerksam, daß himmlische Zeichen ein großes Unglück verkünden, ja, er sagte am Schlusse seines Vortrages unumwunden heraus, es sei ihm in vergangener Nacht offenbart worden, daß Albrechts Leben in Gefahr stehe.

„O! Gott!" rief die Königin Elisabeth, „so hat meine Ahnung mich nicht getäuscht. Bitte, frommer Berchtold, bitte für uns zum Herrn, daß er das Verderben abwende. Das Gebet des Gerechten vermag viel. Versprich in meinem Namen, was Du willst. Ich will Almosen spenden, Kirchen und Klöster erbauen."

„Und ich will meine Stieftochter nöthigen, daß sie den Schleier nehme. Elisabetha, die Tochter des Königs Andreas von Ungarn, soll der Welt entsagen und im Kloster zu Töß sich dem Himmel weihen," sprach von Entsetzen erfaßt die Königin Agnes.

Der Mann Gottes aber wiegte sein greises Haupt und sagte: „Almosen spenden, Klöster bauen aus dem ungerecht erworbenen Mammon, ein unschuldiges Kind zwingen, daß es sich opfere für die Missethaten Eueres Hauses, ja, dazu seid Ihr fähig. Mit nichten! Gehorsam ist besser, als Opfer."

„Und was sollen wir denn thun?" fragten Mutter und Tochter mit einer Stimme.

„Geschehenes Unrecht wieder gut machen und den König bewegen, daß er endlich dem Waisen, dessen Vogt er ist, das nur zu lange vorenthaltene väterliche Erbe herausgebe," antwortete Berchtold.

Es würde den Leser ermüden, wenn wir die Gründe alle aufführen wollten, mit denen er seine Mahnung unterstützte und gefallene Einwendungen widerlegte. Genug! das Ende der Unterredung war,

daß die Frauen dem Einſiedler verſprachen, ſie wollen bei Albrecht ſich verwenden, daß er ungeſäumt die ſchon beſtellten Schiedsrichter einberufe zur Ausmittelung der dem Herzog Johann zukommenden Ländereien. Und weil Gefahr im Verzuge zu liegen ſchien, ſo wurde beſchloſſen, daß die Reiſe nach Baden noch am gleichen Tage ſtattfinden ſollte. Die Königin Eliſabetha ſetzte ſich und ſchrieb ein paar Zeilen, um ihrem Gemahle ihre Ankunft zu verkünden. Sie befahl, daß man einen ſichern Boten mit dem Briefe nach Baden ſende. Gebet das Schreiben mir, bat der Bruder; es wird Niemand dasſelbe angelegentlicher beſorgen, als ich. Auch bringt es vielleicht Nutzen, wenn ich Anlaß erhalte, ſelber mit dem Könige zu ſprechen."

21.

Mißgriffe der Polizei.

Da nach einem bekannten Sprichworte die Abwechſelung es iſt, was Vergnügen ſchafft, ſo wollen wir uns nicht länger im Schloſſe zu Rheinfelden aufhalten, ſondern die Scene verändern. Von den Königinnen, deren Sorgen wir kennen lernten und die uns deßhalb nichts weniger als beneidenswerth erſcheinen mußten, führen wir den Leſer in eine Geſellſchaft, die freilich nicht ſonderlich vornehm ausſieht, deren Höflichkeit aber das erſetzt, was ihr an Glanz und Ehre abgeht. Denke ſich der Leſer ein kleines Gehölz, das von der Straße, die Brugg mit Baden verbindet, durchſchnitten wird. Dort hauste in dem Schatten der Tannen an dem in Rede ſtehenden Tage ein wunderliches Völklein, lumpichte Bettler, verkrüppelte Soldaten, Gauner, Wahrſagerinnen u. ſ. w., kurz, eine auserleſene Geſellſchaft von etwa zwanzig bis dreißig Köpfen. Hier ſah man eine Gruppe, die Körbe und Zeinen flocht, dort eine andere, die alte Pfannen ausbeſſerte oder zerbrochene Töpfe zuſammenlöthete. Ein junges Weib hatte die Wiege losgeſchnallt, welche ſie ſonſt auf dem Rücken trug, und ſtillte den Säugling an der entblößten Bruſt. Die Alte, die neben ihr ſaß, hielt den Kopf eines zwölfjährigen Mäd-

chens auf dem Schooße und las gewisse Thierchen ab, die der Anstand nicht zu nennen erlaubt. Ein Theil der Mannschaft streckte sich im weichen Moos und schlief, während ein gewandter Gauner einige Burschen im falschen Würfelspiel unterrichtete, oder ihnen zeigte, wie man im Volksgewühle den Leuten die Taschen leeren könne, ohne daß sie es merken. Etwa ein halbes Dutzend Buben jauchzte im Dickicht des Waldes, wo sie Tannen erkletterten, um Vogelnester auszunehmen oder dürres Reis und Tannzapfen sammelten, um das Feuer zu nähren, das bereits angezündet worden. Denn hinter der Hecke an der Straße brodelte es lustig im dampfenden Kessel und rastlos drehte sich am hölzernen Bratspieß der ausgeweidete Hammel. Allmälig langten die Weiber an, die in den umliegenden Bauernhöfen Mehl und Butter gebettelt, wohl auch im Vorbeigehen die Hühnerställe geleert hatten, wie die Haufen von Eier und das erwürgte Federvieh sattsam darthat. Auch die Keller mochten nicht verschont worden sein; denn hie und da langte eine der Dirnen einen gefüllten Krug unter der Schürze hervor. Ja, ein bäumiger Kerl brachte auf seinem Nacken gar ein Fäßchen, das er, seinem zerfetzten Hemde nach zu schließen, kaum bezahlt haben dürfte.

So wurde denn gesotten, gebraten und gebacken, daß es eine wahre Herzensfreude war. Dann setzte sich die Gesellschaft der Hecke nach in's Gras. Die Mahlzeit begann. Groß schien der Hunger und größer noch der Durst. Anfänglich ging es ziemlich wortkarg zu, denn Jeder war darauf bedacht, daß er doch bei der gemeinsamen Erquickung nicht zu kurz komme. Als aber die erste Begierde nach Speise und Trank befriedigt war, erhob sich immer lauter Scherz und Gelächter. Wie Schneegestöber flogen links und rechts die derben, aber mitunter sehr gesalzenen, geistreichen Witze. Vielen Spaß verursachte der Grünhag an der Straße. Eine muthwillige Dirne hatte nämlich das Laub an den Stauden in die mit Butterteig gefüllte Pfanne eingetaucht und die Zweige wieder emporschnellen lassen, so daß am Ende die ganze Hecke wie mit Kuchen besäet war. „Wir sehen einem glücklichen Jahre entgegen," rief ein Bettler, nachdem er einen tüchtigen Zug aus der kreisenden Weinflasche gethan und schnalzend sich das triefende Maul gewischt hatte. „Wenn im Frühlinge schon die Hecken mit Kuchen blühen, was werden uns erst im Herbste die

Bäume und Reben bringen! Hurrah! Juheiſſa! die ehrſame Geſellſchaft hier ſoll leben, die Bettler, Landſtreicher und Beutelſchneider und vor Allem die ehrbaren Jungfrauen, die im Walde Hochzeit machen und hinter dem Hage in's Wochenbett kommen!"

„Schon Recht!" erwiederte ein junger Burſche, indem er ſeine lumpige, aber ſchöne Nachbarin umſchlang. „Wir ſchmausten heute wie Fürſten, aber die Hauptſache fehlt noch. Warum ſagt Niemand etwas vom Tanzen? wo bleibt die Hexe von Gäbiſtorf? die alte Elsbeth?"

„Die hat heute andere Geſchäfte," antwortete ein Bettler, den die Bande gewöhnlich Schwarzioggelis Bub oder den Waſſermann nannte. „Wenn wir heute einen Ball haben wollen, ſo müſſen wir uns mit den Muſikanten behelfen, die ſchon vorhanden ſind."

Dieſe Auskunft ſchien zwar dem jüngern Volke nicht zu behagen, allein, man mußte nun aus der Noth eine Tugend machen. Der blinde Geiger trat vor und der alte Pfeifer, deſſen Kropf beinahe ſo groß war, als der Dudelſack, den er blies. Ein Knabe ſchlug den Dreiangel. Und alſo begann der Ball. Luſtig drehten, ſingen und verſchlangen ſich die Paare auf der grünen Wieſe.

Plötzlich aber wurde der Jubel unterbrochen. Ein Bube rannte daher und ſagte, daß der Bettelvogt mit zwei Bewaffneten erſcheine. Muſik und Tanz hatte nun ein Ende. Man fing an aufzuräumen und einzupacken, und da die Geſellſchaft nicht das beſte Gewiſſen zu beſitzen ſchien, ſo machten ſich Einige aus dem Staube oder verbargen doch im Gebüſche die Gegenſtände, von denen die Polizei keine Kunde haben ſollte. Der Bettler aber, den ſie den Waſſermann nannten, ermahnte die Erſchrockenen, daß ſie doch nicht durch unzeitige Aengſtlichkeit Verdacht erregen möchten, indem der bewaffnete Beſuch wahrſcheinlich ganz andern Leuten gelte.

Einige Augenblicke ſpäter erſchien wirklich der Stadtwächter von Baden, mit einer mächtigen Helleparte ausgerüſtet. Bei ihm befanden ſich zwei andere Bewaffnete. Sie trugen eiſerne Gugelhauben auf dem Kopfe, auch hatten ſie Panzerhemden aus eiſernen Ringen über das leinene, mit Hanf geſteppte Koller angezogen. Der Schild am linken Arme und die Lanze in der Rechten deuteten darauf hin, daß es ſogenannte Reiſige oder Schildknechte waren. Als Waſſer-

mann derſelben anſichtig wurde, rief er: „Wohin, Konrad, wohin?“ „Nach der Teufelsherberge,“ verſetzte der Schildknecht. „Aber was wollet Ihr dort?“ fragte der Bettler weiter. „Das wird Dich nichts angehen,“ ſprach der Stadtwächter mit gravitätiſchem Ernſte.

„Aha!“ lachte Waſſermann, „Ihr wollet den Vogel im eigenen Neſte ausnehmen. Gebet Acht, was Ihr thut. Habet Ihr dieſen Morgen gebeichtet und eine Meſſe leſen laſſen? Ja! ja Konrad, man gebraucht Dich da zu etwas, was mancher Ritter nicht wagte. Um hundert Gulden möchte ich nicht dabei ſein.“ Nachdem die drei Männer vorübergeſchritten waren, ſagte Waſſermann zu den übrigen Bettlern: „Die Knechte des Walters von Kaſteln müſſen hier auch einen Auftrag vollziehen, vor welchem denſelben trotz der guten Bewaffnung heimlich die Haut ſchaudert.“ Und Waſſermann traf den Nagel auf den Kopf. Wir müſſen uns näher erklären.

Vermuthlich erinnert der Leſer ſich noch, daß der Ritter Walter von Kaſteln dem Herzog Johann hundert Pferde überbracht hatte als Geſchenk des Königs. Bei ſeiner Zurückkunft erzählte er dem Letztern wieder umſtändlich, in welch einer verdächtigen Stellung er geſtern Abend die Wahrſagerin von Gäbiſtorf angetroffen habe. Dieſes Mal fielen des Ritters Worte auf empfänglichen Boden. Albrecht hatte ſchon dem Argwohne Raum gegeben, der Einſiedler von Brugg ſpiele gemeinſames Spiel mit dem Erzbiſchofe von Mainz. Jetzt war er nicht ungeneigt, auch in der Hexe von Gäbiſtorf eine Kreatur des ſchlauen Prieſters zu erblicken. „Du haſt Recht,“ ſagte Albrecht nach einigem Beſinnen, „wir müſſen die Alte verhaften und einige Minuten auf die Folter legen. Vielleicht ſchwatzt ſie dann und gibt uns das Mittel an die Hand, den Pfaffen von Mainz in dem eigenen Netze zu fangen.“

Dieſes Geſchäft übertrug nun der Ritter dem Stadtwächter von Baden, dem er zwei Lanzenknechte beiordnete. Walter vergaß nicht, den drei Männern dringend einzuſchärfen, daß ſie die Schröpferin mit Niemand reden laſſen, wenn ſie etwa ſagen ſollte, dieſer oder jener große Herr am Hofe kenne ſie u. ſ. w. Die Männer verſprachen zwar pünktlichen Gehorſam, allein, ſie fingen die Sache etwas plump an. Sie verfügten ſich zuerſt in die großen Bäder hinab, wo Els-

beth in der Regel die Kurgäſte zu ſchröpfen pflegte. Als ihre Nachforſchungen hier ohne Erfolg waren, beſchloſſen ſie, die Alte in Gäbiſtorf ſelber aufzuſuchen. So kamen ſie durch das Tannenwäldchen, wo ihre Erſcheinung dem Tanze der Bettler ein unerwartetes, ſchnelles Ende machte.

„Schwarzjoggelis Bub iſt doch ein unverſchämter Strolch," hub der Bettelvogt an, nachdem ſie aus dem Gehölze getreten.

„Freilich, freilich! entgegnete der Schildknecht Konrad, „aber aus der Luft gegriffen iſt doch ſeine Behauptung nicht. Das Unternehmen, zu welchem wir da ausgezogen ſind, iſt wirklich kein Kinderſpiel und ich will verdammt ſein, wenn es mir in der Schlacht am Haſenbühel nur halb ſo Angſt war, als heute. Wie geht es Dir, Ulrich?"

„Ich mag nicht reden," erwiederte der Lanzenknecht. „Ich bin bei Gott wie verhext. Die Beine ſind mir ſo ſchwer, wie zwei Butterkübel und der Spieß in meiner Hand laſtet wie ein Weberbaum. Es reut mich fürwahr, daß wir keine Meſſe haben leſen laſſen."

„Je nun! dafür iſt es jetzt zu ſpät," antwortete der Bettelvogt. „Darum denke ich, es wäre das Beſte, wir kehrten in dieſem Wirthshauſe hier ein, eine gute Maß zu trinken."

„Topp!" rief Konrad. „Ich bin dabei. Eine Maß oder zwei. Geht dann nachher das Teufelholen an, ſo fahren wir doch nicht mit nüchternem Magen zu Hölle."

Ulrich warf ſeinen Blick auf das Wirthshaus, das an der Straße ſtand, und es dünkte ihm, der geflügelte Engel im Schilde winke ſo freundlich, daß er auf der Stelle ſich entſchloß, hier das verzagte Herz zu ſtärken. Statt aller Antwort ſchwenkte er der Herberge zu. Der Wein, den unſere Helden dort fanden, mußte nicht ſchlecht geweſen ſein; denn ſie weilten zwei volle Stunden in der Schenke. Als die Reiſigen wieder ins Freie traten, glühten ihre Geſichter, wie die untergehende Sonne und ihre Füße machten bedenkliche Schlangenlinien. Doch hatte der Rebenſaft die Wirkung hervorgebracht, daß ſie jetzt mit größerer Herzhaftigkeit dem Felſen zuwandelten, auf welchem die Hütte des übelberüchtigten Weibes ſich erhob. Bei der Teufelsherberge angekommen, klopfte der Bettelvogt drei Mal mit der Helle-

parie an der Hausthüre, allein Niemand wollte öffnen. Durch den Gedanken, daß die Frau Doktorin abwesend sein müsse, muthiger gemacht, kletterte Konrad mit Hilfe seiner beiden Genossen vor das Fenster der Apotheke. Da sah er denn gewisse Gegenstände, die ihm die Lust benahmen, mit dem übrigen Inhalte des Hauses genauere Bekanntschaft zu machen. „Ich für meine Person habe genug," sprach er, „wenn Walter von Kasteln mehr wissen will, mag er sich selbst hieher bemühen." Ulrich pflichtete ihm bei und der Stadtwächter erklärte: „Wir haben unsere Sache gethan; daß das Weib nicht bei Hause ist, kann uns nicht zur Last gelegt werden." Und also zogen sie wieder ab, wie sie gekommen waren. Bei'm Hinunterſteigen hörten sie freilich ein wildes Gelächter. Da sie aber Niemand erblickten und da der Ton, der wie Ziegengemecker klang, in den Lüften, hoch ob ihren Häuptern hinzufahren schien, so beflügelte das nur den Rückzug der drei Helden. Als sie wieder auf der Heerstraße waren, sagte Konrad: „Ich will verdammt sein, wenn ich bei dem unheimlichen Geißbockgemecker nicht gefroren habe, wie ein nasses Kalb und wenn meine Haut nicht schauderte, wie die Haut einer gerupften Henne."

Die Sache ging indessen ganz mit natürlichen Dingen zu. Ein Bettler, den wir unter dem Namen Wassermann kennen, hatte in Baden erfahren, daß die Häscher der Elsbeth von Gäbistorf auf der Spur seien, und war sogleich nach der Teufelsherberge geeilt, das Weib vom nahenden Besuche zu unterrichten. Die Alte ließ sich die Warnung nicht zwei Male geben, sondern packte einen Theil ihrer Schriften und Kostbarkeiten zusammen, verschloß die Thüre und zog sich ohne Säumen in den benachbarten Wald zurück. Dort stand sie hinter dichtem Gebüsch auf einem Felsen, wie auf einer Warte und beobachtete das Benehmen der Bewaffneten. Als der Stadtwächter und die beiden Reisigen mit langen Nasen von der Teufelsherberge abzogen, konnte sie sich nicht länger halten, sondern stieß ein wildes, ihr eigenthümliches Hohngelächter aus. Das war es, was den Helden unserer Erzählung so unheimlich vorkam.

Doch, lassen wir die Mutter und sehen wir uns dafür nach der Tochter um. Diese wandelte eben in ihrer malerischen Tracht durch den Weinberg, der über dem Städchen Brugg sich erhebt. Rosa wurde, wie wir wissen, häufig der Engel von Gäbistorf genannt.

Und dieſer Name war hier nicht bloß Schmeichelei ſüßer Herren oder alberner Gecken. Wenn ein gewiſſer rührender Zauber, wenn Anmuth, Schönheit, Unſchuld und Herzensgüte einem jungen Mädchen etwas Himmliſches verleihen können, ſo war das bei Röschen der Fall. Den Einen und Andern unſerer Leſer, die es nicht vermögen, den Menſchen in ſeinem reinen Menſchenwerthe aufzufaſſen, ſtoßt vielleicht die niedrige, rohe Umgebung, unter welcher dieſes gute Weſen ſich aufhalten mußte; bei uns hingegen vermehrt das nur noch das Intereſſe für dieſe edle Geſtalt und wir ärgern uns nicht darüber, daß der Schatten hier hart am Lichte ſich befindet, weil das Licht dadurch nur noch mehr hervorgehoben wird. Schön Röschen kam eben aus einigen Hütten, wo ſie arme Kranke beſucht und neben den Arzneien ihrer Mutter auch die eigene Baarſchaft gelaſſen hatte. Wohlthätigkeit war immer ein Hauptzug in dem Weſen dieſes Mädchens geweſen, beſonders aber jetzt. Wäre ſie die Königin der Welt geweſen, ſie hätte heut die Welt verſchenkt, um die Armen zu tröſten und die Kranken zu erquicken. Sie war ja ſelbſt ſo froh, ſo glücklich, warum ſollte ſie nicht überall die Thränen des Grames in die Zähre der Freude verwandeln? Sie liebte und wurde wieder geliebt. Die Erde, welche ihr geſtern noch ſo öde erſchien, hatte ſich in ein Paradies verwandelt.

Die Begebenheiten des verfloſſenen Tages zogen an ihrem Geiſte vorüber, wie die Gebilde eines glänzenden Traumes. Die Ueberraſchung durch den fürſtlichen Jüngling, Johanns Geſtändniß, ſein Kuß, — alles das lebte die Jungfrau in ihrer Erinnerung wiederholt durch. Das Wort: „Roſa, ich liebe Dich aus vollem, warmem Herzen," ach! dieſes Wort klang wie Halleluja des Himmels in ihre Seele und es fand ein tauſendſtimmiges Echo, das jede Saite des wunderſeligen Gemüthes durchzitterte. Sie hätte ihrer Mutter gerne gezürnt, daß ſie durch ihre rauhe Dazwiſchenkunft den ſchönſten Augenblick geſtört, daß ſie durch ihre ungemeſſenen Ausdrücke den Geliebten verletzt. Und doch konnte Röschen nicht zürnen. Elsbeth hatte ja dem Herzoge geſagt, daß er ſich ihrer Tochter nicht zu ſchämen habe, daß ſie aus fürſtlichem Blute ſtamme, ſo gut, wie er. Allerdings hatte Roſa früher oft die ärmſte Bürgerstochter um ihre ehrliche Herkunft beneidet, ſie hätte früher gerne einen ewig undurch-

dringlichen Schleier über die eigene Geburt geworfen. Und jetzt — wie seltsam das menschliche Herz doch ist! — jetzt dachte sie vielmehr an die fürstliche Abstammung, als an die ungesetzliche Verbindung ihrer Mutter. Sie hatte gehört, daß der König den diesfälligen Makel vom schuldlosen Kinde wegnehmen könne. „Leicht wird es freilich nicht sein," dachte Röschen, „aber Du liebst mich, edler Johann und Deine Rosa liebt Dich auch und was sollte treuer Liebe unmöglich sein?" Mit diesen Worten schaute die Jungfrau von einer Anhöhe nach dem Thale hin, wo das Städtchen Baden im romantischen Bergkessel liegt. Umflossen vom Verklärungsglanze inn'ger Sehnsucht breitete sie die Arme aus nach dem Gegenstand ihrer Liebe und betend erhob sie den seelenvollen Blick nach dem Himmel.

„Jungfer Rosa! Jungfer Rosa!" mit diesem Zurufe wurde das Mädchen aus den süßen Träumereien aufgeweckt. Der Ruf kam von einem Manne her, der querfeldein lief, von dem Bauer eines benachbarten Lehnhofes. Dieser erzählte keuchend und von Schweiße triefend, es liege in seinem Hause ein unglücklicher Mann, der einen schweren Fall gethan. Nirgend sei Hilfe zu finden, denn der Doktor von Brugg sei gen Baden geritten und der Scherer so betrunken, daß er weder stehen noch gehen könne. Daher werde die Jungfrau Rosa gebeten, daß sie sich nach dem Bauernhause verfügen möchte, ob sie vielleicht noch ein Mittelchen wüßte für den Kranken, der ohne ärztlichen Rath zu Grunde gehen müßte.

Schön Röschen willfahrte dem Bittenden gerne und folgte demselben in die Hütte, wo der Kranke sich befand. Ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, lag der Gefallene auf einem Strohlager. Den Mann mit dem langen, weißen Barte, mit dem dunkeln, durch einen Strick zusammengehaltenen Kleide, diesen Mann hatte die Jungfrau schon oft gesehen. „Das ist ja der Einsiedler von Brugg, der fromme Bruder Berchtold!" rief sie.

Röschen hatte Recht. Von der Wichtigkeit des ihm gewordenen Auftrages durchdrungen, war der Eremit von Rheinfelden fortgeeilt, als säße er auf den Flügeln des Windes. Allein, sei es nun, daß der Renner vor einem Baumstamm erschrack und einen Seitensprung machte, oder daß dem Klausner Aug und Hand und Knie nicht mehr so zuverlässig diente, wie in jüngern Jahren, genug, das Roß stürzte.

Einige Holzhauer, die unweit von der Straße arbeiteten, sahen das Mißgeschick des Bruders und zogen ihn halbtodt unter dem Pferde hervor. Noch lag er bei der Ankunft des Mädchens von Gäbistorf in tiefer Ohnmacht. Mit Hilfe einiger Arzneimittel, die Rosa zufällig bei sich hatte, brachte sie den Bewußtlosen zur Besinnung, worauf sie ihm die Wunden verband und einige Ueberschläge von kaltem Wasser machte.

„Was ist das? wo bin ich?" fragte Berchtold. Als man ihm sagte, was ihm begegnet sei, kehrte die Erinnerung zurück und er seufzte: „Das ist ein unglücklicher Fall und die Zögerung, die er verursacht, kann von verderblichen Folgen sein. Und doch sind meine Schmerzen zu groß, als daß ich dieses Bett verlassen könnte. Daß ich doch Jemand hätte, um den Brief nach Baden zu schicken." „Es wird sich schon Jemand finden," entgegnete Röschen. „Mag sein," sprach der Einsiedler, „aber die Person sollte zuverlässig sein; es ist ein Auftrag, den ich nicht Jedermann anvertrauen kann." „Ehrwürdiger Vater, wenn ich im Stande sein sollte, die Sache auszurichten, so wird es mir am Willen nicht fehlen. Auch ist mein Fuß leicht, ich werde bald den Weg zurückgelegt haben."

Verwundert und erfreut sah der Einsiedler die Jungfrau an und sagte: „Willst Du das thun? Ja! Du bist immer ein gutes und frommes Kind gewesen, Dir darf ich schon vertrauen. Gehe, aber kehre in Gäbistorf nicht an. Nimm diesen Brief und trage ihn auf den Stein in Baden, zum König. Alsdann verfüge Dich zum Herzog Johann und sprich zu ihm, der Bruder Berchtold lasse ihn freundlich grüßen und dringend bitten, daß er sich vor einer gewissen übereilten und sündlichen Handlung hüte. Er habe noch mehr Freunde, als er glaube, und es seien noch bessere Mittel übrig, um dem Waisen zum Rechte zu verhelfen. Aber Du sagst solches dem Fürstensohne unter vier Augen, es darf die Warnung sonst Niemand hören. Verstehst Du? Knie nieder und empfange meinen Segen. Laufe! ich will inzwischen für Dich beten; laufe, Rosa! Du rettest dadurch vielleicht ein Menschenleben und eine Menschenseele. Was erbleichest Du? und was zittert Deine Hand? Armes Kind! fürchte Dich nicht; diese Großen der Erde sind Menschen, wie wir; Herzog und König mangeln des Ruhmes vor Gott so gut, wie der geringste ihrer Knechte."

„Aber," ſtammelte das Mädchen, „o Gott! was will er thun? Ich will ihn ſchon warnen; aber wird er mich auch verſtehen? Ich meine den Herzog."

„Suche nicht näher in dieſes Geheimniß einzudringen. Was der alte, lebensmüde Klausner kaum trägt, wäre zu ſchwer für der Jungfrau zarten Sinn. Richte dem Herzog Johann meinen Gruß getreulich aus. Der Unglückliche wird den Wink nur zu gut verſtehen. Gehab Dich wohl! fort! Gott mit Dir! Beflügle Deinen Fuß."

Das Mädchen war während der Rede des Einſiedlers niedergekniet und hatte den Segen des frommen Greiſen empfangen. Jetzt eilte ſie davon. Röschen wußte nichts vom Mordplane, der im Garten des Hinterhofes gefaßt worden, ſie ahnete nichts von dem Beſuche, den Johann dieſen Morgen in der Teufelsherberge gemacht. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel fiel des Klausners Wort in ihr von Liebe durchglühtes Herz. Der Eindruck, den dasſelbe in letzterm hervorbrachte, läßt ſich nicht beſchreiben. War das Wort auch dunkel, ſo errieth, Röschens heller Geiſt doch den Sinn desſelben nur zu bald. Sie war einen Augenblick einer Ohnmacht nahe. Aber die Furcht, ihr eigenes Geheimniß den Augen des Eremiten zu verrathen, und der Gedanke, daß Johanns Schickſal in ihre Hand gelegt werde, gab ihr Kraft, die Schwäche zu bezwingen.

Es währte nicht lange, ſo hatte Roſa eine bedeutende Strecke Weges zurückgelegt. Schnell, aber doch mit etwelcher Mäßigung, wie der weibliche Anſtand ſie gebot, ging's durch Weiler und Dörfer dahin. War aber die Jungfrau auf freiem Felde, ſo ſetzte ſie jegliche Rückſicht bei Seite; ſie rannte, ſie flog, ſo viel der behende Fuß Boden gewann. Das wallende Haar ſtrömte rückwärts im Winde, das Auge flammte, die Wange glühte und hörbar ſchlug der wallende Buſen. So dachten ſich die alten Griechen des Schöneus Tochter, die flüchtige Atalanta. Mehr als ein Wanderer wendete ſich erſtaunt nach der ſchönen Läuferin um, die ohne Gruß und mit leichtem, geflügeltem Schritt, wie eine Gazelle, an ihm vorüber geſchwebt war. „Daß ich doch nicht zu ſpät komme, daß ich meinem Geliebten zum ſchützenden Engel werde" — das war Roſa's einziger Gedanke. Schon lag Brugg, Gäbiſtorf und die Reuß im Rücken, ſchon nahte ſie dem Königsſchloſſe von Baden. Siehe! da ſtanden drei Bewaffnete auf der Straße.

„Alle Wetter! wie das Mädel laufen kann! Warum so eilig, Jungfer? Haben ſie eine Eierleſe da drunten in Brugg? habt Ihr eine Wette eingegangen? oder brennt es! Halt! und gib Antwort Der Teufel ſoll mich holen, wenn mir die ſchmucke Dirne vom Flecke kommt, bevor ich ihr einen tüchtigen Schmatz aufgedrückt habe.“

So ſprach der Schildknecht Konrad, dem Mädchen den Spieß vorhaltend. „Laß mich!“ rief Röschen, „ich muß ſchnell zum Herzog Johann.“

„Was? zu dem böhmiſchen Knaben, von welchem ſie ſagen, er ſoll ein Pfaffe werden. Hat der Dich herbeſtellt? Der unmündige Vetter mag warten; bleibe Du lieber bei ehrlichen Schildknechten, wie wir ſind,“ erwiederte Konrad.

„Um Gotteswillen! verſperret mir den Weg nicht!“ flehte Röschen, „ich muß zum König.“

„Nein! nein! packet die Dirne, der Fang iſt wichtiger, als Ihr glaubet,“ fiel der Stadtwächter ein, „wiſſet Ihr nicht, daß dieſes die Tochter der alten Elsbeth iſt. Fort, zu Walter von Kaſteln.“

„Wenn ſie aber zum Könige ſoll?“ entgegnete Ulrich, der einiges Mitleid mit dem ſchönen Mädchen fühlte, „die Jungfer ſagt ja, ſie habe etwas bei'm Könige auszurichten.“

„Poſſen! Poſſen!“ verſetzte der Stadtwächter, „dieſes Lumpenpack ſagt Vieles. Wer dieſen Strolchen Alles glauben wollte!

„Aber ſehet doch! hier iſt ja der Brief, den ich dem Könige bringen ſoll.“

Dieſes Aktenſtück machte freilich die Männer ſtutzig. Der Stadtwächter gab das Schreiben dem Konrad, dieſer reichte es dem Ulrich und der Letztere ſtellte es dem Stadtwächter zurük. Ein bedenkliches Kopfſchütteln ging von Einem zum Andern, und mit Recht, Von den drei Helden allen konnte nämlich kein einziger leſen. Ihre Verlegenheit war nicht klein. Endlich wurden ſie räthig, Konrad ſoll die Gefangene auf die Bettlerherberge führen, während der Stadtwächter und Ulrich ſich mit dem Briefe zu Walter von Kaſteln verfügen, um in Sachen neue Verhaltungsbefehle einzuholen.

22.

Man kann lächeln und immer lächeln und doch ein Schurke ſein.

„O voyez! je vous prie! wie ſchön die Mamſell iſt! was will verfluchter Eſel von Schildknecht, daß er führt die Jungfrau, als habe er gefangen eine alte Bettelhexe. O sacre! Müßten wir nicht gehen alle beide directement bei königlich Majeſtät zu Mittageſſen: ma foi! ich würde ſchlagen dem Schildknecht entzwei die Rippen und würde ſprechen zu Mamſell: Schön Kind! geb Sie mir einen Kuß! Ich bin Err Theobald von Blamont, ſeh Sie mich an! Will Sie nicht ſchlafen bei mir?“

Alſo redete der welſche Ritter im Vorübergehen zu ſeinem Begleiter, dem Herrn von Finſtingen. Dabei unterließ er nicht, dem Engel von Gäbiſtorf eine zierliche Verbeugung zu ſchneiden und dem Mädchen mit der Hand einen Kuß zuzuwerfen. Allein das gute Röschen achtete der Galanterie des ſtattlich geputzten Ritters nicht. Dasſelbe war auch der Fall bei'm Herrn von Finſtingen, der dem lauten Entzücken ſeines geſprächigen Begleiters ein tiefes Schweigen entgegenſetzte.

„O ſchade! daß es hat ſo ſchöne Mädchen chez les bêtes Allemands. Deutſch Maun verſteht, ſich zu ſchlagen mit die Männer, aber er hat kein savoir fair bei die Damen.“ Alſo ſeufzte der Welſche mit komiſchem Aerger.

Es hatte indeſſen ſeinen guten Grund, daß er mit ſeinen Artigkeiten ſo geringen Anklang fand. Auch Finſtingen war, wie Röschen, in dieſem Augenblicke mit ganz andern Dingen beſchäftigt. Er gedachte der zweideutigen Rolle, die er zu ſpielen gezwungen war, und der Gefahr, die über ſeinem Haupte ſchwebte, ſowohl von Seite des Königs, als auch von Seite des Herzogs Johann; zwar hatte er nach der Vorſchrift des Bruders Berchtold den König gewarnt, und die Warnung war von dieſem gnädig aufgenommen worden. Aber Albrecht hatte ſich geweigert, dem Neffen das väterliche Erbe herauszugeben, weil er das Ganze für ein angelegtes Spiel des Churfürſten von Mainz anſah. Wie nun, wenn die Ver-

ſchwornen wirklich inzwiſchen einen Angriff auf das Leben des Königs wagen würden? wenn die That mißlänge? Oder wenn ſie den Ritter an das Verſprechrn in vergangeuer Nacht erinnerten und ihn zur Erfüllung aufforderten? Was ſollte er in dieſem Falle thun? Sagen, welchen Schritt er bei Albrecht verſucht, oder ſchweigen? Mußte nicht Beides ihn bei Johann und ſeinen Freunden in den Verdacht der Verrätherei bringen?

So wogte es in der Seele des ſchwachen Mannes auf und ab, als er am Morgen von der Königsburg nach ſeiner Herberge zurück gekehrt war. Dieſe Unruhe wurde noch vermehrt, als ſein Knappe ihm meldete, daß die Ritter Wart, Balm und Eſcheubach dem Hauſe ſich nähern. „Sag' ihnen," rief Finſtingen, „ich ſei nicht wohl; nein! ich ſei ausgegangen und komme in einer Stunde wieder zurück." Dann lief er im Zimmer hin und her und ſeufzte: daß doch Berchtold bald käme oder daß ich doch wüßte, was der Einſiedler in Rheinfelden ausgerichtet hat."

Dieſe Unruhe entging dem ſcharfen Blicke des welſchen Ritters nicht, der mit Finſtingen das Zimmer theilte. „Ah! traurig mon cher! ſehr traurig? Warum ſo hängen die Kopf und ſo ſpazier die Stube hin und her? Monsieur le Chevalier de Finstingen hat ſonſt immer gehabt bon courage; warum jetzt ſo kaput? Iſt Madame untreu geworden, fehlt das Geld, hat böſer Nachbar die Burg verbrannt? Was iſt arrivirt? Herausgeſagt franchement! Diable m'em Port, ich will helfen brüderlich. Ich will zeigen ſchönere Frau, ich will geben meine Börſe, ich will todtſchlagen den Feind."

Theobald von Blamont wurde ſo dringend und wußte trotz ſeines gebrochenen Deutſches ſo viel von Freundſchaft, von fraternité et fidelité zu ſprechen, daß Finſtingen zuletzt nicht länger widerſtehen konnte, ſondern dem liebenswürdigen Schwätzer die ganze Geſchichte erzählte. Blamont hörte ſehr aufmerkſam zu, ſein Auge brannte und ein ſchlaues Lächeln flog mehr als ein Mal über die feinen Züge ſeines ächt franzöſiſchen Geſichtes.

„Und das habet Ihr geſagt dem Eremiten?" rief Blamont, „Pardon! das war ein verflucht dummer Streich. Der Waldbruder iſt ein Spitzbube, der wird hingehen zu der Königin, wie es alleweil machen die verdammten Pfaffen, und wird verrathen Alles und

wird kriegen großen Lohn, Mensieur le Chevalier de Finstingen aber wird abziehen mit langer Nase. Denket, ich habe gesagt das."

Finstingen versicherte, daß er den frommen Berchtold Strebel zu gut kenne, um eine solche Niederträchtigkeit von seiner Person zu befürchten. Hingegen verbarg er nicht, daß er dem Besuche der Verschwornen mit etwelcher Bangigkeit entgegen sehe, indem er nicht wisse, ob er ihnen etwas und wie viel er ihnen mittheilen solle von dem, was inzwischen sich zugetragen.

„O! wenn nur das ist," erwiederte Blamont, „so seid nicht traurig deshalb. Lasset mich machen! Ich will schon arrangiren die Sache comme il faut. Ich bin gewesen Page am Hofe von Frankreich. Da habe ich gelernt die politique, je vous assure."

In diesem Augenblicke meldete Finstingens Knappe die drei Ritter Wart, Balm und Eschenbach. „Entrez! entrez! Messieurs!" schrie Blamont, indem er die Thüre öffnete und die Treppe hinabflog. Er umarmte alle drei der Reihe nach. O, que je suis charmé de vous voir ici! Chevaliers Rudolf von Balm und von Wart seid liebe cousins. O, meine cousine, die Frau Gertrud von Wart, sie war immer eine fille aimable und ich mache Monsieur le Chevalier de Wart mein Compliment, zu besitzen einen Schatz, wie Frau Gertrud! O, bon jour! Monsieur Chevalier d'Echenbach! O, Pardon! ich kann nicht wohl aussprechen den Namen, aber ich liebe sehr den Mann; denn die Freunde meiner Freunde sind allezeit auch meine Freunde."

Nachdem Blamont auf diese Weise die Ritter in das Zimmer geführt hatte, erzählte er auf die ungezwungenste Art von der Welt: Es sei dem Könige heute durch den Wirth des Hinterhofes angezeigt worden, daß in vergangener Nacht der Herzog Johann und seine Freunde sich im Garten daselbst wider das Leben des Königs verschworen, laut der Aussage eines Küchenjungen, der zufällig das Gespräch der Ritter belauschte. Albrecht habe zwar der Anzeige keinen Glauben beigemessen, jedoch ihn, den Theobald von Blamont, und den Herrn von Finstingen gefragt, ob sie nichts Verdächtiges wahrgenommen. Sie beide hätten aber den König versichert, sie seien in vergangener Nacht nie von der Seite des Herzogs gewichen und können bezeugen, daß jede Angabe der Art Lüge oder Mißver-

ſtand ſei. Wohl habe man bei Anlaß der ſonderbaren Lufterſcheinung von dem Biſchofe von Baſel und ſeinen Abſichten wider das Leben des Königs geſprochen. Das habe vielleicht der Küchenjunge gehört und falſch gedeutet.

„Und was ſagte der König dazu?“ fragte Eſchenbach.

„O, der war sacrement en colère wider den Wirth im Hinterhofe,“ antwortete Blamont. „Sa Majesté nannte ihn einen Spitzbuben, daß er verleumde ſeinen Neffen. Und nun, was paſſirte? Monsieur le Chevalier von Finſtingen fiel auf die Knie vor dem König und bat, daß er möchte geben das väterliche Erbe ſeinem Neffen. Was ſpricht der König? Nein! meine Herren, das kann jetzt nicht ſein alſo. Aber ſchauet, was ich will thun. Hundert Pferde will ich heute noch ſchicken dem Prinzen, daß er erkenne, wie ihn liebet mein königlich Herz.“

„Iſt das wahr?“ fragte Balm, einen forſchenden Blick auf Finſtingen heftend.

„Daß ich den König auf meinen Knieen anflehte, er möchte doch dem Herzog Johann das väterliche Erbe auszuhinzugeben — das hat ſeine Richtigkeit,“ verſetzte Finſtingen.

„Schon gut, ſchon gut,“ fiel Rudolf von Wart ein. „Der Herzog weiß ſicher dieſe Verwendung zu würdigen, obgleich er in Zukunft ſolcherlei Fürbitten von Seite ſeiner Freunde weder bedarf noch begehrt. Denn er vertraut unbedingt der Huld ſeines Königs, von deſſen wohlwollender Geſinnung er heute einen neuen Beweis erhalten. Was geſtern im Hinterhofe geſprochen worden — das weiß ich heute nicht mehr. Der Abt von St Gallen ſparte den Wein nicht; und ſo habe ich wenigſtens ihn empfunden — und vielleicht die Andern auch. Was aber bei'm Humpen geäußert wird, das kann man nicht auf der Goldwage abwägen. Eigentlich ſind wir nur hergekommen, um uns zu erkundigen, wie die beiden Herren geſchlafen, und ihnen einen guten Morgen zu wünſchen.“

So bemühte ſich Rudolf von Wart, ein näheres Eintreten über den Gegenſtand zu verhüten und dem Ganzen, wo möglich, eine unſchuldige Deutung zu geben. Einige Augenblicke ſpäter verabſchiedeten ſich die beiden Ritter.

Finſtingen war wie verſteinert geweſen, als er hörte, mit wel-

cher Ungezwungenheit Blamont den drei Rittern sein Mährchen vorlog. Kaum hatten diese das Zimmer verlassen, so fing er an, dem Welschen Vorwürfe zu machen. Allein dieser lachte ob dem Tadel. „O, was das sind für ehrliche Leute die Deutschen. Ich habe Euch geholfen aus großer Verlegenheit. Jetzt aber, wo Ihr solltet kommen und sagen: Je vous suis bien obligé! scheltet Ihr mich einen Lügner. Lügen, wenn man damit hilft einem guten Freunde aus Verlegenheit, ist keine Sünde."

„Ob aber damit etwas geholfen ist?" entgegnete Finstingen. Und mit Recht! Hätte er im Herzen des welschen Ritters lesen können, so hätte er Ursache zu neuen Sorgen gehabt. Dem ränkesüchtigen Manne waren die Eröffnungen des schwachen Finstingen sehr erwünscht gekommen. Er erblickte darin ein Mittel, sich beim Könige in Gunst zu setzen, und war fest entschlossen, am gleichen Tage noch das ganze Geheimniß an Albrecht zu verrathen. Diese bösen Absichten verbarg er freilich unter Scherz und Lachen.

Finstingen bedauerte zwar im Innern, daß er sich so in die Gewalt des Welschen gegeben. Aber es war nun geschehen. Auch er mußte zum schlimmen Spiele gute Miene machen. Und so kleideten beide Männer sich an und begaben sich durch die Gassen des Städtchens hinauf nach dem Steine von Baden, wo sie zum Mittagmahle an der königlichen Tafel eingeladen waren.

Da begegneten sie dem schönen Röschen von Gäbistorf, das von dem Schildknechte Konrad in die Gefangenschaft geführt wurde. Blamont kam schier außer sich vor Entzücken. Aber seine französischen Artigkeiten fanden kein Gehör, weder bei der Jungfrau, noch bei dem Begleiter."

23.

Die Riesenpastete und der Zwerg.

Pater Anselmus stand in seiner Schulstube und verrichtete das saure Tagewerk, das ihm der liebe Herrgott, oder, wie er selber manchmal sagte, die Mißgunst des Abtes auferlegt hatte. Wir haben

zwar allen Grund zu glauben, daß er mit dieſer Aeußerung des Unmuthes ſich und dem Abte Unrecht that; denn die Natur deutete mit Fingern auf ihn hin und ſagte: Magister esto! der ſoll Schulmeiſter ſein! Er hatte zwar nicht die Würde jenes Dorfſchulmeiſters, der, als der König in ſeine Stube trat, unerſchütterlich ſeinen Hut auf dem Kopfe behielt, damit ſeine Buben nicht ahnen, daß es im Königreiche noch einen Mann gebe, der mehr ſei, als ihr Schulmeiſter. Er war vielmehr eine Art von Ecce homo des Schulmeiſterſtandes, den ſchon die Natur zum Kreuzträger für das Golgatha der Schulſtube beſtimmt zu haben ſchien. Eine lange, hagere Geſtalt mit einem länglichen Kopfe, deſſen Scheitel ſich hinten zuſpitzte wie das Haupt eines Chineſen, mit bleichen, magern Händen, die er aus ſeinen weiten Aermeln hervorſtreckte, wie die Glieder einer Mauerſpinne — ſo wandelte Anſelmus mit ſtark gebogenen Knieen gleich einem Storche durch die hallenden Gänge des Kloſters Wettingnn, oder beſſer geſagt, er duckte ſich ängſtlich den Wänden und Mauern entlang, indem er beſtändig nach der Seite hinſchielte, als fürchte er ſich, der gnädige Herr oder ein anderer ſeiner Obern möchte an ihm vorüberſchreiten und nicht genug Platz finden für die hohe Würde und die ſtattliche Geſtalt. Gewöhnlich trug er das Brevier oder ein anderes Büchlein in der Hand, auch guckte ihm nicht ſelten ein Büſchel Federn oder eine Papierrolle unter dem nachläſſig herabhängenden Kleide hervor. Trotz dieſer äußern Weihe zum Schulamte wurde es indeſſen dem guten Pater doch ſchwer, in der Schulſtube die gehörige Mannszucht zu handhaben. Die einen der Kloſterbuben waren ſo ungelehrig, daß Anſelmus ſich täglich nach dem berühmten Nürnberger Trichter ſehnte, mit welchen man ſolchen Eſeln das Leſen und Schreiben eingießen könnte; die Andern aber waren wahre Galgenſchlingel, die dem Profeſſor tauſendfachen Schabernack anthaten. Daher wußte der Mann oft nicht, was anfangen. Er wechſelte mit Liebe und Strenge; er lehrte, mahnte, klagte, drohte, ſchimpfte, fluchte, ſtampfte, prügelte — und gewöhnlich war Alles umſonſt.

Auch am erſten Maitag des Jahres 1308 verſuchte Anſelmus alle Abſtufungen dieſer Tonleiter. Da ſtand der Mann in der ſchwarzen Stube mit dem Haſelſtock in der Hand. Vor ihm feſtlich geſchmückt die Knaben und Mädchen. Letzteres dürfte in einem Mönchskloſter

etwas auffallend erſcheinen; allein das Auffallende wird ſich ſogleich verlieren, wenn wir bemerken, daß die Mädchen von dem Kloſter Fahr herabgekommen ſeien, um dem Aufzuge beizuwohnen, welcher unter der Leitung des Pater Anſelmus vor ſich gehen ſollte. Anfänglich ließ Anſelmus einzelne Knaben und Mädchen vortreten, gewiſſe Bewegungen machen und bald lateiniſche, bald deutſche Verſe herſagen. Ein feierlicher Geſang ſollte den Schluß des Aktes bilden. Kaum waren aber einige Noten geſungen, ſo ſtockte der Chor — die Mädchen kicherten, und die Buben brachen in ein ſchallendes Gelächter aus. Der Mönch ſtutzte — er verwies den Mädchen ihre Unartigkeit mit freundlichem Schmunzeln und — gab den zunächſt ſich befindenden Buben ein paar Ohrfeigen. Der Chor begann auf's neue und bei'm dritten Takte ertönte wieder ein ſchallendes Gelächter. Und wer hätte das den jungen Leuten verargen können? Hinter dem großen Kachelofen der Schulſtube war ein Fenſterchen angebracht. Während nun das Singen im beſten Zuge iſt, öffnet ſich das Fenſterlein und hineinguckt ein äußerſt poſſierlicher Kerl, Kuni von Stocken, der Hofnarr des Herzogs Leopold. Dreht der Pater ſich um, bückt der Hofnarr ſich nieder. Schaut der Profeſſor gegen die Schüler, ſingt er und ſchlägt den Takt: flugs! ſtreckt der Schalk den Kopf zum Fenſter herein, thut das Maul auf und ahmt die Taktſchläge des Kapellmeiſters nach. Letzterer ahnt freilich von der Nähe des Spaßmachers nichts, und die Schüler wagen nicht, den Grund ihrer Heiterkeit anzugeben. Der Geſang beginnt zum dritten Male und mit demſelben Erfolge. Da reißt dem Scholarchen der Faden der Geduld; mit wüthendem Toben ſchwingt er links und rechts den Haſelſtock. Alles weint und heult. Der Zwerg aber lacht in die Fauſt, denn er hat ſich jetzt dafür gerächt, daß geſtern Abend einige Kloſterſchüler das Signal zu ſeiner Verfolgung gegeben. Zwar wurden auch in dieſem Sturm die Mädchen noch geſchont; allein der Schrecken oder das Mitleid bemächtigten ſich ihrer dergeſtalt, daß ſie laut aufſchreiend nach dem Fenſterchen wieſen und den Schalk verriethen, der all' dieſes Unheil angerichtet. Bevor Anſelm nachſehen konnte, öffnete ſich die Thüre und Kuni ſchwang ſich im Rade über Bank und Tiſch weg zu den Mädchen hinauf. Dann machte er dem Profeſſor eine zierliche Verbeugung und ſprach:

„Ehrwürdiger Vater, laßt doch das Singen und machet, daß das bewußte Ding auf das Schloß hinauf gebracht wird. Der Herzog hat schon zwei Mal nach der Limmat gesehen, ob das Schiff nicht komme."

Der Schulmeister war ganz verblüfft, daß er an einer Arbeit überrascht worden, die, wie er selbst fühlte, seiner christlichen Sanftmuth nicht sonderlich zur Ehre gereichte. Er stand eine Weile schweigend da und mit offenem Munde, wie wenn er die Worte des Zwerges nicht verstanden hätte. Als aber Kuni seine Mahnung wiederholte, trat dem armen Anselmus der helle Angstschweiß auf die Stirne. Er bückte sich vor dem Hofnarren des Herzogs, als ob dieser der Herzog selbst oder gar der König wäre, und versuchte, über die Verspätung eine Entschuldigung herzustottern. Er fing also an: „Gnädiger Herr Hof — Herr Hof — :" Da aber das „Narr" nicht über die Lippen wollte, so blieb der Rest der Rede zwischen den Zähnen hangen. Um aber seine Verlegenheit einigermaßen zu verbergen und dem königlichen Boten seine Willfährigkeit zu beweisen, drehte sich der Mönch nach den Schülern um, streckte den langen Rücken, runzelte die Stirne, bließ die Nasenlöcher auf und schrie wie besessen: „Habet Ihr's gehört? Ihr Schlingel! Fort in Eure Zellen! der Aeskulap und der Pilger sollen sich schnell ankleiden. Holet die Blumenkränze für die heilige Verena. In einer Viertelstunde fährt das Schiff ab."

Wirklich schwamm eine Viertelstunde später ein mit Kränzen und bunten Bändern, Wimpeln und Segeln reich verziertes Schiff die Limmat hinunter. Vier als Bären verkleidete Männer führten die Ruder; sechs als Wölfe vermummte Musikanten spielten eine köstliche Melodie. In Baden angelangt, begab sich der abenteuerliche Zug unter der Leitung des Paters Anselmus zum Steine hinauf. Zuerst kam der heilige Georg, der trieb eine in Pelz gehüllte Figur vor sich her, die offenbar den Winter vorstellte. Im folgte der Mai mit einem blühenden Zweige in der Hand. Dann erschien eine ehrwürdige Gestalt, welche man an dem mit einer Schlange umwundenen Stabe sogleich für den Gott Aeskulap erkannte; ihm zur Rechten ging die heilige Verena, die Schutzpatronin der Bäder, mit einem Kruge in dem Arme; zur Linken aber wandelte seine Tochter, die

Göttin Hygieia, die eine Schaale mit Gerstenbrod hielt, woran eine Schlange sich labt. Hinter ihnen kam ein Mann mit aufgeschürztem Gewande, einen Pilgerstab in der Hand, eine Kürbisflasche an der Seite und einen mit einem goldenen Sterne geschmückten Muschelhute auf dem Haupte. Das sollte den Grafen Heinrich von Rapperswil vorstellen, mit dem Beinamen der Wandelbare, der bekanntlich der Stifter des Klosters Meerstern von Wettingen war. Auf ihn folgten die vier wie Bären vermummten Schiffer, welche auf einer Tragbahre eine mächtige Pastete trugen, über die ein grünes Zelt ausgespannt war, auf dessen Spitze ein gelb und schwarzes Fähnlein wehte. Den Schluß machten die als Wölfe verkleideten Musikanten und die mit stattlichen Weinkrügen und Sestern beladenen Klosterschüler.

Diese seltsame Mischung von Thiergestalten, heiligen Bildern und mythologischen Personen mag vielleicht den Leser befremden. Allerdings dürften der Abt von Wettingen und sein Schulmeister, der Pater Anselmus, welche gemeinschaftlich den Gedanken dieser Prozession zur Welt brachten, nicht ganz von dem Vorwurfe der Pedanterie zu reinigen sein. Indessen war der Geschmack überhaupt nicht die eigentliche Stärke des Mittelalters. Daher nahm auch König Albrecht keinen Anstoß an dem Zuge, sondern er lächelte (wenn man anders das Verziehen des Mundes ein Lächeln nennen kann), als die Klosterzöglinge in Saal traten, wo der König mit seinen Churfürsten, Herzogen und Rittern zu Tische saß. Alsbald erhob sich der Abt von Wettingen, der auch zur Tafel geladen worden, von seinem Sitze und sprach sich demuthsvoll vor Albrecht verneigend aus: „Eure königliche Majestät verzeihe, daß die Schüler meines Gotteshauses es wagen, ihre Aufwartung zu machen.“ „Nun, was haben uns denn die Jünger des heiligen Bernhards vorzubringen?“ fragte der König.

Die Antwort wurde in Versen abgegeben, aber wir hüten uns wohl, unsere Leser mit denselben zu behelligen. Der Inhalt war ungefähr folgender. Der heilige Georg habe den Winter verjagt und der Mai die Gegend von Baden mit Blüthen geschmückt, um den Herrn der Christenheit würdig zu empfangen. Aeskulap versicherte bei seinem Schlangenstab, daß die Lüfte dieses Thales rein und heil-

sam seien. Die heilige Verena pries die Schätze der warmen Quellen, welche sie schon aus grauer Vorzeit an Reiche und Arme zu spenden pflegte. Und die Hygieia sprach, sie sei von der Mutter Gottes auf die Erde geschickt worden, um die Bitten der römischen Königin zu erfüllen und ihren erlauchten Gemahl mit der Gesundheit zu beglücken. Endlich erschien Heinrich von Rapperschwil, der Gründer des Klosters Wettingen, in Pilgertracht, und erzählte, daß er auf dem Libanon gewesen und daß ihm ein kurdischer Emir hier ein Geschenk an den König Albrecht mitgegeben, auf welches ein prophetischer Einsiedler geschrieben habe, was sich 1308 zutragen solle. Bei diesen Worten stellten die als Bären vermummten vier Männer die Pastete auf den Tisch, die bisher unter dem grünen Zelte verborgen gewesen. Die Pastete war 200 Pfund schwer und stellte einen mit Schnee bedeckten Berg vor, auf welchem Sennhütten, weidende Heerden, Felsen und Wasserfälle zu schauen waren. Am Fuße des Berges sah man einen König von vielen Rittern umgeben, vor ihm lagen gefesselte Bauern, gefaltete Hände erhebend. Im Hintergrunde stiegen die Flammen eines brennenden Dorfes und ein Galgen empor, an welchem ein halbes Dutzend Aufrührer hiengen. Die Weissagung war deutlich genug; eine unheimliche Röthe fuhr über das Gesicht Albrechts, als er die Pastete betrachtete, und die Ritter lachten über den klugen Einfall der Mönche von Wettingen.

So weit gieng Alles gut. Jetzt sollten die Klosterschüler aber noch ein Lied singen. Pater Anselmus schlug den Takt vor, feierliche Stille entstand im Speisesaale. Horch! da ertönte es wie Hahnenruf: Kikerekikehih! Unwillig schauten der König und die Churfürsten über die Tische hinab. Niemand wußte, wer die Ungezogenheit begangen, aber die Klosterschüler hatten die Stimme des Hofnarren auf der Stelle erkannt. Der begonnene Gesang stockte — die Mädchen kicherten, die Buben lachten. Anselmus stand wie auf glühenden Kohlen, er nickte mit dem Kopfe, er schnalzte mit der Zunge, er hustete. — Umsonst! die Melodie verstummte. Der Pater wußte sich weder zu rathen noch zu helfen — bis ihm der Abt von Wettingen einen Rippenstoß gab und mit der Hand nach der Thüre wies. Der Pater verstand das Zeichen und ließ es sich nicht wiederholen, er schnitt einen verlegenen Bückling nach dem Baldachin hin, unter

welchem der König saß, und zog kleinlaut und wie mit Wasser begossen sammt seinem Aeskulap, seiner heiligen Verena und seinen Bären und Wölfen ab.

Jetzt lag es dem Abte Konrad von Wettingen ob, den übeln Eindruck zu verwischen, welchen die Unartigkeit seiner Klosterbuben hinterlassen. Rasch faßte er einen der zahlreichen Weinkrüge, welchen die Schüler auf den Tisch gestellt hatten, und füllte sich den Humpen. Dann erhob er sich und rief mit einer wahren Stentorstimme: „Ihr Fürsten und Herren! ich erlaube mir, einen Trinkspruch auszubringen. Er gilt dem Ruhme und dem Siege unsers allergnädigsten Herrn und Gebieters. Vivat Seiner Majestät, König Albrecht! pereat die Schweizerbauern! Gerechte Züchtigung den Waldstätten."

Der Abt hatte die Saite getroffen, die allgemeinen Anklang fand im ganzen Saale. Wild klirrten die Becher. Nur Herzog Johann und seine Freunde stellten die Humpen ab, ohne Bescheid zu thun. Allein dessen achtete man nicht bei dem Jubel, der alle Lippen und alle Herzen erfüllte. „Wer hat vorhin die Unverschämtheit begangen, zu krähen, wie ein Hahn?" fragte Albrecht den Herzog Leopold. Dieser raunte dem Vater etwas in's Ohr, indem er dabei auf die riesenhafte Pastete hindeutete, welche in der Mitte des Tisches stand Die Runzeln verschwanden von der Stirne des Fragenden, Albrecht verzog ein wenig den Mund und es schien, als ob die Majestät lächeln wollte. Das genügte. Das Zeichen war gegeben. Obgleich keiner der Anwesenden wußte, was der Herzog seinem Vater in's Ohr geraunt hatte, so lächelten doch die Höflinge beifällig mit nnd alle richteten ihre Blicke nach der gewaltigen Pastete. „Hier fehlt nichts, als das große Heidelberger Faß," sagte der Bischof Diepheim von Straßburg, indem er den Kapaunenschenkel bei Seite legte, den er mit vielem Behagen abgenagt hatte. Oder die Brunnen mit Wein, wie sie zu Nürnberg am ersten Reichstage unsers Herrn, des Königs, flossen," erwiederte der Bischof Siboth von Speier. „Wenn die Berge in den Waldstätten aus dem gleichen Stoffe bestehen, wie der Berg da auf unserm Tische, so wird es eine lustige Fehde absetzen," lachte der Churfürst Balduin von Trier.

„Wisset Ihr denn, woraus dieser Berg da besteht?" fragte Herzog Leopold. „Es will mich bedünken, der Mund der geistlichen Herren

wäſſere nach der Paſtete. Auf! Ihr Jungen, hebet den Deckel ab, damit die Herren den Inhalt kennen lernen." Er ſprach's und zwei flinke Edelknaben hoben behutſam den Deckel von der Paſtete. Ein ſchallendes Gelächter folgte auf dieſe Verrichtung. Denn ſiehe! aus dem Innern des Backwerks ſtreckte der Zwerg des Herzogs, Kuni von Stocken, ſein ſchalkhaftes Geſicht hervor. Das Bürſchlein machte links und rechts ſeine poſſenhaften Verbeugungen und hüpfte jauchzend aus dem Verſtecke auf den Tiſch hinaus. Ein Ritter reichte ihm den gefüllten Humpen und fragte: „Aber Kuni, wo iſt die Naſe? ſprich: wer hat die lange Naſe bekommen?" Der Hofnarr blinzelte mit dem einen Auge, drehte ſich um und ſtreckte kichernd den Finger nach dem Herzog Johann aus. Dann ſprang er vom Tiſche hinunter und eilte fort aus dem Saal. Abermals brach die Geſellſchaft in ein unauslöſchliches Lachen aus. Am unbändigſten war die Freude Leopolds, er lachte, bis ihm die Thränen über die Wangen liefen. Herzog Johann ſchwieg, todtbleich vor Grimm. Seine Freunde ſaßen wie auf Nadeln.

Dem Könige ſchien die Wendung, die dieſer Scherz nahm, zu mißfallen. Er zog ſeine Augenbraunen zuſammen und winkte dem Sohne, daß er ſich mäßige. Allein der Jüngling war ſo ſehr im Zuge, daß er erſt zu lachen aufhörte, als ein Stück Speiſe, das ihm in die Luftröhre gerathen, ihn zu erſticken drohte. Albrecht wünſchte die begangene Thorheit wieder gut zu machen. Als daher beim Nachtiſche friſche Blumen und Kränze gebracht wurden, ließ er ſolche unter die jüngern Gäſte vertheilen. „Für Leute," ſprach er, „auf denen die Bürde der Jahre und die noch ſchwerere Bürde der Regentenſorgen laſten, für mich und die Churfürſten, paſſen dieſe Geſchenke nicht. Blumen und Kränze ſind für die fröhliche Jugend. Mit dieſen Worten übergab Albrecht die Kränze einem Edelknaben, wobei er ihm ausdrücklich befahl, den ſchönſten derſelben ſeinem lieben Neffen, dem Herzog Johann zu überreichen. Johann nahm das Geſchenk bitter lächelnd an, legte aber daſſelbe abſichtlich ſo ungeſchickt auf den Tiſch, daß der Kranz bald auf dem Boden zu ſchauen war, unter den Füßen des tief beleidigten Jünglings.

Dieſe Nichtachtung entging zwar dem ſcharfen Blicke des Königs nicht; allein ſeine Aufmerkſamkeit wurde plötzlich durch einen andern

Gegenſtand in Anſpruch genommen. Ritter Walter von Kaſteln trat in den Saal und überreichte dem Könige einen Brief. „Was?“ ſagte Albrecht, „von meiner Gemahlin, von der Königin? da muß was vorgefallen ſein.“ Raſch erbrach Albrecht den Brief. Derſelbe war kurz, aber inhaltſchwer. Er lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Herr und Gemahl!

„Es droht Dir und unſerm Hauſe großes Unglück. Die Gefahr abzuwenden, verreiſen wir heute noch gen Baden. Willſt Du mir bis Brugg entgegenreiten, ſo erweiſeſt Du mir einen großen Gefallen. Gott und ſeine Heiligen mögen Dich behüten. In großer Angſt, Deine Dich herzlich liebende

Eliſabetha.

Nachſchrift. Die Hand, welche dieſen Brief Dir bringt, wird Dir auch die nöthigen Winke geben, woher die Gefahr drohe. Um Gotteswillen, verſchmähe ſeine Räthe nicht.“

Der König trat mit dem Ritter Walter von Kaſteln in ein Nebenzimmer und fragte, wer den Brief übergeben habe. „Einer meiner Schildknechte,“ antwortete Kaſteln. „War derſelbe in Rheinfelden?“ „Nein!“ erwiederte der Ritter, „ſondern er war mit dem Stadtvogte ausgezogen, um die alte Elsbeth von Gäbiſtorf zu fangen. Statt der Mutter ertappte er die Tochter. Und dieſe überlieferte ihm den Brief.“

„Hm! die Tochter der alten Elsbeth!“ brummte Albrecht. „Das iſt ſonderbar. Am Ende iſt an der Warnung des Einſiedlers doch mehr, als ich anfänglich glaubte. Wo iſt das Mädchen?“

„In der Wachtſtube. Im Hauſe des Bettelvogtes.“

Gut! Das Mädchen ſoll ſogleich auf der Burg erſcheinen. Ich muß ſelber mit der Ueberbringerin des Briefes reden.“

Hierauf kehrte der König in den Speiſeſaal zurück und ſprach: „So eben erhalten wir die Nachricht, daß unſere Gemahlin, die Königin Eliſabetha, ſammt unſerer Tochter, der Königin Agnes, heute noch in Baden eintreffen werden. Ich gedenke denſelben bis Brugg entgegenzureiten. Es wird mich freuen, wenn die Herren Churfürſten und Biſchöfe und mein lieber Neffe, der Herzog Johann mich begleiten. Es iſt ein ſo ſchöner Maitag, daß ich gerne noch mit einigen Freunden einen kleinen Spazierritt mache zu meiner Luſt und

zur Stärkung meiner Gesundheit." Die geistlichen Herren verneigten sich ehrfurchtsvoll. Herzog Johann aber warf Eschenbach und Balm einen vielsagenden Blick zu und flüsterte: „Habet Ihr's gehört? Er will ausreiten. Mit Wenigen! Wir sollen auch von der Partie sein!"

24.

Der Mord.

Walter von Kasteln freute sich sehr, daß er dem Könige den Rath gegeben, die Hexe von Gäbistorf einzustecken. War auch die Alte, wie ein gescheuchter Vogel, dem Schlagbauer klüglich ausgewichen, so hatte doch das Mädchen sich fangen lassen. Von Röschen aber durfte man Aufschlüsse erwarten, die man der Schröpferin vielleicht mit der Folter nicht einmal abgenöthigt hätte. Besonders schien der Umstand günstig, daß die Tochter den Brief selbst dem Könige hatte überbringen wollen, und daß die Königin schrieb, die Hand, welche den Brief bringe, werde die erforderlichen, nähern Angaben machen, von welcher Seite die Gefahr drohe. Der Leser weiß zwar schon, daß hier ein Mißverständniß obwaltet, indem der Brief ursprünglich dem Eremiten von Brugg anvertraut worden war. Allein der Ritter wußte das nicht. Er verfügte sich daher in den Schloßhof hinab, wo der Stadtknecht auf neue Befehle harrte, und gebot diesem, daß er die Tochter der Schröpferin ohne Aufsehen und ohne Gewalt auf die Burg bringe und daß er sie überhaupt behandle, wie eine ehrbare Jungfrau.

Der Stadtwächter entfernte sich schweigend. Zwar lag der letzte Theil des erhaltenen Befehls ihm schwer auf dem Herzen; denn er konnte es sich in seinem alten Kopfe nicht erklären, warum er mit der Tochter einer Geigerin so säuberlich fahren sollte. Und doch kam ihm in gewisser Beziehung der Auftrag wieder erwünscht. Elsbeth war ihm jederzeit ein unheimliches, fürchterliches Weib gewesen und er besorgte, die Mutter möchte sich früher oder später an ihm rächen für das harte Wort, das er geredet hatte bei der Gefangennehmung

des Mädchens. Jetzt bot ſich ihm Gelegenheit dar, die Gunſt der Mutter und der Tochter wieder zu gewinnen. Er wollte nämlich bei Röschen ſich ſtellen, als ob er ſich bei Ritter von Kaſteln für ſie verwendet habe und als ob es ſeiner Fürſprache zuzuſchreiben ſei, daß ſie mit ſo großer Schonung auf das Schloß geführt werde. Nach des Stadtwächters Plane ſollte dann Röschen, von ſeiner Frau begleitet, zum Steine hinaufſteigen, während er ſelbſt in etwelcher Entfernung folgen würde, zwar mit der Helleparte bewaffnet, aber anſcheinend ſorglos, daß die Begegnenden glauben ſollten, der Vogt gehe in ganz andern Angelegenheiten zum Schloſſe hinauf. Allein der gute Alte hatte das Schickſal, das ſchon die ſchlaueſten Politiker traf. Nachdem er klüglich Alles ausgeſonnen, ſah er plötzlich ſeine feinſten Berechnungen durch einen unerwarteten Zufall vereitelt. Als der Mann in ſeiner Wohnung anlangte, fand er zwar den Schildknecht Konrad, aber Elsbetha's Tochter war verſchwunden. „Wo iſt Jungfer Roſa?“ ſchrie der Stadtwächter. „Was weiß ich?“ entgegnete in gleichgültigem Tone der Schildknecht, der anfänglich kaum zu verſtehen ſchien, von wem hier die Rede ſei. Endlich aber, als der Stadtwächter ſeine Frage in drohendem Tone wiederholte und darauf hindeutete, daß Walter von Kaſteln die Entweichung des Mädchens mit fünfundzwanzig Stockſtreichen vergelten dürfte, wachte der Kriegsheld wie aus einem ſchweren Traume auf, glotzte den Diener der Polizei mit ſtieren Blicken an, deutete nach dem Fenſter und ſprach mit lallender Zunge: „Dort — dort — hinaus durch das Fenſter — fort auf ein Mal — der Teufel geholt.“ Der Stadtwächter ſchüttelte den Kopf; ſeinem Weib aber, das inzwiſchen herzugetreten, ſchauderte die Haut. Sie wollte ein verdächtiges Thier geſehen haben, einen ſchwarzen Pudel, der um das Haus herum ſchlich. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich bei den ehrenwerthen Bürgern von Baden das Gerücht, der Teufel habe die Tochter der Schröpferin geholt. Loſe Spottvögel aber behaupteten, der beſoffene Konrad habe geſchlafen und da ſei es allerdings für ein flinkes Mädchen, wie Röschen war, keine ſchwere Aufgabe geweſen, durch das Fenſter, ja hinter dem Rücken des Schildknechts durch die Thüre zu entrinnen. Welche Anſicht die richtige ſei, darüber mag der Leſer entſcheiden, je nach dem größern oder kleinern Grade des eigenen Wunderglaubens. Uns

ruft die Erzählung auf einen andern Schauplatz und zu einem andern Helden unſerer Geſchichte.

Bald hätten wir nämlich den guten Heinrich von Hünenberg vergeſſen. Der Leſer erinnert ſich vielleicht noch des Auftrittes, der ſich am vorhergehenden Tage auf dem Schloſſe zu Baden ergeben. Hünenberg war in den Rath des Königs berufen worden, um nähere Auskunft über die Plane der Waldſtätte zu ertheilen und hatte, weil er ſich weigerte, den Kundſchafter wider ſeine Nachbarn im Gebirge zu machen, die Ungnade des Königs auf ſich geladen. Dieſe Laſt aber wird nirgends ſchwerer getragen, als in der Nähe des Hofes. Das fühlte der gute Jüngling und darum ſehnte er ſich zurück an den ſchönen Zugerſee, auf die Burg ſeiner Väter, zurück in die Nähe ſeiner Antonia. Was er auf dem Schloſſe Wart vom Herzog Johann und ſeinen Freunden gehört, was er in Baden geſehen und erfahren, das war alles ſo ſehr im Einklange mit dem, was der alte Rudolf von Reding ihm vorausgeſagt hatte, daß er gerne nach Schwyz geeilt wäre, um die Männer des Gebirges zu ſteter Wachſamkeit und zu entſchloſſenem Widerſtande anzufeuern. Aber der Abſchlag, den er erhalten und die Beweggründe, um derentwillen ihm Reding die Hand ſeiner Antonia verſagt hatte, lagen ſchwer auf Hünenbergs Herzen. Gerne hätte er daher von dem Herzog Johann Abſchied genommen und ihn beſchworen, daß er ſich ſelber für mündig erklären und in dem bevorſtehenden Kriege ſeine Dienſtmannen vom Kampfe gegen die Waldſtätte zurückhalten möchte. Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, wandelte der junge Heinrich von Hünenberg auf der Straße, die von Baden nach Brugg führt. Schon war er nicht mehr weit von der Stelle entfernt, wo die Reuß und die Limmat ihre toſenden Waſſer vereinigen zu einem gemeinſamen, mächtigen Strome. Siehe! da eilte ein Mädchen auf ihn zu, leicht, wie eine Gemſe des Gebirgs und ſchön, wie ein Engel des Himmels.

„Gottlob! daß ich Euch treffe, edler Herr," rief Röschen von Gäbiſtorf, als ſie den Jüngling eingeholt. „Gottlob! Ich bin dem Gefängniſſe entronnen, habe aber bis jetzt keinen der Dienſtmannen des Herzogs Johann finden können. Und doch habe ich demſelben etwas Wichtiges zu hinterbringen." Da ſie den Heinrich von Hünenberg auf dem Schloſſe Wart zwar geſehen, jedoch ſelber noch nicht

wußte, inwiefern ſich dieſer des Vertrauens ſeines Lehnsherrns erfreue, ſo beſchränkte ſich Röschen darauf, ihn zu bitten, daß er ihr Anlaß verſchaffe, damit ſie, ohne Aufſehen zu erregen, ſich einige Augenblicke mit dem Herzog unterhalten könne.

„Wie iſt das möglich?“ fragte Hünenberg. „Sehr leicht!“ antwortete Röschen. „Als ich am Thore vorüber ging, hörte ich, daß der König ſeiner Gemahlin bis Brugg entgegen reiten wolle und daß mit vielen andern Herren auch Herzog Johann ihn begleiten werde. Darum bin ich ihm bis hieher vorangeeilt. Steiget mit mir in dieſen Kahn, ſaget dem Herzog, wenn er kommt, daß ich ſeiner warte, droben im Wäldchen unter der großen Eiche, die hoch über die andern emporragt. Um Gottes und um der heiligen Jungfrau willen: ſchlaget mir dieſe Bitte nicht ab!“ Hünenberg entſprach ihrem Begehren. Beide ſetzten über die Reuß, Röschen verſchwand im Dunkel des Wäldchens, der Jüngling aber ſetzte ſich in das Gebüſch am Ufer und wartete des Königs und ſeiner Begleiter.

Und in der That, wenn des Mädchens Abſicht erfüllt, wenn eine grauſenvolle That verwehrt werden ſollte, ſo war es hohe, dringend hohe Zeit. Die Geduld des Herzogs Johann war erſchöpft. Schritt für Schritt war er bis zum Gedanken gekommen, Hand anzulegen an das Leben ſeines Oheims. Zwar ſträubte ſich anfangs ſein beſſeres Gefühl gegen eine ſolche That, und die Warnungen des Rudolf von Wart verfehlten eines gewiſſen Eindrucks nicht. Wirklich ſchien bei der berechneten Großmuth, welche Albrecht durch Abſendung des Pferdzuges übte, der gute Genius des Prinzen zu ſiegen. Allein das war nur das letzte Auflodern des Lichtes, das Gott angezündet in jeder Menſchenbruſt, ein zuckender Blitz in ein ſturmumnachtetes Gemüth, dem ſogleich noch ſchwärzere Finſterniß folgte. Was er ſah und hörte in der Teufelsherberge, goß ihm ein verzehrendes Feuer durch alle Adern, einen heißen Blutdurſt durch ſein ganzes Weſen. Ein höherer Ruf war an ihn ergangen. — Elsbeth war von einer unbekannten Macht geſendet worden, dem letzten Sprößling des Stammes Prezemislas ſeine unmännliche Schwäche vorzuwerfen. Wenn er jetzt ſein Schwert in die Bruſt des Oheims ſtieß, ſo war das kein Mord mehr, ſondern ein Werk der Gerechtigkeit; er rächte nicht mehr die eigene Unbill, er rächte Adolfs blutigen Schat-

ten, und was mehr war, er rächte die Erniedrigung und das Elend, das Rosa, dieser Engel in Menschengestalt, schon so lange unschuldigerweise erlitten. Jetzt wußte Johann, was er wollte. Fest entschieden zur That kehrte er nach Baden zurück. Hier erfuhr er durch Balm und Eschenbach, wie zweideutig sich Finstingen benommen, und mit welcher seltsamen Dienstfertigkeit sich Blamont in ihre Angelegenheiten eindränge. „So? das hat noch gefehlt!" rief Johann, „wenn der welsche Schurke von der Sache weiß, so sind wir verloren. Nun bin ich Euerer Meinung; die erste Gelegenheit muß benutzt werden." „Gottlob, daß Euch die Augen aufgegangen," antworteten die beiden Freunde. So war die Stimmung, als man sich auf dem Steine zu Baden zur königlichen Tafel setzte. Wie bitter beim Mittagmahle der Herzog beleidigt wurde, und wie Albrecht sich vergeblich bemühte, den Gereizten zu beschwichtigen — das wissen wir bereits. Johann begnügte sich, den empfangenen Blumenkranz mit vielsagendem, schrecklichem Lächeln vor seine Füße zu werfen. Balm und Eschenbach stürzten in verbissener Wuth einen Humpen nach dem andern hinunter. Es vereinigte sich Alles zum Verderben des Königs.

Während man sich zum Ritte nach Brugg anschickte, entwarfen Johann und seine Freunde schnell ihren Plan. Sie wollten an der Ueberfahrt bei Windisch suchen, zugleich mit dem Könige über die Reuß zu setzen und das Gefolge unter dem Vorwande, daß der Kahn nicht allzustark beschwert werden dürfe, nöthigen, am diesseitigen Ufer zurückzubleiben. So, durch den Strom von seinem Gefolge getrennt, sollte Albrecht in dem auf dem Hügel liegenden Eichenwäldchen ermordet werden. Dem Rudolf von Wart und dem Konrad von Tägerfeld wurde jedoch, weil man ihre Mißbilligung fürchtete, dieser Plan verheimlicht.

Also ritt König Albrecht Mittwoch Nachmittags, den ersten Mai 1308, im zehnten Jahre seit König Adolf von ihm erschlagen worden, in großer Pracht und Herrlichkeit von dem Stein zu Baden herunter, um die Königin Elisabetha bei Brugg abzuholen. Ihn begleiteten der Churfürst Peter von Mainz, der Churfürst Balduin von Trier, der Bischof Johannes von Straßburg, Bischof Siboth von Speier, Bischof Gerhard von Konstanz, Herzog Leopold von Oester-

reich, Herzog Ludwig von Bayern, Herzog Johann von Oeſterreich, Graf Burkhard von Hohenberg, Graf Hugo von Werdenberg, Hermann von Landenberg, Eberhard von Waldſee und viele andere Diener und Herren geiſtlichen und weltlichen Standes. Die Verſchwornen ſprengten voraus, um die Erſten bei der Fähre zu ſein. Raſch ſtiegen ſie mit ihren Roſſen in das Wagenſchiff und harrten des Königs.

Bald nachher langten Wart, Tägerfeld und Finſtingen bei dem Ufer an. Ob dieſer die Zweideutigkeit ſeines Betragens gut machen, oder Unglück verhüten wollte, wiſſen wir nicht; genug, auf dem Wege hielt er ſich immer an Johann und ſeine Freunde angeſchloſſen. Eben wollte er mit einer höflichen Verbeugung und einem ſüßlichen Lächeln das Fahrzeug betreten, da donnerte ihm der Herzog ein mächtiges „Zurück" entgegen. „Warum?" fragte der verlegene Höfling. „Weil wir keinen Verräther in unſerer Mitte haben wollen! verſetzte Johann. „Gnädiger Herr! Ihr mißkennt mich; ich kann Euch im Gegentheil verſichern, daß ich heute an hohem Orte Euere Sache warm verfochten." „Laſſen wir das gut ſein," fiel ihm Rudolf von Wart in die Rede, „hier iſt der Ort nicht, Spektakel zu machen." Damit gab er, weil er ſelber nichts um den Plan der Verſchwornen wußte, dem Ritter ein Zeichen, einzutreten. Finſtingen wollte ihm Folge leiſten. Da hob der Herzog ſeine Lanze in die Höhe und verſetzte mit dem Schafte derſelben dem Ritter einen Streich über das Geſicht, ſo daß ihm das Blut aus Mund und Naſe floß.

In dem gleichen Augenblicke ſprengte der König mit den Churfürſten von Mainz und Trier daher. „Was ſoll das?" fragte Albrecht. „Da ſehet ſelbſt, wie der Herzog mich behandelte," ſprach Finſtingen. „Warum ſchluget Ihr ihn?" fragte der König weiter. „Weil er durchaus den Eintritt in das Schiff erzwingen will, da doch bloß noch für den König Raum übrig iſt. Das Schiff kann nicht ſo viele Leute und Roſſe tragen." Albrecht wandte ſich nun zu Finſtingen mit den Worten: „Geduld, Finſtingen! es kommen noch Alle über den Fluß. Du mußt dem Brauſekopf dort ſchon etwas zu gut halten, er iſt jetzt in übler Laune, und ich weiß wohl warum. Er ließ an Dir den Unmuth aus für das, was Leopold und ſein Hofnarr ſündigten."

„Wenn es nur das wäre," entgegnete Finſtingen, „ſo würde ich es gerne tragen. Aber ich fürchte, es ſtecke ein anderer Grund dahinter. Leider habe ich dieſen Morgen nicht Alles geſagt, was ich wußte. Ich bitte, daß Eure Majeſtät zuwarte, bis das Schiff zum zweiten Male abſtößt, und mir für einige Augenblicke huldreiches Gehör verleihe. Jetzt kenne ich keine Schonung mehr. Herzog oder nicht Herzog, das gilt mir gleich; prügeln laß ich mich nicht." So bat Finſtingen, feſt entſchloſſen, dem Könige das ganze Geheimniß zu eröffnen. Aber bereits hatte Walter von Kaſteln des Königs Roß in das Fahrzeug geführt. „Hier ſind der Zeugen zu viele," erwiderte Albrecht, auf das Gefolge deutend, das inzwiſchen am Ufer ſich ſammelte. In Brugg will ich Dir Gehör geben." Dann ſtieg er in's Schiff, und fuhr mit Johann, Eſchenbach, Balm, Wart, Tägerfeld und Kaſteln über die Reuß. Wenn des Menſchen Stunde da iſt, ſo hilft ihm keine Vorſicht und keine Warnung.

Am jenſeitigen Geſtade angelangt, warfen der König und ſeine Begleiter ſich ſogleich auf die Pferde und ritten weiter. Nur Johann blieb zurück, ſtellte ſich, als ob er den Bauchgurt ſeines Hengſtes anziehe, richtete einige Fragen an den Steuermann, welchen er von Wien her kannte, und drückte ihm ein Goldſtück in die Hand. Dadurch gewann er, daß der Kahn an der Rückfahrt verhindert und das Gefolge an dem andern Ufer feſtgehalten und ſomit von dem Könige abgeſchnitten blieb, der ſich unterdeſſen mit Walter von Kaſteln und den Verſchwornen dem Eichenwäldchen näherte. Sobald der Herzog Johann glaubte, Raum genug gewonnen zu haben, ſchwang er ſich in Sattel und jagte, die Lanze in der Hand, den Uebrigen nach. Da trat ihm Heinrich von Hüneuberg in den Weg, ſchwenkte ſein Barret und rief, daß er doch für einige Augenblicke halten möchte. Allein der Herzog war zu ſehr mit Dem beſchäftigt, was in der nächſten Minute geſchehen ſollte, als daß er Zeit gehabt hätte, den treuen Jüngling anzuhören. Er flog auf ſeinem ſchnaubenden Hengſte vorüber, wie vom Sturmwinde getrieben, oder von Geiſtern der Hölle geſcheucht. Hünenberg ſah nur noch, daß der Prinz bei der Schaar anlangte und die blitzende Lanze ſenkte, und daß Einer der Ritter die Hand nach dem Pferde des Königs ausſtreckte. Weiter konnte er nichts mehr unterſcheiden.

Während das ſich begab an dem Saume des Eichenwäldchens, harrte im Innern desſelben das gute Röschen in banger Erwartung, was wohl die Botſchaft Hünenbergs für einen Erfolg haben würde. Zwiſchen den Bäumen hindurch hatte ſie den ſchwankenden Kahn geſehen, der ihren Geliebten an's diesſeitige Ufer trug. Unnennbare Angſt faßte ihr Herz. Sie warf ſich auf die Knie nieder, die gefalteten Hände zum Himmel erhoben. Da träfen fürchterliche Töne ihr Ohr, Waffengeklirre, Wuthausruf und Hülfegeſchrei. Röschen ſprang entſetzt von der Erde empor, eilte der Stätte zu, von wannen der verworrene Lärm drang, und erblickte, Gott im Himmel, welch ein Schauſpiel erblickte ſie da?! Der König, mit blutendem Antlitz, taumelte von ſeinem Roſſe. Die Thäter ſtarrten wie verſteinert hin auf ihr ſchreckliches Werk. „Gott, was habet Ihr gethan?“ rief Walter von Kaſteln und ſprengte nach dem Ufer. Das weckte die Verſchwornen aus ihrer Betäubung. „Fort! fort! nach den Waldſtätten!“ ſchrie eine Stimme. „Ja!“ rief der Herzog, „fort nach Schwyz. Wer kennt den nächſten Weg nach Schwyz!“ „Ich,“ antwortete Hünenberg, der inzwiſchen näher getreten, „ich wüßte ihn wohl, aber ich habe kein Pferd.“ „Nimm hier,“ erwiderte Johann, „meinen Hengſt! wir haben keine Zeit zu verlieren.“ Mit dieſen Worten ſchwang er ſich ſelbſt auf das Roß des Königs. Und fort ging's in wilder Flucht durch das große Kornfeld unten an den Hügeln, wo Habsburg liegt.

Röschen, von Entſetzen und Mitleid ergriffen, kniete vor dem Verwundeten nieder, ob es ihr gelingen möchte, das ſtrömende Blut zu ſtillen. Wirklich wachte Albrecht aus ſeiner Ohnmacht auf, richtete ſich empor, wankte einige Schritte vorwärts, ſank aber erſchöpft an der Seite der Jungfrau nieder, die zu ſchwach war, den Fallenden zu halten. Alſo endete der Mörder des Königs Adolf in dem Schooße der Tochter Adolfs.

Plutarche.

Zweiter Theil.

13.

Entsetzliches Wiedersehen.

Zwischen dem Dorfe Effingen und dem Städtchen Brugg erhebt sich der Bötzberg, in der Schweizergeschichte merkwürdig durch die Niederlage, welche die Helvetier 79 Jahre nach Christo hier durch den römischen Feldherrn Cäcina erlitten. Er ist auf der Nordseite mit Wäldern und Wiesen, auf der Südseite aber mit Weingärten und Aeckern bedeckt. Die Straße von Basel, Rheinfelden, Säckingen führt durch das Fricktal hier vorüber nach Baden und Zürich. (In den Tagen des Mittelalters war es ein jäher, von Regengüssen ausgewaschener Hohlweg.) Auf dem Rücken des Berges genießt man eine schöne Aussicht auf die von der Aare, der Reuß und der Limmat durchschnittene Ebene, wo ehemals die alte Windonissa stand, diese volkreiche Stadt der Helvetier.

An dieser schönen Aussicht labten sich auch die Ritter und Edelfrauen, welche mit der Königin Elisabetha und ihrer Tochter, der Königin Agnes, von Rheinfelden herkamen. Die beiden Letztern saßen auf prächtig geschirrten, leichtfüßigen Araberpferden und trugen lange, mit Perlenschnüren reich besetzte Gewänder von Goldatlas. In den Haaren blitzten Juwelen und Diademe von unnennbarem Werthe. Ihnen zur Seite tummelten sich auf stattlichen Hengsten geistliche und weltliche Herren in bunten, bauschigen, vielfach mit Schlitzen verzierten Kleidern. Malerisch wehten die rothen, grünen und himmelblauen Mäntel; stolz nickten von den Sammtbareten die Pfauen- und Straußenfedern; weithin erglänzten die blanken Waffen, die vergoldeten Helme, Panzer und Schilde. Schöne, lockenreiche Edelknaben trugen die Falken und Sperber ihrer Gebieterinnen in der Hand. Junge Ritter drängten sich hinzu, um der Dame ihres Herzens eine Aufmerksamkeit zu erweisen oder eine Artigkeit zu sagen; ein Edelfräulein dankte da mit holdem Erröthen, ein anderes ver-

bat ſich dort eine angebotene Dienſtleiſtung mit ſteifem Stolze oder erwiderte den Witz der ſüßen Junker mit ſchnippiſchem Muthwillen. Alles freute ſich des heitern Maitages, der reizenden Ausſicht und der herrlichen Stunden, welche man in Baden zu verleben hoffte. Scherz und Jubel und Lachen, wohin man blickte.

Nur auf der Stirne der Königin hätte ein aufmerkſamer Beobachter unter dem Scheine erkünſtelter Fröhlichkeit eine tiefe Bekümmerniß wahrnehmen können. Die Königin Agnes theilte die Stimmung ihrer Mutter. Doch konnte ſich die ſiebenundzwanzigjährige Wittwe einer Aufwallung von Stolz nicht enthalten, als ſie nach dem Wülpelsberge hinüberſchaute. „Dort iſt Habsburg," ſprach ſie, zur Mutter gewendet, „das Adlerneſt, von welchem unſer Geſchlecht ſich aufſchwang zur Herrſchaft der Welt. Wie würde unſer Stammvater Radbod ſtaunen, wenn er heute den Glanz und die Größe ſeines Hauſes ſähe. Eins nur fehlt uns noch," fügte ſie hinzu nach kurzem Beſinnen, „der Römerzug fehlt noch zum völligen Glanze der Habsburger. Schon oft habe ich zu meiner Schutzpatronin, der heiligen Agnes, gefleht, daß ſie bei unſerm Herrgott für unſer Geſchlecht bitte, damit es unſerm Vater Albrecht vergönnet werde, in Rom aus den Händen des Statthalters Chriſti die Kaiſerkrone zu empfangen."

Die Gemahlin Albrechts erwiederte nichts. Denn in dieſem Augenblicke ſprengten von Brugg her zwei Männer ihnen entgegen. Sie machten Miene, auf einem kleinen Nebenwege eilends an dem Gefolge der Königinnen vorüber zu reiten. Aber Eliſabetha befahl, daß man den Ritter und ſeinen Knecht frage, wie es in Baden ſtehe, was ſogleich geſchah. Der Ritter, welcher, das Viſier geſchloſſen hatte, blieb ſtumm. Der Knecht antwortete: „Gut, ganz gut." Auf die Frage, wohin ſie ſo eilig reiten, antwortete der Knecht: In's Lager nach Fürſtenſtein." Der Ritter aber verbeſſerte: „O nein! nach Baſel." Zu demſelben Augenblicke jagten ſie von dannen. „Die laſſen ſich auch kein Gras unter den Füßen wachſen," bemerkte Graf Heinrich von Montfort. „Wer ſind die Männer?" entgegnete Eliſabetha. „Es iſt Rudolf von Wart und ſein Knecht Ruſſaling," lautete die Antwort. „Ich kenne den Wart ſchon, ſagte Agnes, „er beſitzt auch mehr Hochmuth, als ritterliche Sitte.

Das verlegene Betragen des Rudolfs von Wart hatte, wie der Leſer weiß, leider einen ganz andern Grund, als den Mangel an Lebensart. Indeſſen hatte Ruſſalings Verſicherung, daß in Baden Alles gut ſtehe, die Königinnen beide beruhigt und ſie ritten nun mit leichterm Herzen nach Brugg, allwo ſie in der Herberge abſtiegen.

Der lange Weg hatte die Eßluſt der Herrſchaften in bedeutendem Grade geweckt, ſo daß alle auf ſchnelle Befriedigung des Hungers drangen. Der Wirth Frickhard kam dadurch in große Noth, da er von dem vornehmen Beſuche nicht zum voraus benachrichtigt worden und ſeine Küche, zumal bei ſolcher Tageszeit, für ſolche Gäſte nicht hinreichend verſehen war. Offen geſtand er ſeine Verlegenheit, indem er unter hundert Entſchuldigungen und ehrfurchtsvollen Verbeugungen anbot, was er hatte. Ein Schinken, ein gebratener Kalbskopf und geräucherte Würſte, das war ſo ziemlich der Vorrath, der in der Krone zu Brugg damals vorhanden war. „Gebet den Schinken und Würſte den Herren und Jungfrauen da," ſagte die Königin Eliſabetha, „ich und meine Tochter wollen uns mit dem gebratenen Kalbskopf begnügen." Allein die Königin Agnes ſchien mit dieſem Vorſchlage nicht zufrieden. „Einen gebratenen Kalbskopf eſſen? Liebe Mutter! wo denket Ihr hin? Wiſſet Ihr nicht, daß ich auf die Ermahnungen meines Beichtigers Lambrecht hin das Gelübde gethan habe, nie von einem Kalbskopfe zu eſſen." „Und warum das?" fragte verwundert Eliſabetha. „Es geſchieht das," antwortete in frommem Tone und mit geſenktem Blicke die königliche Wittwe, „es geſchieht zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers." „Nun, wenn ein Gelübde dagegen iſt, ſo iſt das was anders, ein Gelübde muß man halten," verſetzte die Mutter. Und alſo ließ ſich Agnes einige weichgeſottene Eier bringen.

Während nun Frickhard in die Küche ſich begeben hatte, um die erhaltenen Befehle zu vollziehen, trat Eliſabetha an's Fenſter und ſchaute begierig hinaus, ob ihr geliebter Gemahl noch nicht ſich nahe. Siehe! da kam ein Bauer durch das Thor des Städtchens herein und rief mit allen Merkmalen der Eile und des Entſetzens ſeinem Nachbar zu: Er möchte doch ſchnell ſeinen Wagen anſpannen und denſelben zum Eichenwäldchen hinaufbringen. „Warum?" fragte der Nachbar. „Es iſt ein Unglück begegnet," verſetzte der Bauer, „der

König soll einen Stich bekommen haben." „Gott! was sagt da der Mann?" rief Elisabetha, „der König einen Stich bekommen!" dann fiel sie ohnmächtig in die Arme ihrer Tochter Agnes. Alles flog nun die Treppe hinab, den Bauer über seine Trauerbotschaft zur Rede zu stellen. Allein er wußte nichts, als daß ihm ein Ritter den Auftrag gegeben, schnell in Brugg einen Wagen und einen Arzt zu holen, weil der König verwundet im Wäldchen liege.

Einige Augenblicke später erschienen die Churfürsten von Mainz und Trier und bestätigten das Wort des Bauern. Doch, fügte der Churfürst von Mainz bei, es sei noch nicht alle Hoffnung verloren, er glaube wenigstens nicht, daß edlere Lebenstheile verletzt seien. Doch rieth er, daß man sich auf Alles gefaßt mache und sich in den Willen Gottes schicke. Die Königin Elisabetha war inzwischen aus ihrer Ohnmacht wieder erwacht und verlangte sogleich nach ihrem Pferde. Ihrem Beispiele folgten die Uebrigen. Und bald, nur zu bald gelangten sie zu der schauervollen Stätte, wo Albrecht in seinem Blute lag.

Der Churfürst von Mainz hatte die Frauen mit eitler Hoffnung getäuscht. Schon war der König verschieden unter den Händes des Bischofs von Straßburg, welcher ihm im Tode beigestanden. Wer schildert nun den Jammer der Gemahlin, des Sohnes und der Tochter des Entseelten? Laut schluchzend warfen sie auf den Leichnam sich nieder, riefen ihn bei'm Namen, küßten ihm die kalten Hände, wischten ihm das Blut aus dem Antlitze, suchten das stiere Auge zuzudrücken. Stumm stand das Gefolge umher, die Ritter und Frauen betäubt von dem unerwarteten Ereignisse, erschüttert von der entsetzlichen That.

Plötzlich aber richtete Agnes sich auf und rief: „Was soll das? warum stehet Ihr da als müßige Zeugen unseres Schmerzes? Wir weinen, weil wir Weiber sind, und weil Weiber nichts haben, um sich über erlittene Unbill zu beklagen, als Worte und Thränen. Aber Ihr seid Männer, in Euern Händen ruhen die Waffen, die Euch gegeben worden, das heilige Leben des Gesalbten des Herrn zu schützen. Was stehet Ihr da, als wäret Ihr auch Weiber? Auf! verfolget die Mörder! Führet uns die Bösewichter her, damit sie geschlachtet werden vor unsern Augen. Sehet hier, meine Schuhe

ſind roth vom Blute Deſſen, dem ich das Leben verdanke. Wahrlich, ich ſchwöre es bei Gott und der Mutter Gottes, ich will täglich mein Haupt mit Aſche beſtreuen, ich will dasſelbe Kleid tragen, ein Kleid von Zwilch, bis zu dem Tage, an welchem ich meine Schuhe gebadet habe im Blute der Mörder meines Vaters."

Dieſes Wort wirkte: „Auf! mir nach, wer ein braver Ritter iſt," ſchrie der Marſchall, Hermann von Landenberg. Zu ihm geſellten ſich Eberhard von Waldſee, Walter von Kaſteln, Graf Hugo von Werdenberg. Auch Herzog Leopold wollte mit ihnen die Spuren der Mörder verfolgen. Aber der Biſchof von Straßburg und Graf Burkhard von Hohenberg hielten ihn zurück, indem ſie vorſtellten, daß man noch nicht wiſſe, wie weit die Verſchwörung verzweigt ſei und welche Perſonen mit den Entflohenen unter einer Decke ſpielen. (Ein Seitenblick auf den Churfürſten von Mainz ſagte dem Herzog, wie es gemeint ſei.) Leopold verſtand den Wink und begriff, daß er jetzt Mutter und Schweſter zu ſchützen und vor Allem aus für die Treue Badens und der daſelbſt liegenden Truppen zu ſorgen habe. Alſo überließ er die einſtweilige Verfolgung den vorgenannten Rittern, zu welchen noch andere Freunde und Diener des öſterreichiſchen Hauſes ſich geſellten. Nur das ſchärfte er denſelben ein, daß ſie die Mörder und vorzüglich den Herzog Johann ihm lebendig einbringen möchten.

Der königliche Leichnam wurde auf eine Bürde Stroh in den ſchnell herbeigeholten Wagen gelegt und mit koſtbaren Mänteln bedeckt. In tiefer Trauer folgte der Hof dem Verblichenen. Es war ein ergreifender Augenblick, als der Wagen unter dem Geläute aller Glocken in Baden einfuhr.

26.

Die Flüchtlinge.

Es war eine ſchöne Frühlingsnacht. Des Vollmondes blaſſe Scheibe wandelte ſtill und friedlich durch den klaren, wolkenloſen Himmel, der ſich über dem Lande der Alpen ausſpannte. Seine laben-

den Schimmer ergoſſen ſich auf die ſchwarzen Tannen des Roßberges, auf die Kirchthürme von Sewen und Schwyz. Aus den dichtern Schatten, in welche die Schluchten der Alpen ſich hüllten, ſtreckten der Rigi und die Mythen ihre ſchneebeglänzten Häupter majeſtätiſch in die Luft empor. Das gab dem Halbdunkel, in welchem ſich die Umriſſe der Gebirge hie und da verloren, etwas Magiſches, Zauberhaftes. Es ſchien, als hange der reine Schnee in den geheimnißvollen Regionen des Himmels. Zwiſchen den Rieſengeſtalten, welche dieſes Thal umgeben, dehnte der See von Lowerz ſich aus und die Inſel, auf welcher die Ruinen des Schloſſes Schwanau ſtanden. Der See glänzte wie Silber aus den Schatten der Nacht. Ein Hauch kräuſte die ruhige Fläche. Es war der Odem des Frühlings, welcher die balſamiſchen Düfte der blühenden Bäume von einem Ufer zum andern trug. Tiefe Stille, heiliger Friede ruhte auf dieſer Alpenlandſchaft. Nur vom Kloſter des Peter Martyr in Schwyz ließ die Glocke ſich hören, welche die Nonnen zum nächtlichen Gebete rief; ihr antwortete wie klagendes Echo das melancholiſche Geläute des Klöſterleins in Steinen.

So war die Nacht, in welcher Antonia, die Tochter des Landammanns Rudolf Reding ab Biberegg ſich unruhig auf ihrem Lager wälzte. Wohl hatte dieſes Mädchen ſich vorgenommen, auf Hünenbergs Hand zu verzichten, damit ſie nicht Unglück bringe über den Jüngling ihrer Liebe. Aber das Opfer war zu groß für ihre Kraft, ihr Herz brach darunter. Darum floh der Schlaf ihre Augen. Sie ſtand auf, trat an's Fenſter und ſchaute, mit Thränen im Auge, hinaus in die mondbeglänzte Landſchaft. Bei dem klagenden Tone des Kloſterglöckleins von Steinen warf ſie ſich nieder auf die Knie und ſeufzte: „O Gott, ſchütze Du ihn und mich! Ach! was haben wir dem Könige gethan, daß er dieſes Land und meine Liebe verderben will? bewahre uns, o Gott! bewahre uns vor dieſem Manne des Unrechts.“

So flehte Redings Tochter. Doch horch! — Pferdegetrappel durch die nächtliche Stille! Drei Ritter ſprengten auf Redings Haus zu, ſtiegen ab und klopften. Antonia fragte nach der Urſache. Da antwortete Hünenberg, den ihr ahnendes Herz ſchon erkannt hatte, daß ſie doch den Vater wecken und die Thüre öffnen möchte. Einige Minuten ſpäter, die Antonia verwendet hatte, um ſich anzukleiden,

und ein Licht anzuzünden, öffnete sie die Thüre und führte Hünenberg sammt seinen Gefährten in die Stube des Vaters. Dem Blicke der Antonia fiel besonders der jüngere Begleiter Hünenbergs auf, ein stolzer Ritter in einer prachtvollen, fürstlichen Rüstung, dem ein gewisser wilder, verstörter Zug im Gesichte und ein großer Blutfleck an dem vergoldeten Panzer etwas Unheimliches verlieh.

Auf des Landammanns Frage, was die Herren in so ungewohnter Stunde in sein Haus führe, entgegnete Hünenberg, daß er ihm hier den Herzog Johann und den Ritter Konrad von Tägerfeld vorstelle. Dann erzählte er ihm mit kurzen Worten, was an der Reuß vorgefallen und endigte damit, daß er seinen Lehnsherrn, den Herzog und seinen Begleiter in das Gastrecht der Waldstätte empfahl. Allervorderst wollte Reding wissen, ob Hünenberg auch Hand an den König gelegt oder ob er überhaupt von dem Mordanschlage Kunde gehabt habe. Nachdem Beides von dem Jünglinge auf das Bestimmteste verneint worden, fühlte sich der gute Alte einer schweren Angst enthoben. Zwar verbarg er dem Herzog nicht, daß er die rasche That mißbillige; aber er wußte von der Ungerechtigkeit des Königs und der Unterdrückung, in welcher er seinen Neffen gehalten, zu viel, als daß er diesen hätte verdammen oder ihm die nachgesuchte Verwendung abschlagen können. Zudem entgingen seinem Scharfsinn die wichtigen politischen Folgen nicht, welche sich für sein Volk an dieses unerwartete Ereigniß knüpften. Nicht nur war für den Augenblick die Gefahr eines Krieges für die Waldstätte verschwunden, sondern diese konnten auch bei kluger Benutzung der Umstände Oesterreichs drohende Macht für immer aus diesen Gebirgen verdrängen. Indessen wünschte er Alles zu vermeiden, was den Schein hätte erregen können, als seien die Waldstädte mit den Verschwornen vorher schon einverstanden gewesen. Daher rieth der erfahrne Geschäftsmann, daß sich der Herzog mit seinen Freunden noch vor Tagesanbruch auf Einsiedeln verfügen möchten, wo sie eines freundlichen Empfangs zum voraus versichert sein dürften.

Während nun der Landammann den Gästen etwas Speise und Trank vorsetzen ließ und dafür sorgte, daß die ermüdeten Pferde gewechselt würden, benützte Hünenberg die kostbare Zeit, um seiner Antonia zu erzählen, was er erfahren, und sie von seiner ewigen

Liebe zu verſichern. Sobald Reding ein paar Buchſtaben an den Abt von Einſiedeln geſchrieben und der Hausknecht die Roſſe geſattelt hatte, beurlaubten ſich die Drei und ritten auf Eccehomo zu.

Daß der Landammann die Flüchtlinge nach Einſiedeln wies — dafür hatte er ſeine guten Gründe. Wenn Albrecht irgendwo gehaßt würde, ſo geſchah es in dieſem Stifte. Der Abt, der damals dem Kloſter Einſiedeln vorſtand, hieß nämlich Johann von Schwanden. Sein Bruder war der Freiherr Burkhard von Schwanden, ein Ritter, dem Adolf von Naſſau beſonders gewogen war und der daher auch dieſem unglücklichen Könige mit unerſchütterlicher Treue anhing. Hätten Alle geſtritten wie er, ſo wäre die Schlacht am Haſenbühel wohl anders ausgefallen; eine Pflichttreue, die er zwar hart büßen mußte. König Albrecht belagerte und zerſtörte ihm die Burgen Schwanden und Sola im Lande Glarus, die er vom Gotteshauſe Seckingen zu Lehen trug, und ruhte nicht, bis er den redlichen Mann in die bitterſte Armuth geſtürzt hatte. In dieſer Noth blieb dem Ritter nichts Anderes übrig, als in den Johanniterorden zu treten. Hier hielt ſich aber Burkhard ſo gut, daß er in kurzer Zeit Kommenthur zu Klingenau und Buchsau, ſpäter ſogar Ordensmeiſter wurde.

Der Abt Johann und ſein jüngerer Bruder Otto, der ebenfalls Mönch in Einſiedeln war, fühlten das Unrecht tief, das ihrem wackern Burkhard angethan worden. Dazu geſellte ſich noch der Umſtand, daß nach dem Ableben des letzten Grafen von Rapperſchwyl das Gotteshaus von Albrecht gezwungen worden war, den Herzog Leopold zum Kaſtvogt anzunehmen.

Als daher Rudolf, der Schulmeiſter des Kloſters, dem Abte, welcher bereits durch Werner von Homburg Kunde erhalten vom Tode Albrechts, meldete, daß drei Ritter ihn zu ſprechen wünſchen, ſo eilte er fröhlichen Muthes in das Refektorium hinab. Und als er erſt erfuhr, welche Gäſte ihm Hünenberg bringe, kannte ſeine Freude keine Grenze mehr. In wildem Jubel drückte er den Herzog Johann an ſeine Bruſt. Er klingelte dem Diener, ließ ſchnell ein tüchtiges Frühſtück auftragen. Dann beſchied er ſeine vertrauteſten Mönche in den Saal: ſeinen Bruder Otto, den Pfarrer Johannes, die Gebrüder Wunnenberg, Hans von Regensberg, und Burkhart von Flüningen. Dieſen ſtellte er den Herzog als den Befreier des heiligen

römiſchen Reiches vor, nannte das, was Tell, Timoleon und Brutus gethan, nur ein Kinderſpiel im Vergleich mit dem Gotteswerk, das dieſer neue Georg verrichtet habe, als er den einäugigen Drachen von der Donau erlegte.

Anfänglich wollte der Abt ein Te Deum in der Kloſterkirche abſingen laſſen und den Heiland des Reiches im Triumphe durch die Waldſtätte führen. Nachdem aber der erſte Rauſch der Freude vorüber war, gab er denn doch den Vorſtellungen des Schaffners Wunenberg Gehör, der auf die nachtheiligen Folgen aufmerkſam machte, welche eine allzufrühe Offenkundigkeit haben müßte. Man beſchloß alſo, die Ankunft des Herzogs geheim zu halten, ſelbſt vor den übrigen Mönchen, bis man wüßte, welchen Eindruck Albrechts Tod in den Waldſtätten und im Herzogthum hervorbringen und welchen Nachfolger die Churfürſten ihm geben würden. Und alſo fanden Johann und Tägerfeld im Gebirge ein Aſyl, wo die Rachſucht der Königin Eliſabeth und ihrer Kinder ſie nicht erreichen konnten.

Auch die übrigen Verſchwornen waren den rachgierigen Rittern Albrechts glücklich entgangen. Zwei Umſtände hatten dazu weſentlich beigetragen. Für's Erſte hatten ſie während der Betäubung, in welche der unerwartete Vorfall den Hof verſetzte, einen bedeutenden Vorſprung gewonnen. Für's Zweite hatten ſie ſich bald nach der That getrennt. Schon bei Brugg ſchwenkte Rudolf von Wart mit ſeinem Knechte Ruſſaling dem Bötzberg zu. Später trennten ſich auch Balm und Eſchenbach vom Herzoge, weil der Eine die Schnabelburg, der Andere das Schloß Fahrwangen ſo ſchnell wie möglich zu erreichen wünſchte, um die Dienſtmannen von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen und die feſten Plätze vor einem plötzlichen Ueberfall zu ſichern. So geſchah es, daß nur Johann und Tägerfeld und Hünenberg ihre Richtung nach Schwyz nahmen; Walter von Kaſteln aber und ſeine Begleiter über den eingeſchlagenen Weg irre wurden und die Zeit in vergeblichen Querzügen verloren.

Den Rudolf von Wart verfolgten die Diener Albrechts auf der Straße von Säckingen bis an den Rhein, weil ſie wußten, daß er und Ruſſaling dem Gefolge der Königin Eliſabeth auf dieſer Seite begegnet war, und weil ſie vermutheten, er begebe ſich nach Baſel, wo er Verwandte beſaß. Wirklich hatte Wart, von dem unerwarteten

Frevel seiner Freunde betäubt, anfänglich diese Richtung genommen. Allein es geschah mehr aus dem Wunsche, sich von den Mördern zu trennen, als aus einem bestimmten Plane; sonst hätte er gewußt, daß sie auf diesem Wege den beiden Königinnen und ihrem Gefolge begegnen müßten. Sobald daher das Letztere geschehen war, sah Rudolf ein, daß er diese Richtung nicht mehr länger beibehalten dürfe. Kaum waren sie den Blicken des königlichen Zuges entschwunden, so ritten sie rechts auf Klingnau zu, wo sie über die Aare setzten. Rudolf wollte bei seinem Freunde, dem Komthur Burkhard, dessen Haß gegen Albrecht er kannte, eine Zufluchtstätte suchen. Zum Unstern war aber Burkhard von Schwanden nicht bei Hause. Da siegte der Gedanke an Weib und Kind. Um Mitternacht langte Herr und Knecht auf dem Schlosse Wart an.

Mit welchem Entsetzen die arme Gertrud die Kunde von der Ermordung Albrechts vernahm, kann der Leser sich denken. Zwei Tage und drei Nächte weilte Rudolf auf der Burg. Mancherlei Plane wurden mit Gertrud und dem Bruder Jakob von Wart entworfen und wieder aufgegeben. Jetzt wollte Gertrud nach Baden reisen, sich vor der Königin Elisabetha niederwerfen und des Gatten Unschuld betheuern. Dagegen sträubte sich aber Rudolfs Stolz. „Trauet nicht, gute Frau," warnte der Schwager Jakob, „die Königin Elisabetha ist eine Schwestertochter Ludwig des Strengen, der in ungerechtem Argwohne die eigene schuldlose Gattin hinrichten ließ. Sie wird den Blutdurst ihres Hauses nicht verläugnen. Am besten wäre es, wenn Herzog Johann sich mit den Waldstätten vereinigte, sein Vasallen aufriefe und offenen Kampf gegen Albrechts Wittwe erhöbe."

Rudolf schüttelte das Haupt. Die Art und Weise, wie er von Johann und seinen Freunden hintergangen worden, empörte seine Seele. „Nein," sagte er, „ein Kampf, der mit einem Königsmorde beginnt, kann nicht glücklich ausfallen. Was sie ohne mich angefangen, sollen sie auch ohne mich vollenden. Ich will nichts mehr von diesen unbesonnenen Thoren wissen."

Gertrud bat, daß er den Gang der Dinge abwarten und sich einstweilen auf dem Schlosse Wart oder Multberg versteckt halten möchte.

„Das könnte nicht lange gehen. Elisabetha und ihre Söhne würden Eure Burgen belagern und keinen Stein auf dem andern lassen.

Ich muß fort. Ein längeres Hierſein würde Euch zum Verderben gereichen. Ich will nach Baiern. Dir, lieber Jakob, empfehle ich Weib und Kind. Mich wird der Pfalzgraf Rudolf ſchützen.“

Dieſem Vorſatze blieb der Ritter getreu. Und als die Stunde da war, drückte er in namenloſem Schmerze ſein treues Weib an die Bruſt. Hierauf kniete er nieder an der Wiege ſeines Kindes. Dann, ſeiner ſelber nicht mehr Herr, riß er es wild aus dem Bette, drückte dem Erſchrockenen einen feurigen Kuß auf ſeine Wange und ſtürzte zur Kammer hinaus. In der Freitagsnacht wanderten zwei Pilger an Winterthur vorüber. Es waren Rudolf von Wart und ſein Knecht Ruſſaling.

27.

Schmerz und Freude über die Königsleiche.

Der Sonntag war angebrochen. Ernſte Stille ruhte über dem Städtchen Baden, aber es war nicht die feſtliche Stille des Sabbaths, welche ſonſt am Tag des Herrn dem Gemüth des Chriſten ſo wohl thut und ihn ſchon am frühen Morgen mit geheimen Banden zur Andacht hinzieht. Es lag in dieſer Stille etwas Unbehagliches, Schauriges. Bewaffnete Schaaren zogen lautlos an einander vorüber, den ſtummen Zeichen ihrer Führer eben ſo ſtummen Gehorſam leiſtend. Wie zwei Mauern ſtellten ſie auf beiden Seiten des Weges ſich auf, ein endloſes Spalier bildend vom königlichen Schloſſe durch das Städtchen und die Straße entlang, die nach Zürich führt. Zuerſt ſtanden die Ritter, vollſtändig gerüſtet, mit blanken Helmen, Harniſchen und Spießen, — eine glänzende, eiſerne Schaar. An ſie ſchloſſen die ungariſchen Reiter ſich an, bärtige, grimmig ausſehende Männer mit langen Zöpfen, einen mit Pfeilen gefüllten Köcher auf dem Rücken und einen Bogen von Stahl im Arme. Ritter und Bogenſchützen hielten zu Fuß, indem Jeder ſein Roß auf der rechten Seite hatte. Hierauf folgten die Reiſigen, eine eiſerne Gugelhaube auf dem Kopfe, ein Panzerhemd von eiſernen Ringen über das leinene Koller, einen Schild an dem linken und eine Lanze im rechten

Arm. Düſter, mit geſenkten Blicken ſtanden die trotzigen Männer. Die Häuſer auf beiden Seiten der Gaſſe, das Stadtthor, die Zugbrücke und der untere Theil des Schloſſes, waren mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen. Stark duftende Tannenreiſer bedeckten die Straße.

Im Schloßhof ſtand ein Sarg mit Königskrone, Schwert und Zepter, umringt von Prieſtern, aus deren Mitte die Todtenfahne und das ſchwarze Kreuz emporragte. Das grinſende Gerippe auf der ſchwarzen Fahne ſchien triumphirend hinabzudeuten auf den königlichen Sarg. Chorknaben, denen man die Theilnahmloſigkeit auf den Geſichtern anſah, ſchwangen rüſtig die Weihrauchfäſſer, aus denen die dampfenden Wolken nach allen Seiten hin ſich verbreiteten. Der Biſchof von Straßburg und der Biſchof von Konſtanz ſprachen die lateiniſchen Gebete und beſpritzten den Sarg mit dem heiligen Waſſer. Rings im Kreiſe knieten, mit brennenden Kerzen in der Hand die in Trauergewänder gehüllten Verwandten, Räthe und Diener des Ermordeten. Wehmuthvoll tönten die Glocken der Schloßkapelle, dumpf und ernſt das Geläute vom Kirchthurme des Städtchens.

Jetzt ſetzte der Leichenzug ſich in Bewegung. Voraus gingen zwei in Trauerflor gehüllte Herolde mit gewaltigen Helleparten, dann die Kinder von Baden und die Zünfte der Stadt. Ein Junker führte das reichgeſchückte Schlachtroß des Königs. Acht Grafen trugen den Sarg. Zwei Marſchälle und zwei Churfürſten hielten die Zipfel des Leichentuches. Dem Sarge folgten die Königin Eliſabetha, die Königin Agnes und die Frauen des Hofes, der Herzog Leopold, der Herzog Ludwig und die mit dem königlichen Hauſe verwandten Grafen und Freiherren. Hierauf die Räthe und Diener des Königs, Alle zu Fuß und in Trauerkleider gehüllt. Als der Trauerzug vorüber war, ſtiegen die Ritter und Bogenſchützen zu Pferd und ritten langſamen Schrittes nach. Den Schluß machten die Ritter im Hofkleide und die Reiſigen oder Schildknechte. An ſie ſchloß das Volk ſich an, von dem übrigens ſchon längſt ein großer Theil neugierig über Wieſen und Felder vorausgeeilt war. So ſchwankte in unabſehbarer, feierlich düſterer Reihe der Leichenzug vorwärts auf der Straße, welche an der linken Seite der Limmat gen Zürich führt.

An den Marken, wo das Gebiet der Stadt Baden von demjenigen des Klosters Wettingen sich scheidet, standen der Abt Konrad mit den Mönchen und Pater Anselmus mit seinen Klosterschülern. Als der Zug bis zu diesem Punkte gekommen war, begann das Geläute im Kloster Meerstein. Unter Vortragung der Todtenfahne und des schwarz und weißen Kreuzes reihten die Schüler sich an die Kinder von Baden, Abt Konrad aber und die Konventualen mit ihren brennenden Kerzen sich an die Priester und Bischöfe an, welche unmittelbar dem Sarge voraus gingen.

Im Kloster Wettingen angelangt, wurde der Sarg in der Todtengruft beigesetzt. Der Erzbischof von Mainz, der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Konstanz und Straßburg hielten die Todtenmesse. Abt Konrad aber hielt die Leichenpredigt. Da sich aber die Leser ohnehin vorstellen können, daß in derselben die Gerechtigkeit des Königs bis in den Himmel erhoben, das römische Reich über den erlittenen unersetzlichen Verlurst beklagt und Johann mit seinen Genossen in die unterste Hölle verdammt wurde, so wollen wir den Inhalt derselben hier nicht näher angeben.

Man wundert sich vielleicht darüber, daß der Leichnam Albrechts in dem Kloster Wettingen beigesetzt und daß er nicht nach Speier gebracht wurde, wo sein Vater Rudolf und die übrigen deutschen Könige und Kaiser ruhten. Später ist das allerdings geschehen, aber für den Augenblick wurden die Hinterlassenen von andern Sorgen gedrängt.

So heftig Elisabetha durch den plötzlichen und gewaltsamen Tod ihres Gemahls erschüttert worden war, so fühlte sie doch bald, daß sie Königin und Mutter von neun Kindern sei. Von der Größe des Unglücks wurde sie nicht niedergebeugt, sondern zu männlicher Thatkraft gehoben. Schon am ersten Tage nach der Beerdigung des Königs versammelte sie ihre Räthe und Diener zur Besprechung dessen, was Noth thue für den Augenblick. Es wurde gefunden, es sei jetzt nicht daran zu denken, die von Albrecht beschlossene Befehdung der Waldstätte auszuführen; es müssen vielmehr die erforderlichen Schritte gethan werden, um die Bergbewohner zu einem Bündnisse mit Oesterreich zu vermögen. Mit dem Bischof Otto von Basel solle man Frieden schließen, wenn auch einige Opfer zur Erhaltung des-

ſelben gebracht werden müßten. Nachdem Eliſabetha dieſe Beſchlüſſe gefaßt, wurde der Graf Immer von Straßberg und der Herr Heinrich von Grießenberg zu Pflegern dieſer vordern Lande ernannt und ihnen die Wahrung der Intereſſen des öſterreichiſchen Hauſes von der Königin anvertraut.

Rache gegen die Königsmörder war allerdings das Loſungswort der Familie und beſonders die Königin Agnes beharrte darauf, daß alle andern Rückſichten dieſem heiligen Werke untergeordnet würden. Die Königin Eliſabeth aber, obgleich ihr Herz von demſelben Wunſche beſeelt war, lieh den Gegenvorſtellungen der Räthe und Diener ein aufmerkſameres Ohr, indem ſie Kraft und Selbſtüberwindung genug beſaß, die Eingebungen der erbitterten Seele den kältern Berechnungen der Politik zu opfern. Ihrem älteſten Sohne Friedrich die deutſche Königskrone zu erwerben, das war das Hauptaugenmerk, dem die verwittwete Mutter ihre ganze Thatkraft zu wandte, vor dieſem Lieblingswunſche mußten alle andern Rückſichten wenigſtens für ein Mal in den Hintergrund treten. Sie beſiegte daher ihre Abneigung gegen den Churfürſten von Mainz und empfahl ſowohl dieſem als dem Churfürſten von Trier ihren hoffnungsvollen Sohn, ihnen die größten Verſprechungen machend, auf den Fall hin, daß ſie ſich entſchließen könnten, bei der bevorſtehenden Wahl dem Herzog Friedrich von Oeſterreich ihre Stimmen zu geben. Der Churfürſt von Mainz verſicherte bei Ehre und Eid, daß Friedrich auf ſeine Stimme zählen dürfe und daß er nicht zweifle, auch die übrigen Churfürſten werden gerne Hand bieten zu einer Wahl, die man den vielfachen Verdienſten des hochſeligen Königs Albrecht ſchuldig ſei, und die allein vermöge, den Verluſt zu erſetzen, welchen das Haus Oeſterreich und das römiſche Reich durch dieſen eben ſo betrübenden als gewiß Allen gleich unerwarteten Todesfall erlitten.

Deßgleichen redete auch der Churfürſt von Trier.

Im Grunde war aber das Alles, wie es bei den Großen dieſer Erde zu gehen pflegt, ein Spiel, wo unter gefälligen Schmeichelworten ein Theil den andern zu überliſten ſucht. Eliſabetha verſprach Vieles mit dem Hintergedanken, Friederich könne, wenn er einmal zum König erwählt ſei, es machen, wie ſein Vater Albrecht, nämlich halten, ſo viel ihm vortheilhaft ſcheine. Der Churfürſt von

Mainz und der Churfürſt von Trier waren in dem Augenblicke, in welchem ſie der Königin Eliſabetha ihre Stimmen für den Sohn Friedrich zuſicherten, bereits mit einander übereingekommen, einen Andern auf den deutſchen Königsthron zu erheben. Herzog Heinrich von Luxenburg war der Bruder des Churfürſten von Trier, er ſollte daher auch König werden, es koſte, was es wolle. In dieſem Sinne lud der Churfürſt von Mainz als Kanzler des Reiches die Churfürſten auf die letzte Woche des Wintermonats zur Wahl eines römiſchen Königs nach Frankfurt ein.

Nachdem dieſe Dinge geordnet worden, verließen die Churfürſten, die Biſchöfe, Herzog Ludwig und andere Ritter das Schloß und Städtchen Baden. Zuletzt verreisten auch Herzog Leopold, Königin Eliſabetha und Königin Agnes mit ihrem Gefolge. Und ſo blieb von all' den glänzenden Rittern und Frauen, welche vor wenig Tagen noch das Leben auf dem Stein zu Baden und in der Umgegend verherrlicht hatten, Niemand zurück, als der König Albrecht ſelbſt, der todte König in der dunkeln Gruft des Kloſters Wettingen. Es wurde öde in der Gegend und öde in den Gemüthern des Volkes. Die Leute, die Zeugen des ganzen Vorfalls geweſen, waren wie aus einem ſchweren Traume aufgewacht nnd wußten nicht, was ſie von der Geſchichte denken ſollten. Die Einen theilten die Empfindungen des Minneſängers und Domherrn Rudolf von Liebegg, welcher des Königs Tod in einem lateiniſchen Gedichte beſang; ſie beklagten die fromme Wittwe und ihre Kinder und verwünſchten die Mörder. Die Andern meinten, es ſei noch nicht ausgemittelt, auf welcher Seite das größere Unrecht ſei; dieſe erblickten in Johann einen durch planmäßig geübte Bedrückung zur Verzweiflung getriebenen Jüngling, und in der Mordthat ſelber nur eine Vergeltung Gottes für Das, was Albrecht an ſeinem rechtmäßigen König Adolf gethan. Der Mann, welcher dem Staube des armen Adolfs zehn Jahre lang beharrlich ein ehrliches Begräbniß in Speier verſagt hatte, lag nun ſelbſt in Wettingen, auf die Beiſetzung in der Königsgruft in Speier harrend. In Wettingen hatte man den Gaſt mit widerſtrebendem Gefühle und mehr aus Furcht vor Oeſterreichs Macht, als aus wahrer Theilnahme aufgenommen. Trotz der pomphaften Leichenpredigt die am Begräbnißtage vom Abt Konrad gehalten worden, ging jetzt

mancher Mönch mit geheimem Schauer in die Kirche, um sein Gebet zu verrichten.

Zu den Letztern gehörte auch der Pater Anselmus. Dem begegnete drei Tage nach der Begräbniß des Königs ein seltsamer Vorfall. Anselmus kniete in der Kirche, es war Nacht, zwischen zwölf und ein Uhr. Da wurde er in seinem Gebete durch einen Ton gestört, der wie das Gemäcker einer Ziege klang. Das ewige Licht brannte düster, die Schatten in den Winkeln und auf der Emporkirche waren schwärzer als gewöhnlich. — Anselmus, von Natur nicht der Herzhafteste und eben mit dem Gedanken an den ermordeten Mörder in seiner Nähe beschäftigt — Anselmus fuhr zusammen und drückte sich an die Wand. Das Ziegengemäcker wiederholte sich — es war ein geisterhaftes Lachen, ein Hohngelächter der Hölle. Dem Mönche lief es eiskalt über den Rücken. Er versuchte zu beten, aber er konnte nicht. Der Angstschweiß stand ihm in dicken Tropfen auf der Stirne. Nun lachte es zum dritten Male noch wilder, hohler und teuflischer. Es kam aus der Todtengruft, das war klar. Jetzt wurde es dem armen Pater doch zu arg, er eilte hinweg, um es dem Pater Hieronymus zu sagen.

Hieronymus, der, ehe er in den Orden getreten, das Kriegshandwerk getrieben, war ein stämmiger Mann, der sich nicht so leicht in Schrecken jagen ließ. Er hatte zudem einen kleinen Hieber im Kopfe. „Ei! was wird das sein? Du Narr!" rief er, „als etwa eine Fledermaus oder eine Katze, vielleicht auch ein Geisbock, den die Schlingel von Klosterbuben in die Gruft eingeschlossen." Mit diesen Worten nahm er den Pater Anselmus an den Arm und ging mit ihm auf die Todtengruft zu.

Wirklich stand die Thüre offen, der Deckel des Sarges lag am Boden und ein schauriges Zwielicht fiel auf die Leiche in demselben „Huhu! dort ist der Teufel! — leibhaftig! — huhu! —" schrie Anselmus, riß sich aus dem kräftigen Arme des Paters Hieronymus los und eilte in großen Sätzen fort von der Stelle des Schreckens. Und was war's? Allerdings ein etwas unheimlicher Anblick.

Ein Weib in dunkelm, faltenreichem Gewande stand über dem Sarge und hielt eine Blendlaterne über den Leichnam. Ihr gelbes Lederantlitz war von wilden Zügen verzehrt und aus ihren gläsernen

Blicken leuchtete boshafte, wahnſinnige Freude. Sie reckte die knöcherne Hand hoch aus dem weiten Aermel empor, die magern Finger wie ein Gerippe auseinander breitend. „Was ſoll das?“ rief ſie höhniſch — „warum ſo ſtill? — wo iſt die Krone? — kennſt Du mich jetzt? hat die Hexe von Gäbiſtorf Wort gehalten?“ In unheimlicher Freude lachte und tanzte die alte, wahnſinnige Elsbeth um den Sarg herum.

Pater Hieronymus erkannte zwar die Bettlerin von Gäbiſtorf auf den erſten Blick. Er hatte aber von den böſen Künſten dieſes Weibes gehört und die Philoſophie war ſo wenig ſeine Stärke, daß er auch keine Luſt fühlte, mit derſelben in dieſer Stunde und an dieſem Orte allein anzubinden. Leiſe ſetzte er einen Fuß hinter den andern und ſchlich rückwärts aus der Gruft. Er und Anſelmus weckten die übrigen Mönche aus ihren Zellen. Als aber die Paters erſchienen, war das Weib verſchwunden. Ja, was das Merkwürdigſte iſt, von dieſem Augenblicke an war von dem unheimlichen Geſchöpfe keine Spur mehr zu entdecken.

Man ſuchte ſich dieſes Räthſel auf verſchiedene Weiſe zu erklären. Im Volke verbreitete ſich die Sage: die Hexe habe dem Böſen ihre Seele mit Blut verſchrieben auf den Fall hin, daß er ſie in der Schwarzkunſt unterrichte und ihr zur Ermordung Albrechts Hand biete. Kaum habe ſie daher in der Todtengruft ihres Triumphes genoſſen, ſo ſei ſie bei ihrem Austritte von Jemanden in Empfang genommen und durch die Lüfte fortgeführt worden, den gute Chriſten nicht gerne bei'm Namen nennen. So glaubwürdig dieſe Sage den Menſchen jenes Zeitalters vorkommen mochte, ſo bezweifeln wir doch, ob ſie heut zu Tage großen Anklang finden würde. Und allerdings gab es auch ſchon damals Leute, welche die Sache natürlich erklärten. Nach ihrer Meinung hat das wahnſinnige Weib auf dem Rückweg einen Fehltritt gethan und iſt in die Limmat geſtürzt. Für dieſe Erklärung ſcheint der Umſtand zu ſprechen, daß man einige Tage nachher am Ufer des Fluſſes einen Schuh fand, der offenbar der alten Elsbeth gehört haben ſoll. Endlich dürfen wir die Anſicht einer dritten Partei nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſe behauptet, das halb wahnſinnige Weib ſei ein Werkzeug in den Händen des Erzbiſchofs von Mainz geweſen und von dieſem nach der Ermordung

Albrechts zur beſſern Bewahrung des Geheimniſſes in dem Kerker eines mainziſchen Kloſters für immer eingemauert worden. Allerdings war Peter Eichſpalter ein argliſtiger Mann, der ſeiner eigenen Sicherheit wegen ſo etwas gar wohl hätte thun können. Welche Erklärung indeſſen auf größere Wahrſcheinlichkeit Anſpruch machen dürfte — das wagen wir nicht zu entſcheiden, ſondern wir ſtellen es dem Scharfſinn unſerer Leſer und Leſerinnen anheim.

28.

Unglück und Hartherzigkeit.

„Wie ging es aber der Tochter des alten Weibes, dem ſchönen Röschen?“ hören wir fragen. Nur Geduld! das iſt es ja eben, was wir jetzt zu erzählen im Begriffe ſtehen. Des Mädchens Lage war ſehr traurig. Der Umſtand, daß ſie gerade zur Ermordung Albrechts gekommen und daß der Mörder ihres Vaters in ihrem Schooße verſchieden war, hatte ſie ſolchermaßen angegriffen, daß ſie einige Tage das Bett hüten mußte. Nachdem Elsbeth ihrer Tochter einige Arzneien gegeben und eine Aderläſſe angewendet, ſo ſtand zwar Röschen wieder auf, um die Hausgeſchäfte zu beſorgen. Wer ſie aber deßhalb als geneſen betrachtet hätte, der würde ſich ſehr getäuſcht haben. Ihre Krankheit hatte den Sitz weder im Magen, noch im Blute, ſondern im Gemüth. Sie liebte und wurde wieder geliebt. Aber dieſes göttliche Gefühl, das ſonſt der Schlüſſel zum irdiſchen Paradieſe iſt, hatte ihr eine Hölle aufgethan. Ihre Bemühungen, den Herzog Johann vor den ausgeworfenen Netzen zu warnen, waren vergeblich geweſen. Die Unthat wurde vollbracht. Der Mann, der ihr am höchſten ſtand auf Erden, der Jüngling, den ihr Herz anbetete, wurde zum Mörder. Daß Albrecht endlich die verdiente Strafe gefunden, daß denſelben das gleiche Schickſal getroffen, das er einſt ihrem unglücklichen Vater bereitet hatte, das hätte ſie ſonſt als göttliches Walten angeſehen. Auch jetzt ſuchte ſie ſich mit dem Gedanken zu tröſten, Johann habe ſo handeln müſſen, er ſei ein

Werkzeug gewesen in der Hand der Vorsehung. Wenn sie aber den Antheil erwog, den ihre Mutter, ja sie selber oder doch die Liebe Johanns zu ihr an dieser blutigen That hatte; wenn sie sich die unseligen Folgen vormalte, welche dieser rasche Schritt für den Herzog haben konnte; wenn sie schaudernd es sich sagte: Johanns Seele war rein, jetzt hat er sie mit einem Verbrechen befleckt und er flucht wohl in der Unruhe seines bösen Gewissens der alten Elsbeth und ihrer Tochter, — dann brannte der Kopf der armen Jungfrau, ihr Puls schlug fieberisch und sie war dem Wahnsinne nahe.

Von diesem Kampfe in des Mädchens Brust hatte freilich die Mutter keinen Begriff. Die Alte kannte nur ein Gefühl, nämlich das Gefühl befriedigter Rache. Sie jubelte, sie geigte und tanzte, sie rühmte sich ihres Antheils an Albrechts Morde, sie sprach von der Heirath mit dem Prinzen, von dem Königsblute, das beide Herzen nun fest zusammengeleimt habe. Wenn dann Rosa bat, daß ihre Mutter sie doch bei ihrem gegenwärtigen Gemüthszustande mit solcherlei Reden verschonen möchte, so fuhr die Schröpferin wild in die Höhe, schalt ihre Tochter eine empfindliche Thörin, eine entartete Tochter. Denn die Alte träumte schon vom deutschen Königsthrone, den Johann mit seiner Rosa besteigen sollte.

Freilich paßten die äußern Umstände übel zu dieser erträumten Königsgröße. Sobald Rosa das Bett verlassen konnte, zog Elsbeth sich mit ihrer Tochter in einen benachbarten Wald zurück und nahm ihre Zuflucht in einer durch Gesträuch versteckten Höhle. Von Zeit zu Zeit ging sie aus, um Lebensmittel zu holen und bei bekannten Bettlern und Gaunern Erkundigungen einzuziehen. Diese müssen aber ungünstig ausgefallen sein. Eines Abends, als sie das Feuer angezündet hatte, das kärgliche Mahl zu bereiten, sprach sie zu Röschen: „Morgen, wenn der Hahn gekräht hat, wird die Hexe von Gäbistorf und ihre Tochter fortziehen und ihre Füße nach den Bergen richten, wo der Fürstensohn ist, an welchem Rosa hängt mit inniger Liebe. Denn die Hunde auf dem Steine zu Baden sind wach geworden und richten schnobernd ihre Nasen nach den Fußtritten, wo die Alte wandelte und ihr Kind. Vorher aber muß ich den Mann des Unrechts noch sehen und das Auge weiden an der Schlange, die mein Fuß zertreten."

Elsbetha hörte nicht auf die Bitte der Jungfrau, welche sie zu bleiben bat. Auch litt sie nicht, daß sie von derselben begleitet würde. Sie verschwand im Dunkel der Nacht, in dem Dickicht des Waldes vor den Augen des Mädchens, das ihr vergeblich zu folgen sich bemühte. Der Hahn krähte, der Morgen kam, aber die Alte kam nicht wieder.

Der Leser weiß zwar bereits, warum das Weib nicht mehr zurückkehrte. Aber Röschen wußte es nicht. Sie harrte sieben Tage. Sie suchte die Verlorene in Wald und Feld, sie fragte nach in Weilern und Dörfern; sie schlich sich im Schutze der Abenddämmerung sogar nach Baden hinauf. Umsonst! alles umsonst! Nirgend fand sich eine Spur. Endlich, da ihre Lebensmittel all waren und die Schildknechte auch den Schlupfwinkel im Walde aufgespürt hatten, blieb dem armen Mädchen nichts übrig, als die Gegend zu verlassen. Niedergebeugt von Kummer und Angst, erschöpft an Kräften, von Fieberfrost geschüttelt, wankte die Arme von dannen. Aber *wohin?* das war die große Frage. Denn jetzt wußte sie in der That Niemand, bei dem sie ein Unterkommen hoffen durfte. Es gab wohl Jemand, aber der war jetzt selber ein Flüchtling. Es war ihr wie ein Traum, Johann habe nach der Ermordung Albrechts ausgerufen: „nach den Waldstätten". Unfreiwillig fühlte Röschen sich nach den Bergen hingezogen. Sie kam durch das Reppsthal und an den Albis, wo ihr von hohem Felsen die feste Schnabelburg entgegenschaute.

Bei'm Anblick des stattlichen Schlosses blitzte ein Gedanke in Rosa's Seele empor. Die Schnabelburg gehörte dem Freiherrn Walter von Eschenbach, dem Freunde des Herzogs Johann. Seine Gattin war Frau Elsbetha von Vatz, die von ihr auf dem Schlosse Wart gesehen worden, wo ihre Erscheinung auf das Mädchen einen freundlichen Eindruck gemacht hatte. Hier wollte das Mädchen ankehren und der Schloßfrau ihre traurige Lage eröffnen. Wenn irgendwo, so durfte sie hier Aufnahme und Schutz hoffen.

Die Zugbrücke war aufgezogen, bewaffnete Männer zeigten sich auf den Wällen, auf den Zinnen und den Thürmen. Alles schien zum Widerstande entschlossen und gerüstet. Kaum hatte Röschen sich dem Schloßgraben genähert, so rief der Pförtner durch eine über dem Thore angebrachte Oeffnung, wer sie sei und was sie wolle. Die

Jungfrau nannte ihren Namen und bat um Einlaß. Nachdem sie eine Weile gewartet, sank die Zugbrücke rasselnd nieder, einige Reisige traten an das Thor und der Pförtner führte Röschen zu Frau Elisabetha hinauf, die in der Abwesenheit ihres Eheherrn, der sich eben nach dem Schlosse Eschenbach begeben, das Regiment führte auf der wohlbefestigten Burg.

Frau Elisabetha war die Schwester des Freiherrn Donat von Vatz. Der Geschichtsforscher kennt diesen rhätischen Freiherrn schon; denn er zeichnete sich eben so sehr durch kriegerischen Sinn, als durch kalte Grausamkeit aus. Es wird von ihm erzählt, er habe seine Gefangenen in die dunkeln Burgverließe seiner Schlösser hinabwerfen und verhungern lassen und bei ihrem Jammergeschrei lachend erklärt, das seien seine Vögel, die ihm zur Kurzweil etwas vorpfeifen. Die Schwester hatte einen Zug aus dem Charakter ihres Bruders. Unter dem Geräusche der Waffen aufgewachsen, besaß sie einen nach hohen Dingen strebenden Geist und einen männlichen Muth, den keine Gefahr zu erschüttern vermochte, dem dafür aber auch die sanftern Gefühle der Weiblichkeit durchaus fremd blieben. Vielleicht erinnern sich die Leser noch, daß Elsbetha von Gäbistorf die Freiherrin von Eschenbach an jenem bekannten Abende auf dem Schlosse Wart als eine Ahnfrau von Fürsten begrüßte. Wenigstens erinnerte sich Frau Elisabetha dessen noch gar wohl und da sie eben die Hoffnung hatte, bald den süßen Mutternamen zu hören, so mischten sich in ihre Mutterträume die abenteuerlichsten Plane. Als daher Walter von Eschenbach heimkam und erzählte, was an der Fähre zu Windisch begegnet sei, jubelte sie über die Ermordung Albrechts und sprach: „Jetzt erst erkenne ich Euch für Männer, da Ihr den Muth gehabt, den gekrönten Schurken aus der Welt zu schaffen." Sie ermunterte ihren Mann, daß er schnell seine Burg in Vertheidigungszustand setzen und Alles aufbieten möchte, damit die Verschwornen nicht auf halbem Wege stehen bleiben. „Machet, daß Ihr sieget," rief sie, denn der Sieger hat immer Recht." Dabei bedauerte sie, daß ihre Umstände sie hindern, einen Harnisch zu tragen, um ihrem Manne bei Verwahrung der Schlösser behülflich zu sein. Dafür führte sie um so entschiedener das Regiment auf der Schnabelburg, im Geiste sich schon an jener Zeit labend, wo die böhmische oder wohl gar die deutsche

Königskrone den Herzog Johann, der Fürſtenhut aber ihren eigenen Gatten ſchmücken würde.

Das war die Frau, zu welcher das arme Röschen eingeführt wurde. „Du biſt alſo die Tochter der Bettlerin von Gäbiſtorf? fragte ſie herriſch die Eintretende. „Gut, daß Du kommſt, ich dachte eben etwas, worüber das Gaunerpack oft mehr zu ſagen weiß, als die Edelleute. Wo haſt Du die Alte? die Hexe? ich meine Deine Mutter.“

Röschen antwortete, daß dieſelbe verſchwunden ſei und fing an, ihre traurige Lage zu ſchildern. Allein Frau von Eſchenbach unterbrach ſie herzlos: „Das hat nichts zu ſagen. Die Alte wird ſchon wieder zum Vorſchein kommen, Unkraut verdirbt nicht. Tritt näher! beſchaue meine Hand und weiſſage mir und meinem Kinde. Deine Mutter hat bereits einen guten Anfang gemacht. Und wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo ſollte es jetzt noch leichter ſein, dem Hauſe Eſchenbach eine glänzende Zukunft zu verkünden. Die Sachen haben ſich inzwiſchen nicht verſchlimmert.“

Röschen ſchüttelte traurig ihr Haupt. „Was,“ rief die Freifrau, „Du willſt nicht? warum? Aha! nun verſtehe ich Dich, kleine Wetterhexe, Du willſt den Lohn zum voraus haben. Nun! es mag mitunter vorkommen, daß man Dich da und dort auf einem Schloſſe leer fortgehen läßt, nachdem Du Deinen Spruch gethan. Deine Vorſicht iſt Dir alſo nicht zu verargen. Indeſſen wäre bei mir das nicht zu beſorgen geweſen, Du hätteſt mir wohl anſehen können, daß die Freifrau von Eſchenbach nicht das Weib eines armen Junkers iſt.“ Mit dieſen Worten zog ſie ihren zierlichen Beutel und wollte dem Mädchen eine kleine Silbermünze reichen. Aber Röschen ſchob die Hand der Frau ſanft zurück, indem ſie ſagte, daß ſie von ſolcherlei Dingen nichts verſtehe, und glaube, daß der Menſch ſeine Zukunft Gott überlaſſen ſolle.

„Was? Du ſollteſt vom Handwerk nichts verſtehen?“ fragte erſtaunt Frau Eliſabetha. „Das ſind Poſſen, die ich mir nicht angeben laſſe. Oder was willſt Du denn hier? Willſt Du nur betteln?“

„Nein!“ entgegnete erröthend die Jungfrau, „ich bettle nicht.“

„Was willſt Du denn auf der Schnabelburg?“ ſchrie die Freiherrin.

Mich erkundigen, wo — der — Herzog — Johann ſei —" antwortete die Jungfrau und ihr Antlitz erröthete noch ſtärker.

In dieſem Augenblicke trat ein Kammermädchen in das Zimmer und flüſterte der Gebieterin in's Ohr, ſie möchte ſich doch vor der Gaunerin in Acht nehmen. Ein Knecht habe drunten ſich geäußert, man glaube allgemein, das Röschen von Gäbiſtorf ſtehe im Dienſte des Herzogs Leopold. Wenigſtens ſolle ſie Albrecht am erſten Mai vor den Planen der Verſchwornen gewarnt haben.

Frau Eliſabetha fand die Angabe ſehr glaubwürdig und wandte ſich in heftigem Zorne nach der Jungfrau.

„Was willſt Du mit dem Herzog? glaubſt Du, man errathe hier Deine Abſichten nicht? Wenn Du die Späherin für Oeſtreich machen willſt, ſo gehe an andere Orte hin. Fort! unverſchämte Dirne. Spute Dich, ſo ſchnell Du kannſt, oder ich laſſe Dich mit Hunden aus dem Schloſſe hetzen."

Das Mädchen entfernte ſich raſch. Als der Pförtner die Zugbrücke niedergelaſſen, rief die Frau wirklich durch das Fenſter, „man ſolle der Gaunerin die Hunde nachſchicken." Aber, ſei es nun, daß der Pförtner Mitleid fühlte mit dem ſchönen Kinde, oder daß die Hunde menſchlicher waren als die Menſchen: genug! die Arme kam über die Schloßbrücke, ohne von den Beſtien gebiſſen zu werden.

Die Angſt beflügelte ihren Fuß und machte ſie ihrer Schwäche vergeſſen. Erſt als ſie in einiger Entfernung von der Schnabelburg ſich befand, war es ihr möglich, über die erlittene Behandlung und das Troſtloſe ihrer Lage einige Ueberlegungen anzuſtellen. Das Gefühl getäuſchter Erwartung iſt unendlich bitter. Und der Gang eines Unglücklichen aus einem Hauſe, in welchem er Theilnahme und Hilfe zu erhalten hoffte, leider aber nichts fand, als fühlloſe Kälte und ungerechte Vorwürfe, o, es iſt ein ſchwerer Gang, ein wahrer Kreuzesgang. In ſolchen Augenblicken iſt der Leidende, der ungerechter Weiſe Verfolgte nahe daran, an der Menſchheit zu verzweifeln und wenn nicht der religiöſe Glaube ihn aufrecht hält, wird er verſucht, mit Dem zu hadern, der Glück und Tugend auf Erden ſo ungleich austheilte, ja den böſen Geiſtern das Ohr zu leihen, die ihm zuflüſtern, ein Leben wegzuwerfen, das zur unerträglichen Bürde geworden.

Auch Röschen erfuhr die Wahrheit dieſes Satzes. Sie weinte

bitterlich und fragte, womit ſie wohl eine ſo ſchreckliche Heimſuchung Gottes verdient habe. Den Tod, ſie wünſchte ſich nichts mehr, als den Tod. Arme Tochter! das Maß ihrer Leiden war noch nicht voll; zu größern Prüfungen ſchien ein unergründlicher Rathſchluß ſie aufbewahren zu wollen. Ein bekanntes Sprüchwort ſagt: „Es komme kein Unglück allein.“ Und es iſt nicht ganz ohne Grund. Haben einmal die böſen Tage begonnen, ſo hören ſie nicht ſo bald wieder auf, eine Hiobspoſt ſchägt die andere und aus dem Unfall des geſtrigen Tages keimt das heutige Mißgeſchick.

Während Röschen vorwärts wankte, ohne ſelber recht zu wiſſen, wohin, hörte ſie ein rohes Gelächter hinter ihrem Rücken. Als ſie ſich umdrehte, erkannte ſie zu ihrem Schrecken den Stadtwächter von Baden und den Schildknecht Konrad, welche in Aufträgen des Herrn Walter von Kaſteln nach Luzern gingen. „Was will doch das Mädel dort?“ hub Konrad an, „daß ſie wie ein Fink in das Gebüſch ſchlüpft. Ich will verdammt ſein, Meiſter Stadtwächter, wenn das nicht Euerthalben geſchah.

„Haſt Recht,“ entgegnete der Stadtwächter, „die Sache kam mir auch verdächtig vor. Dem Gange nach zu ſchließen, könnte es die Tochter der Geigerin von Gäbiſtorf ſein.“

„Teufel! die iſt's,“ lachte der Schildknecht. „Die müſſen wir packen und nach Luzern mitnehmen. Wetter! was das für ein Fang wäre für unſern Herrn. Damit könnten wir uns wieder herausbeißen.“

Röschen hatte die beiden Männer zu ſpät wahrgenommen, ſie wurde von ihnen eingeholt und trotz ihres Sträubens und Bittens mitgeſchleppt. Endlich verſagten ihr die Füße den Dienſt. Halbohnmächtig mußte ſie am Wege ſich niederſetzen. Schon gingen die Häſcher damit um, ſie bis zum nächſten Orte zu tragen. Da kam ein ungariſcher Bogenſchütze dahergeritten. „He! Ungar! Baſſamalenka! Herr Huſar! will er nicht das Mädel da auf den Gaul nehmen und mit nach Luzern führen in die Herberge des Ritters von Kaſteln?“ fragte Konrad.

Der Bogenſchütze hielt an und ſchüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß er kein ſterbend Wörtlein deutſch verſtehe. Jetzt fingen der Stadtwächter und der Schildknecht an, ihm durch allerlei Bewegun-

gen mit Händen und Füßen begreiflich zu machen, um was es sich handle. Der Kriegsmann merkte bald, daß er das schöne Mädchen zu sich auf das Pferd nehmen sollte. Er nickte mit dem Kopfe, setzte die Jungfrau vor sich hin auf den Sattel und jagte mit wildem Gelächter von dannen.

29.

Krankheit und Pflege.

Der jähe und gewaltsame Tod des Königs Albrecht hatte im ganzen römischen Reiche Bestürzung und Besorgnisse erregt. Nicht als ob der Ermordete große Liebe genossen hätte, aber man wußte nicht, welche Verwirrungen eine neue Königswahl und eine Fehde zwischen den Hinterlassenen Albrechts und den Mördern des Letztern nach sich ziehen dürfte. Bei der Ungewißheit des Ganzen auf die eigene Klugheit und Kraft angewiesen, suchten daher Klöster, Städte und Länder den Augenblick zu benutzen und sich zu rüsten für die Dinge, die da kommen möchten. Abt Ramstein von St. Gallen nahm in weniger als einem Jahre acht Steuern zu seiner Bewaffnung. Zürich räumte den Schutt von den bis in's dreißigste Jahr unverschlossenen Thoren. Bern und Solothurn erneuerten ihren Bund. Die von Schwyz verschanzten die Eingänge des Landes, die Unterwaldner verwahrten durch Pfahlwerk die Landung an Stanzstaad und erhoben einen festen Thurm, dem Lande zur Wehr und zur Wacht. Hierauf betrachteten die Waldstätte ruhig die Bewegungen der umliegenden Gegend. Landammann Reding wäre freilich gerne noch einen Schritt weiter gegangen, allein seine Politik schien den Vorstehern in Uri, Schwyz und Unterwalden allzu kühn.

Am glücklichsten im ganzen Gebirg fühlte sich indessen die Tochter Redings, die liebende Antonia. Geschäftig eilte sie zu Freundinnen und Verwandten und erzählte ihnen von dem großen Ereignisse, das bei Windisch vorgefallen. Dabei malte sie die Ungerechtigkeit des alten Königs mit starken Farben, auch zweifelte sie keinen Augenblick

daran, daß die Verſchwornen ein gutes Werk verrichtet hätten; obgleich ſie nie zu bemerken vergaß, daß Herr von Hünenberg weder an der Verſchwörung, noch an der Ermordung Theil genommen, ſondern Herzog Johann nur vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde gerettet habe. Mit dem unglücklichen Fürſtenſohne fühlte ſie großes Mitleid und ſie war natürlich ganz der Anſicht ihres Vaters, daß die Waldſtätte ihn und ſeine Freunde gegen die Rache Oeſterreichs in Schutz nehmen ſollten. Beſonders machte Antonia in jener Zeit fleißige Beſuche bei einer alten Baſe, deren Haus außerhalb des Fleckens auf einer kleinen Anhöhe lag, am Fuße des ſchönen Berges, welchen man gewöhnlich den Schwyzerhacken nennt. Dieſe Beſuche gereichten dem Herzen des lebensfrohen Mädchens allerdings ſehr zur Ehre, denn ſie galten einer Kranken, die im Hauſe jener Baſe lag. Da ſaß ſie im einſamen Kämmerlein zu den Füßen der Dulderin, bewachte ihren Schlummer, verſcheuchte die Fliegen von ihrem Antlitz, machte ihr die Kiſſen zurecht, reichte ihr friſches Waſſer und ſorgte dafür, daß ſie die vom Arzte verordneten Mixturen zu rechter Zeit einnehme. So lange das Fieber andauerte, wich Antonia nie von dem Bette der Kranken, weder bei Tag, noch bei Nacht; ſo daß der alte Reding, der ſonſt nicht zu den Aengſtlichen gehörte, anfing, zu bemerken, daß ſeine Tochter das Nachtwachen nicht übertreiben möchte. Und doch war es keine Freundin, keine Anverwandte, welche von Antonia mit ſolcher ſchweſterlichen Zärtlichkeit gepflegt und gewartet wurde, ſondern eine ganz fremde Perſon, von welcher die Nachbaren nicht begreifen konnten, wie ſie in dieſes abgelegene Haus gekommen ſei. Ueber der Kranken ruhte nämlich ein tiefes Geheimniß, indem die Thüre des Hauſes ſich für Niemand öffnete, als für den Arzt und für Antonia. Allerlei Vermuthungen wurden freilich angeſtellt, allein ſie hatten keine andere Grundlage, als die Ausſagen der alten Baſe, die es nicht verſtand, ganz reinen Mund zu halten. Laut ihrem Vorgeben ſollte die fremde Kranke ein junges Mädchen ſein, weiß und zart, wie Wachs, geduldig, ſanft und fromm, wie ein Engel. Ihrer Tracht nach müſſe ſie eine Ausländerin ſein. Manches deute auf Armuth hin, Anderes hingegen, z. B. die reich vergoldete Harfe, Ketten und Perlen auf einen vornehmen Stand. Im Fieber rede das Mädchen viel von einem Geliebten, von großen

Herren, von Königinnen, Churfürſten und Herzogen; auch komme es ihr immer vor, als müſſe ſie Jemand vor einer blutigen That warnen. Ob das nur Fieberträume oder etwas mehr ſeien, laſſe ſich freilich nicht ausmitteln. So ſchwatzte die alte Baſe. Die Nachbarn aber ſchüttelten den Kopf, denn ſie wußten nicht, was ſie aus der ganzen Geſchichte machen ſollten.

Unſere Leſer und Leſerinnen aber werden bereits gemerkt haben, daß die Kranke Niemand anders ſein kann, als das ſchöne Röschen von Gäbiſtorf. Freilich werden auch ſie ſich wundern, wie das Mädchen in das abgelegene Haus bei Schwyz kam. Die Sache ging ganz einfach. Der ungariſche Bogenſchütze hatte ſchon eine bedeutende Strecke Weges im Lande Zug zurückgelegt. Umſonſt ſträubte ſich das zarte Röschen, der bärtige Krieger war ihr an Kraft überlegen. Umſonſt rief ſie die Vorübergehenden um Hilfe an, das Pferd flog zu raſch dahin, die Leute ſtanden ſtill, lachten über den luſtigen Kumpan, der ein Weib geraubt, oder zuckten die Achſeln über die Perſon, welche ſie für wahnſinnig hielten. Andern, denen die Sache ernſthafter erſchien, ſcheuten ſich, mit dem grimmigen Huſaren anzubinden. Ehe ſie zu einem Entſchluſſe kommen konnten, war der Reiter mit ſeiner Beute ihren Blicken entſchwunden. Endlich erblickte Röschen einen Ritter, den ſie ſogleich für Heinrich von Hünenberg erkannte. Sie ſtreckte die Hände flehend nach ihm aus und rief um Hilfe. Hünenberg verrannte ſogleich dem Bogenſchützen den Weg, ihn zwingend, die ſchöne Beute ihm abzutreten, was freilich der Ungar nur mit Widerwillen that.

Nachdem Hünenberg vernommen, in welcher troſtloſen Lage ſich die Jungfrau befand, hob er ſie auf ſein Roß und ritt nach Schwyz, wo er das Abenteuer ſeiner Braut erzählte und dieſe bat, ſich der Verlaſſenen anzunehmen. Antonia willfahrte den Bitten ihres Geliebten gerne und verſchaffte dem Mädchen in der Nacht noch ein Unterkommen bei der alten Baſe am Fuße des Schwyzerhackens.

Allein jetzt war das Maß des Unglücks voll. Roſa wurde heftig krank. Ihr zartes Weſen erlag den gehäuften Schlägen des Schickſals. Das Fieber, das ſie nie ganz verlaſſen, ſtürmte mit der größten Heftigkeit auf ſie ein. Die Ereigniſſe der letzten Tage zogen in wilder Verwirrung an ihrer aufgeregten Seele vorüber, der liebende

Johann, der blutige König, die fluchende Mutter, die ſcheltende Schloßfrau — ſie kamen und gingen, die Häſcher packten ſie und in grauſem Ritte ſprengte ein Satan mit ihr von dannen, ein Teufel mit Bogen und Pfeil. Antonia, durch ihre Baſe von der Krankheit der Fremden in Kenntniß geſetzt, ließ ſogleich den Arzt rufen. Dieſer ſchüttelte aber bedenklich den Kopf und erklärte, daß er für nichts gut ſtehe, indem hier nur ein Wunder des Himmels helfen köune. Wirklich ſchien auch die Kranke ſo was zu fühlen. Etliche Tage lag ſie zwar ganz bewußtlos, ſich ganz mechaniſch den Verordnungen des Arztes unterwerfend und willig die Mixturen aus der Hand Antonias annehmend, welche ihr in ihren Fieberträumen vorkam, wie ein Engel, der ihr von Herzog Johann geſendet worden, die böſen Menſchen und Geiſter von ihrem Bette wegzuſcheuchen.

Eines Morgens aber wachte ſie plötzlich aus ihrer Bewußtloſigkeit auf und fragte nach dem Geiſtlichen des Orts. Als dieſer erſchien, empfing ſie fromm die Tröſtungen der Religion und bereitete ſich zum großen Schritte in eine andere Welt vor. Sie zweifelte nicht an ihrem baldigen Ende, dankte der Hausfrau und beſonders der weinenden Antonia für ihre Theilnahme und Pflege. Der Letztern ſchenkte ſie zum Andenken einen Ring; ihre Habſeligkeiten beſtimmte ſie, nachdem die verurſachten Unkoſten gedeckt ſein würden, den Armen von Schwyz. Auf des Prieſters Frage, ob ſie nun keinen Wunſch mehr auf dem Herzen habe, antwortete ſie: „Wohl, zwei Dinge habe ich noch, um deren Gewährung ich Euch bitten möchte, ehrwürdiger Vater. Leſet doch ein paar Meſſen zum Heil der Seele meiner armen Mutter, denn ich fürchte, ſie ſei nicht bußfertig von hinnen gefahren. Auch möchte ich ihn noch ein Mal ſehen.“ Als der Prieſter nähern Aufſchluß wünſchte, wen ſie darunter meine, ſchien es, als ob die Kranke ſich einige Augenblicke beſinne, dann erſuchte ſie, daß der Prieſter dem Herzog Johann, wenn er ihn ſehe, ſagen möchte: Das ſterbende Röschen von Gäbiſtorf ſchicke ihm noch ein Lebewohl und bitte, daß er ihr nicht fluche. Dann erhob ſie ihre zarten, weißen Hände zum Himmel, als ob ſie für Jemand bitte. Der Prieſter verſprach die empfangenen Aufträge gewiſſenhaft zu vollziehen und verließ weinend das Haus.

Bevor er aber aus dem Hauſe getreten, hatte das Fieber, wahr-

ſcheinlich eine Folge der gemachten Anſtrengung, ſich wieder bei Roſa eingeſtellt. Sie fing an, irre zu reden. Der Puls ging unregelmäßig, das Geſicht glühte, die Kranke flehte, daß man doch das Blut abwiſche, das über ihre Kleider gefloſſen. Dann wollte ſie fort, ſo daß die Hausfrau und Antonia alle Mühe hatten, ſie im Bette zu behalten. Dann nahm ſie die Stellung einer Perſon an, welcher man die Hände feſſelt. Nach ihrer Vorſtellung lag ſie im tiefen Burgverließe des Schloſſes auf dem Albis. Der Gefangenwärter hatte ſie mit einer Kette an die Mauer angeſchloſſen, und die Freifrau von Eſchenbach ſchaute durch ein Fenſterlein in den Kerker herab, ob die Tochter der Hexe von Gäbiſtorf noch nicht verhungert oder von den Thieren gefreſſen worden ſei, welche im Thurme hauſen. Plötzlich raſchelt es vor der Thüre, mehr als hundert Ratten laufen an den Wänden auf und nieder, Blindſchleichen, ſchwarze Schnecken und ſchillernde Nattern kriechen mit feuchtem, kaltem Leib über die Füße der Gefeſſelten. Siehe! da füllt ſich der Kerker mit einem hellen Sonnenglanz. Die Unthiere ſind verſchwunden. Johann in ſeiner ſchönen ritterlichen Kleidung kniet vor dem Bette, küßt die Hände ſeiner Roſa, ſagt, daß ſie nicht ſterben, ſondern zu ihm kommen und ihn nie wieder verlaſſen müſſe.

Jetzt ſchlummert Röschen ruhig. Ihr Mund lächelt in ſeligem Entzücken. Die Wangen glühen, wie Roſen. Gleich Perlen rinnt es von der Stirne. Ein ſtarker Schweiß iſt eingetreten. So ſchläft und ſchwitzt die Kranke von ein Uhr nach Mitternacht bis um zehn Uhr, alſo neun Stunden, ohne Unterbrechung.

Als der Arzt erſchien, war er ganz erſtaunt über die Veränderung, die ſeit ſeinem letzten Beſuche vor ſich gegangen. „Da hat Gott geholfen," ſprach er, „der Schweiß und die gute Natur hat das Mädchen gerettet. Die Kriſe iſt eingetreten, und wenn kein neuer Rückfall kommt, ſo werden wir in wenigen Tagen Wunder ſchauen." Wirklich erholte ſich Röschen zuſehends von Tag zu Tag. Vieles trug dazu allerdings auch Antonias treue Pflege und zarte Aufmerkſamkeit bei. Roſa und Antonia waren wie zwei Schweſtern. Liebende Mädchen ſind bald Freundinnen. Beide Mädchen redeten viel von Hünenberg und Herzog Johann. Antonia fühlte ſich glücklich in ihrer Liebe zu Hünenberg, Röschen aber glaubte, daß das,

was ihr im Fiebertraum geſagt worden war, etwas mehr ſei, als Traum. Mochte es auch ein kleiner Aberglaube ſein, ihre Freundin widerſprach nicht, und wenn ſie auch lächelte, ſo war es kein Lächeln der Bosheit.

Sobald Röschen ſo weit hergeſtellt war, daß ſie einen kleinen Spaziergang im Freien aushalten konnte, rieth der Arzt ihr zu gänzlicher Geneſung eine Kur in den höheru Regionen der Alpen an. „Das iſt ja allerliebſt!“ rief Antonia, „da gehen wir zum Bruder Hektor hinauf.“ Dieſer befand ſich nämlich mit der Heerde auf der Glattalp an den Urner und Glarner Marken, wo der Scheyen, der Reiſelt und der Pfannenſtock ihre ſtolzen Häupter in die Wolken empor heben. Schon lange wäre Antonia gerne in die Berge gegangen, wenn nicht Röschens Krankheit ſie gehindert hätte. Jetzt kam ihr die Aeußerung des Arztes ganz erwünſcht. Auf Röschens Einwendung, daß ſie noch zu ſchwach ſei zu einer ſolchen Wanderung, entgegnete Antonia lächelnd: das habe nichts zu bedeuten, ſie werde für vier Schwyzer Füße ſorgen, denen nicht leicht eine Firne zu hoch ſei.

Drei Tage ſpäter erſchien dann der Bruder Hektor mit zwei handfeſten Sennen. Dieſe trugen eine Sänfte, in welcher Röschen Platz nehmen mußte. Hektor, Antonia und eine Magd begleiteten die Sänfte, Lebensmittel und die nöthigſten Geräthſchaften tragend. Der Weg führte durch ein romantiſches Gebirgsthal dem Muottaſtrom entlang, der in dunkler Tiefe zwiſchen engen, ſenkrecht ſtehenden Felſen wild und ſchäumend dahinrauſcht. Vereinzelte Wohnungen ſtanden, einer zerſtreuten Heerde gleich, in den grünen Matten des Thals. Schwarze Tannen bekleideten die Seiten der Berge. Wilde Waldbäche murmelten hohl in den Schluchten; zahlreiche Waſſerfälle donnerten mächtig in die Tiefe hinab, glänzten hier wie Silberfäden über ſteile Felswände, verloren ſich dort wie leichtes Schneegeſtöber in den Lüften, oder ſtiegen wie heiliges Opfergewölk aus nächtlicher Kluft zum Himmel empor. Rüſtig ſchritt die kleine Karavane, die Bergſtöcke in der Hand, höher und immer höher hinan. Von Zeit zu Zeit erblickten die Wanderer durch geöffnete Felſen oder zerriſſene Nebelſchleier die Dörfer und Kirchen der Ebene. Weit unter ihnen lag dort die Welt mit ihren Mühen und Sorgen. Reiner wurde die Luft, leichter der Athem, freier die Seele. Unten

im Thale war der Frühling bereits vergangen, hier oben aber blühten hart am Schneefeld und am blauen Gletscher die Matten und Weiden im bunten, üppigen Alpenlenze. Genügsame Hirten lagen vor ihren mit schweren Steinen bedeckten Hütten in der Sonne oder jauchzten lustig auf die Wolken hinab, die unter dem Felsen vorüberrauschten, auf welchem sie standen. Bedächtige Kühe und naschhafte Ziegen kletterten mit sicherm Fuße an dem schwindlichen Abgrund, wo der kleinste Fehltritt unvermeidlichen Tod bringt für Menschen und Vieh. Ueber dem dunkeln Alpensee drehten sich kreischende Weihe und hoch über den beschneiten Kämmen und Zinken wiegte sich in majestätischer Ruhe des Gebirgs der stolze Adler.

Ungefähr auf der Mitte Weges hatten unsere Wanderer bei einer Alpe Halt gemacht, wo die mit hellen Glocken geschmückten Kühe den Fremden gleichsam neugierig entgegen kamen und sie bis zur Hütte begleiteten. Gastwirthlich empfing der Senne die Gäste, schüttelte ihnen treuherzig die Hand und stellte ihnen geschwungene Nidel, Butter, Käse und Rührum vor, Alpenspeisen, auf deren kundige Bereitung sich der Mann offenbar etwas zu gut that. Wein und Brod hatte die Magd aus dem Thale mitgebracht, was um so zweckmäßiger war, weil die Sennen Alles, was die Herde nicht liefert, aus weiten Entfernungen holen müssen. Frisches Wasser spendete die reine Quelle, die mit melodischem Getöne am nahen Felsen hinunterrieselte.

Nachdem die Gesellschaft in der Sennerei sich gelabt und ein wenig ausgeruht hatte, ging es wieder munter bergauf. Den übrigen fünf Mitgliedern war die Gegend zu bekannt, als daß sie durch diese Alpenscenen stark angeregt hätten werden können. Ganz anders verhielt es sich bei Röschen. Ein wundersames Gefühl beherrschte bei'm immer weitern Vordringen in diese hehre Gebirgswelt ihr für Naturschönheiten so empfängliches Herz. Eine ungewohnte Freudigkeit durchströmte allmälig ihr ganzes Wesen, es war ihr, als bringe jeder Athemzug mehr Kraft und Lebenslust in Seele und Leib. Sie wünschte daher, um die beiden Sennen zu erleichtern, die Sänfte zu verlassen und den Weg gleich Andern zu Fuß zu machen. Als ihr solches gestattet worden, ging die Sache über Erwartung gut; Röschen und Antonia kletterten wie Ziegen.

Der Pfad wurde immer ſchroffer und führte in mancherlei Windungen an Klüften vorbei und über verwitterte Klippen hinweg, wo die Alpenroſe ihren purpurnen Teppich ausbreitete über das ſchwarze Geſtein. Auf ein Mal ſtanden die Wanderer an einer Felsſchlucht, welche von ihnen überſchrieten werden ſollte. „Wie iſt es aber möglich, hier hinüber zu kommen? Ich ſehe weder Brücke noch Steg —“ ſagte das Mädchen von Gäbiſtorf, beſorgt nach allen Seiten ſich umſchauend. „Freilich! freilich! dort iſt unſere Brücke,“ antwortete lachend die Tochter Redings, indem ſie auf einen Haufen Schnee hindeutete, der von einer Felswand zur andern ſich ausdehnte. Und wirklich war dieſes die Naturbrücke, die über den Abgrund ſich wölbte, während unten in ſchauriger Tiefe der Waldſtrom donnerte.

Kaum war man über den in der Luft hangenden Schnee an die jenſeitige Felswand gelangt, ſo erblickten die Wanderer eine Oeffnung, die weit in den Berg hinein zu gehen ſchien. Hektor ſtellte ſich vor die Oeffnung und jauchzte mit mächtiger Stimme in dieſelbe hinein, worauf ſich ein vielfaches Echo hören ließ. Röschen wußte nicht, was das zu bedeuten hätte. Es ſollte ihr aber bald klar werden. Ein Einſiedler erſchien an dem Felſenthor. Aus der Art und Weiſe, wie der Eremit die Ankömmlinge bewillkommte, hätte man ſchließen ſollen, daß er mit den Manieren nnd Gebräuchen des geſellſchaftlichen Lebens nicht unbekannt ſei. Es lag in ſeinem Benehmen ein gewiſſer Anſtand, welchen Leute von ſchlechter Erziehung vergeblich nachzuahmen ſuchen, eine gewiſſe Ritterlichkeit. Der Mann trug eine Fackel in der Hand, bei deren Zwielichte Röschen wahrnahm, daß ſie ſich in einer großen Höhle befinde, wo viele Alpengeräthſchaften, Milchgefäße und Lebensmittel aufgehäuft waren. Täuſchte ſie ihr Blick nicht, ſo blitzten auch aus dem Halbdunkel Waffen, Panzer und Helme hervor, die im Hintergrunde an den Wänden hingen. Der Einſiedler bat, daß ihm die Gäſte an einen Ort hin folgen möchten, der etwas freundlicher ſei, als dieſe nächtliche Höhle. Dabei leuchtete er den Jungfrauen, indem er ſie warnte, mit ihren Kleidern nicht zu nahe an die Felswand zu kommen. An beſchwerlichen Stellen bot er ihnen die Hand. Nachdem ſie etwa hundert Schritte aufwärts gegangen waren, kamen ſie wieder an das Tageslicht. Ein weiter, freier Platz, eine blumige Alpe, auf

welcher eine schöne Herde von Schafen und Ziegen weidete, lag zu ihren Füßen. An einem Felsen, welcher diese Ebene überragte, waren Pfosten eingeschlagen und diese mit Brettern bedeckt worden. Ohne zu bemerken, daß die übrige Gesellschaft nebst dem Eremiten bei der Herde zurückblieb, stiegen die Mädchen den bequemen Bretterpfad hinauf, bis sie zu einem Kirchlein gelangten, und zu einer Wohnung, die wie ein Adlerhorst über dem Abgrund schwebte und eine herrliche Fernsicht über das Land der Alpen gewährte. Antonia öffnete neugierig die Thüre des Häuschens und zog ihre Freundin am Arme nach. Das war keine Hinterthür, die Pracht trifft man nur in fürstlichen Zimmern an. Ein herrlicher Teppich und ein aufgeschlagenes Buch liegen auf dem Tische. Eine goldene Rüstung hängt an der Wand und ein mit Pfauenfedern geschmückter Helm. „Gott, wo sind wir?" fragt Röschen. Antonia lächelt. Bevor sie aber antworten kann, stürzt ein reichgekleideter Jüngling herein. „Wo ist sie?" ruft er unter der Thüre. O Röschen! o Gott! Du da, mein Röschen!" Herzog Johann und das Mädchen seines Herzens liegen sich in den Armen.

TAYLOR INST. OXFORD

30.

Königswahl, Königsbegräbniß, Belehnung und Acht.

Was Johann und Röschen sich Alles zu sagen hatten, das kann der Leser zum Theil errathen. Und also wollen wir zu einem Gegenstand übergehen, der sich minder leicht von selbst errathen läßt. Daß für Johann und seine Freunde unendlich viel davon abhing, ob ein günstig gestimmter oder ein feindseliger Fürst auf den deutschen Thron erhoben würde, und daß die Wittwe Elisabetha und ihre Kinder ihren Durst nach Rache nur für einstweilen in der Absicht zügelten, um desto ungestörter für die Wahl des Herzogs Friedrich von Oesterreich, des ältesten der Söhne Albrechts, wirken zu können, daß aber die Churfürsten von Mainz und Trier ihre Augen auf einen andern Fürsten richteten — das haben wir schon früher angedeutet. Es liegt

uns nun ob, zu zeigen, welchen Erfolg die gegenseitigen Wahlbewerbungen hatten.

Am 27. Wintermonat, am Sankt Katharinatag des Jahres 1308, zogen Morgens um acht Uhr die geistlichen und weltlichen Churfürsten von dem Rathhause, der „Römer" genannt, nach der Sankt Bartholomäuskirche in Frankfurt, alle zu Pferd, im rothen, mit Hermelin gefütterten Scharlachrock und Scharlachbaret. Hier nahmen sie in dem mit goldenen Stücken behangenen Chore ihre Plätze ein, Mainz, Böhmen, Pfalz zur rechten, Köln, Sachsen, Brandenburg und Trier zur linken Seite. Der Bischof von Würzburg fing nun an, das Veni sancte spiritus zu singen, was ihm von den königlichen Kapellanen abgenommen wurde, indem die Churfürsten demuthsvoll auf der Erde knieten. Nachdem der Bischof von Würzburg die Messe vom heiligen Geiste vollendet hatte, naheten sich die Churfürsten dem Altare und leisteten den feierlichen Eid, daß sie nach Wissen und Gewissen den Würdigsten zum römischen Könige und künftigen Kaiser erwählen wollen. Dabei legten die geistlichen Churfürsten die rechte Hand auf die Brust, die weltlichen aber auf das Evangelienbuch. Zuerst schwur der Churfürst von Mainz, dann nahm er die Uebrigen in den Eid.

Nach der Eidesleistung verfügten sich im Namen des allmächtigen Gottes die Churfürsten zur Vornahme der Wahl in das Konklave. In gespannter Erwartung harrte das zahlreich im Tempel versammelte Volk. Die Churfürsten ließen etwa eine Viertelstunde später ihre Räthe, deren jeder Churfürst zwei hatte, in das Konklave rufen, als Zeugen der Wahl.

Hierauf wurde eine Gesandtschaft nach dem Römer abgeordnet, um den neugewählten König nach der Bartholomäuskirche einzuladen. Wer ist der Glückliche? hat Oesterreich den Sieg davon getragen, oder Luxenburg? So fragte mancher Zuschauer neugierig, so fragten mit ängstlichem Herzen etliche als Mönche und Pilger verkleidete Anhänger des Herzogs Johann, namentlich Heinrich von Hünenberg, Jakob von Wart und Konrad von Tägerfeld! Siehe! da kamen der Herzog Otto von Baiern, die Grafen Eberhard von Würtemberg, Rudolf von Nassau und viele andere Herren und Ritter; die führten in ihrer Mitte den Grafen Heinrich von Luxenburg. Die

Churfürsten, welche demselben bis an die Thüre der Kirche entgegenkamen, führte ihn in die Sakristei, wo er mit dem kaiserlichen Ornate bekleidet wurde. So geschmückt wurde er von dem Churfürsten auf den Altar gehoben und ihm von dem Erzkämmerer des römischen Reiches die Krone auf das Haupt gesetzt. Jetzt stellten sich die Churfürsten im Kreise um den neuen Herrscher auf, indem ihre Diener die Reichskleinodien hielten, den Apfel, den Zepter und das Schwert. Die Kantoren sangen das Te Deum laudamus, die Orgel fiel ein, die Drommeten schmetterten, die Heerpauken donnerten, so daß die Fenster zitterten und der Boden erdröhnte. Hoch auf dem Thurme machte das festliche Geläute der Glocken der ganzen Stadt das große Ereigniß kund.

Nachdem dieser Jubel vorüber war, hoben die Churfürsten den Neugewählten von dem Altare, führten ihn in das Schiff der Kirche, auf die dort errichtete Bühne und setzten ihn auf den Thron. Dann verlas der Domdechant von Mainz die Wahlakte und der Churfürst von Mainz erklärte vor allem Volke, daß Graf Heinrich von Luxemburg auf rechtmäßige Weise durch die Churfürsten des heiligen römischen Reiches zum deutschen Könige und künftigen römischen Kaiser gewählt worden sei.

Hierauf verließ der König die Kirche, um sich nach der Pfalz zu begeben. Sechs Rathsherren von Frankfurt nahmen denselben unter einen Thronhimmel auf. Ritter, Grafen und Hofbeamte eröffneten den festlichen Zug. Dann kamen die sächsischen und brandenburgischen Drommeter und Heerpauker. Hinter vier Herolden erschien der Churfürst von Trier, der Bruder des Neugewählten. Jetzt gingen neben einander der Pfalzgraf vom Rheine mit dem Reichsapfel und der Churfürst von Brandenburg mit dem Zepter. Ihm folgte der Churfürst von Sachsen als Reichsmarschall mit dem goldenen Schwerte, und diesem folgte der König Heinrich selber. Hinter dem Könige schritten die Churfürsten von Mainz und Köln. An sie reihten die königlichen Hatschiere und Trabanten und das Hofgesinde sich an. Den Schluß bildete das wogende, jauchzende Volk.

Somit war die große Frage entschieden, die Christenheit hatte wieder ein Haupt und das verwaiste römische Reich wieder einen

Vater. Dieſer aber war nicht aus dem mächtigen Herzogshauſe Oeſterreich, ſondern aus dem einfachen Grafenhauſe Luxemburg genommen worden. Herzog Friedrich trug die Zurückſetzung mit dem ſeiner Natur eigenthümlichen Adel. Heftiger zürnte die Mutter Eliſabetha und der Bruder Leopold. Keine Grenzen kannte die Wuth der Königin Agnes. Bittere Vorwürfe machte ſie der Mutter und den Brüdern, daß dieſer trügeriſchen Hoffnungen wegen die würdige Beſtattung des ſeligen Vaters verſäumt und das heilige Werk der Rache verſchoben worden ſei. Ihre flammenden Mahnungen fanden geneigte Ohren und es wurde beſchloſſen, jetzt, nachdem dieſer Theil der Plane des öſterreichiſchen Hauſes vereitelt worden, um ſo feſter auf der Verwirklichung des Uebrigen zu beharren.

Als daher König Heinrich VII. alter Sitte gemäß in der Kaiſerſtadt Aachen am heiligen Dreikönigtage 1309 gekrönt worden war, und er mit den geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Herren im alterthümlichen Saale ſaß, um Raths zu pflegen über die Wohlfahrt des Reiches, da nahte ſich einer der Herolden und meldete, daß Oeſterreich um Gehör bitte vor Kaiſer und Reich. Wirklich traten einige Augenblicke ſpäter in ſchwarzer Rüſtung Herzog Friedrich und Herzog Leopold ein, begleitet von einer großen, ebenfalls in Trauer gekleideten Schaar Ritter und Dienſtmannen. Schweigend ſchritten die beiden Herzoge auf den Thron zu und legten an den Stufen desſelben eine aus Wachs geformte Todtenhand nieder, welche krampfhaft einen goldenen Zepter hielt. „Was ſoll das?“ fragte der König.

„Das iſt das Zeichen des ungeſühnten, ungerächten Mordes,“ antwortete der ſchlanke, blondlockige Herzog Friedrich. „König Albrecht, unſer Vater, liegt, von der Hand ſeines Neffen erſchlagen, im Kloſter Weltingen. Wir fordern für ihn ein ehrliches Begräbniß in der Kaiſergruft zu Speier. Sein Blut ſchreit um Rache. Wir fordern, daß Herzog Johann und ſeine Helfershelfer in die Reichsacht erklärt, ihre Güter eingezogen und die Söhne Albrechts damit belehnt werden.“

So ſprach der Jüngling ſtolz, dann wandte er mit ſeinem Bruder Leopold ſich um und verließ, von den Dienſtmannen begleitet, den Saal wieder, in welchem der König und die Fürſten ſaßen. Nur ein Ritter blieb in der Mitte des Saales ſtehen, ein großer

Mann in ſchwarzer Rüſtung, mit geſchloſſenem Viſir. Man wußte nicht, ob er zu dem Gefolge der öſterreichiſchen Herzoge gehörte, oder ob er ſonſt in den Saal gekommen war. Er ſtand eine Weile ſchweigend da, bis er die Aufmerkſamkeit der verſammelten Fürſten auf ſich gezogen. „Wer biſt Du und was willſt Du?“ fragte König Heinrich. Ohne ein Wort zu erwiedern, ſchritt der ſchwarze Mann auf den Thron zu und legte an den Stufen desſelben ebenfalls eine aus Wachs geformte Todtenhand nieder, welche krampfhaft einen goldenen Zepter hielt. Stumm richtete er ſich auf und warf aus ſeinem ſchwarzen Viſier düſterflammende Blicke, bald auf den König und bald auf die Fürſten. Ein Schauer durchlief die Verſammlung, denn ſie fing an, den Sinn der geheimnißvollen Handlung zu ahnen.

„Auch ich mahne an einen ungeſühnten Mord,“ begann, ohne ſein Viſir aufzuſchlagen, in dumpfem, feierlichem Tone der ſchwarze Ritter. „Im Kloſter Roſenthal, im Etneresberg, liegt ein todter Mann, ein Ritter, von welchem ſein Feind, der Churfürſt Gerhard von Mainz, ſagte, er ſei das tapferſte Herz Deutſchlands geweſen. Es iſt der Leichnam des rechtmäßig gewählten und geſalbten, von der Hand ſeines Vaſallen erſchlagenen Königs Adolf. Zehn Jahre hat ihm ſein Mörder das ehrliche Begräbniß in der Kaiſergruft zu Speier verweigert. Gib, o König, gebet, o Ihr Fürſten, Euerm Adolf den Ruheplatz, den er ſo lange hat miſſen müſſen, und laſſet den Mann, welcher ihm Krone und Leben raubte, laſſet ihn liegen, wo er liegt. Ich rufe Euch nicht zur Rache auf. Gott hat gerichtet, in Albrechts eigenem Hauſe hat er ſich den Rächer auserkoren. Wie Albrecht einſt ſeinen König wider Ehre und Recht gemordet, ſo ward er wieder erſchlagen durch die Hand ſeines Neffen. Ehret, o Ihr Fürſten, ehret das göttliche Walten, opfert den armen Jüngling, welchen des Oheims Härte planmäßig zur Verzweiflung trieb, ach opfert ihn nicht dem Rachegeſchrei dieſer Söhne Albrechts. Verſchaffet Ihr dem Enkel Rudolfs das väterliche Erbe wieder, das Albrechts Habſucht ihm ſo lange vorenthielt und das Albrechts Söhne auch jetzt ſo gerne verſchlingen möchten.“

„Wer biſt Du, daß Du des Jünglings Dich mit ſolcher Wärme annimmſt?“ fragte König Heinrich. „Ein Mann, der dazu das Recht und die Pflicht hat,“ antwortete der ſchwarze Ritter. „Ich bin ſein

Erzieher. Wohl habe ich meinen Zögling vor kecker Gewaltthat gewarnt, umsonst! er hörte mehr auf den Rath unbesonnener Jugendfreunde. Meine Hand blieb rein', aber Johann hat die seinige mit Blut befleckt." Mit diesen Worten öffnete der Ritter das Visir und siehe, Konrad von Tägerfeld war der kühne Redner. Rasch schloß er sein Visier wieder, verließ den königlichen Saal und schritt unerkannt durch die zahlreichen Dienstmannen Oesterreichs, die draußen der Antwort des Königs und der Churfürsten warteten.

Je unerwarteter die Erscheinung des Konrads von Tägerfeld den meisten Fürsten gewesen, desto größer war der Eindruck, den sie hervorbrachte. Oesterreichische Schriftsteller behaupten zwar, es sei das ein durch Erzbischof von Mainz oder den Pfalzgrafen Rudolf vom Rhein eingeleitetes Spiel gewesen. Rudolf war nämlich der Tochtermann des ermordeten Königs Adolf und die Rücksicht auf seine feindliche Gesinnung gegen das Haus Oesterreich war auch ein Grund mit gewesen, warum Elisabetha die feierliche Bestattung ihres Gemahls nicht vornehmen wollte, so lange dieser Mann die Verrichtungen eines Reichsverwesers übte, welche verfassungsgemäß, während der Erledigung des Reiches dem Pfalzgrafen am Rheine oblagen. Dem sei indessen, wie ihm wolle; genug, sobald Konrad von Tägerfeld den Saal verlassen hatte, erhob sich der Pfalzgraf Rudolf und sprach einen Unwillen aus über das Begehren Oesterreichs und über die Art und Weise, wie solches vorgebracht worden. Er trug förmlich darauf an, daß man der Wittwe Adolfs die so lange verweigerte Beisetzung ihres Gemahls in die Gruft zu Speier endlich einmal gestatte und daß man nach zehn Jahren erst darüber eintrete, ob sein Mörder im Kloster Wettingen am rechten Orte liege, oder ob man ihm auch einen Ruheplatz gönnen wolle unter den rechtmäßigen Königen Deutschlands. In gleichem Sinne redete der Churfürst von Mainz. Andere hingegen meinten, man solle den Herzogen von Oesterreich entsprechen und nicht gleich im Anfange der neuen Regierung die Fackel der Zwietracht unter die Reichsstände schleudern. König Heinrich neigte sich dieser Ansicht bei und es gelang ihm endlich, die Fürsten dahin zu vermögen, daß sie beschlossen, der König Adolf und der König Albrecht sollen in einer Nacht in der Königsgruft zu Speier beigesetzt werden und zwar in der Reihenfolge, wie sie regiert hätten.

Mit dieſem Beſchluſſe mußten ſich die Herzoge von Oeſterreich einſtweilen begnügen. Wirklich fand die Beiſetzung der beiden Königsleichen in einer heitern Nacht des Herbſtmonats ſtatt. Es war ein ergreifender Anblick, als unter feierlichem Geläute und beim Schimmer einiger tauſend Kerzen die beiden durch Mörderhand gefallenen Nebenbuhler in die Behauſung der Todten einzogen und im alten Dome zu Speier und zwiſchen den marmornen Denkmalen und den ſilbernen Särgen ihrer Vorfahren die Ruheſtätte einnahmen. Zuerſt erſchien der Sarg Adolfs, begleitet von ſeiner Wittwe, ſeinem Sohne, Bruder, Tochter und Tochtermann und einer Menge von Vaſallen und Freunden. Dann kam der Sarg Albrechts, welchem ein langer, glänzender Trauerzug folgte, die Königin Eliſabetha, die Königin Agnes, die Herzoginnen Eliſabetha, Johanna, Katharina, Guta und die Herzoge Friedrich, Leopold, Heinrich und Otto und mehr als ſiebenhundert geharniſchte Ritter. Auch der König Heinrich und ſeine Gemahlin, ſammt ſeinem Bruder, dem Grafen Waltram von Luxemburg, und viele andere Fürſten und Herren geiſtlichen und weltlichen Standes wohnten dieſem gedoppelten Leichenbegängniſſe bei. Die Chronikſchreiber haben es als Merkwürdigkeit aufgezeichnet, daß bei dem Amte drei römiſche Könige und drei römiſche Königinnen gegenwärtig waren.

Den König Heinrich verdroß zwar die Pracht, welche von dem Hauſe Oeſterreich bei dieſem Anlaſſe entwickelt worden, indem es ihn bedünkte, man habe damit ſein königliches Anſehen in den Schatten ſetzen oder auf ſeine Entſchließungen einen drohenden Einfluß üben wollen. Herzog Friedrich entſchuldigte zwar die Größe ſeines Gefolges mit der Menge und Macht ſeiner Feinde und mit dem Umſtande, daß viele Freunde und Anhänger ſeines ſeligen Vaters gewünſcht haben, demſelben noch die letzte Ehre zu beweiſen. Um dieſen Punkt noch mehr hervorzuheben, entließ er wirklich, nachdem die Todtenfeier vorüber war, ſogleich den größten Theil ſeiner Ritter und Dienſtmannen. Allein König Heinrich, welcher vom Herzog Otto von Baiern, vom Grafen Eberhard von Würtemberg und vom Churfürſten Peter von Mainz in ſeinem Unwillen beſtärkt wurde, gab ſich damit noch nicht zufrieden. Er weigerte ſich beharrlich, die Herzoge von Oeſterreich mit den Beſitzungen ihres Vaters und mit dem Erb-

lande des Herzogs Johann zu belehnen, indem er behauptete, diese Lehen alle seien als verfallen zu betrachten und das Reich habe an dieselben die nächsten Rechte. König Heinrich, der Habsburg zu demüthigen und die Macht des eigenen Hauses zu erhöhen wünschte, schien überhaupt nicht ungeneigt, das Beispiel des Königs Rudolf nachzuahmen und seinem Sohne das zuzuwenden, was von Ottokar seiner Zeit an die Herzoge Albrecht und Rudolf übertragen worden.

„Wenn das ist," sagte Friedrich, „so haben wir in Speier nichts mehr zu schaffen. Da muß das Schwert entscheiden." Alsbald gab er seinem Schatzmeister Befehl, den Wirth zu bezahlen, und warf sich in seine Reisekleider. Schon standen die österreichischen Ritter und Dienstmannen auf dem Markte zum Aufbruche bereit, schon wollten Friedrich und sein Bruder sich in die Sättel schwingen. Da kamen der Bischof Johannes von Straßburg und Siboth, Bischof von Speier, und baten, daß sie doch nicht die Flamme eines neuen Bürgerkrieges in die deutsche Nation werfen möchten. Sie fielen den Pferden in die Zügel und führten die Erzürnten beinahe mit Gewalt in die Herberge zurück.

Die Unterhandlungen begannen auf's Neue. Die schlauen Priester glaubten ein Mittel gefunden zu haben, durch welches die länderſüchtigen Plane des österreichischen Hauses und diejenigen des neuen Königs auf Unkosten von Drittpersonen befriedigt werden konnten. „Beredet Euere Schwägerin," sagte der Bischof von Straßburg, „beredet die königliche Wittwe Elisabetha, daß sie dem Sohne des Königs Heinrich die Hand reiche, und tretet Euere Ansprüche auf Böhmen zu Gunsten des Grafen Heinrich von Luxemburg ab. Das möget Ihr um so eher thun, da es bei der veränderten Sachlage Euch nicht möglich wäre, Euern Ansprüchen auf die böhmische Krone den gehörigen Nachdruck zu geben. Dafür soll dann der König Euch mit den Besitzungen Euers Vaters und mit dem Erblande des Herzogs belehnen und die Reichsacht über diesen und seine Mitverschworenen aussprechen. Die Herzoge von Oesterreich gaben den beiden Bischöfen Vollmacht, diese Anträge dem Könige zu hinterbringen. Heinrich, der seine Augen stets auf Böhmen geworfen hatte, nahm diesen Vorschlag um so freudiger an, da er sich auch mit dem Gedanken an den Römerzug trug, um das gesunkene kaiserliche Ansehen in Italien wieder herzustellen, eine Aufgabe, bei welcher die Freund-

schaft Oesterreichs ihm trefflich zu Statten kommen konnte. Also wurden an demselbigen Tage der König Heinrich und die Herzoge von Oesterreich gute Freunde.

Am folgenden Tage war auf dem Markte in Speier eine hohe, geräumige, mit goldbordirten Tüchern behangene und belegte Bühne zu schauen. Darauf stand der reichverzierte Thron des römischen Königs. Er selbst saß darauf im vollen Glanze seiner Majestät, im Purpurgewand, mit der goldenen Krone auf dem Haupte. Ein blauseidenes, mit goldenen Lilien besätes Baldachin schützte den Herrscher der Christenheit vor den Strahlen der Sonne. Links und rechts stand der Pfalzgraf mit dem Zepter und der Herzog von Sachsen mit dem Schwerte in der Hand. Hinter dem Throne befand sich der Kanzler des Reiches, der Churfürst von Mainz, einen großen, gesiegelten Brief in der Hand haltend. Hierauf geschah die sogenannte Berennung des königlichen Stuhls. Die österreichischen Herzoge erschienen, auf dem Haupt mit einem goldenen Kranz geschmückte Herzogshüte und in den Händen goldene Stäbe tragend, an der Spitze einer großen Reiterschaar von Rittern, Herren, Grafen und Fürsten, durch welche sie unter Posaunenton und Trompetenschall von ihrer Herberge abgeholt und auf den Markt vor den königlichen Thron geführt wurden. Den Zug eröffneten die sechs Ritter, welche die Paniere der Herzogthümer Oesterreich, Steiermark, Krain, Porteau und die Schilde der Grafen von Habsburg und der Landgrafen von Elsaß trugen. Wer dem Zuge sich angeschlossen hatte, hielt ein kleines Fähnlein von rother Farbe. Die Herzoge stiegen die Stufen der Bühne hinauf, knieten nieder, näherten sich dem Throne und knieten auf's Neue, indem sie um die Belehnung nachsuchten. Darauf befahl König Heinrich dem Kanzler, daß er den Lehenbrief verlese über die Vorrechte und Pflichten der Herzoge von Oesterreich und über den Eid, den sie schwören sollten. Nach der Verlesung des Briefes fragte der König: „Ihr Herzoge des heiligen römischen Reiches, wollet Ihr das beschwören?" Da erwiederten die Herzoge Friedrich und Leopold: „Mächtiger König! gerne!"

Hierauf folgte die eigentliche Belehnung. Die Herzoge schwangen sich auf ihre Rosse, indem sie nach einem alten Vorrechte die Belehnung zu Pferde empfangen durften. Der König überreichte ihnen

die Fahnen, den Zepter und den Apfel mit dem Kreuze. Zuletzt reichte der Herzog von Sachsen das entblößte Schwert, das er während des ganzen Aktes gehalten, ihnen zum Kusse dar, indem die zahlreichen Pfeifer und Posauner mit der stärksten Musik einfielen.

Laut jauchzte das zahlreich versammelte Volk. Nur ganz leise fragte hie und da ein Zuschauer, wie es wohl mit dem Antheil stehe, welchen Herzog Johann an diesen Lehen anzusprechen habe. Dieser Zweifel sollte indessen bald gehoben werden. Nachdem die beiden Herzoge sich mit ihren Dienstmannen entfernt und der König sammt den Churfürsten ihre Stühle wieder eingenommen hatten, gaben die Trompeter und Paukenschläger das Zeichen der Aufmerksamkeit. Sodann erschien ein königlicher Herold, stellte sich auf die Stufen des Thrones und las mit lauter, langsamer Stimme folgende Achtserklärung:

„Wir Heinrich, von Gottes Gnaden römischer König, allwegen eine Mehrer des Reichs künden und verjehen offentlich, daß wir Herzog Johann von Oesterreich, des Herzogs Rudolf sel. Sohn, die Herren Rudolf von Wart, Rudolf von Balm, Walter von Eschenbach und den Ritter Konrad von Tägerfeld mit Recht und mit gesammtem Urtheil verurtheilt haben. Wir haben ihnen Ehre und Recht genommen, ihre Lehen für erledigt, ihre Ehefrauen für Wittwen und ihre Kinder für Waisen erklärt. Wir verbieten sie ihren Freunden und erlauben sie ihren Feinden. Wir nehmen ihnen gemeiniglich die Rechte, welche Semperleute und unversprochene Leute zu haben pflegen. Und gönnen ihnen ihr Leben also lange, als sie durch die große Barmherzigkeit, die Gott an uns legte, verschuldet haben um des Mordes willen, den sie gethan an dem römischen König Albrecht sel., unserm Vorfahren des Reichs, nach der Klage unsrer lieben Fürsten, des Herzogs Friedrich von Oesterreich und des Herzogs Leopold, seines Bruders. Es ist auch von uns beschlossen, nach der Kaiser geschriebenem Rechte und nach gesammtem Urtheil, daß die vorgenannten Männer ihr Leute und ihr Gut nicht verändern mögen, weder mit Verkaufen, noch mit Versetzen, auf keinerlei Weise, denn Leut und Gut sind dem Reich anheimgefallen, seit die Thäter miteinander oder einzeln des Mordes übereingekommen. Eben so sollen Alle, welche diese verurtheilten Männer, mit Vorwissen des Mor-

des, hauseten, hosten und beherbergten, seit sie den Mord an unserm seligen Vorfahren des Reichs begangen, in gleiche Schuld verfallen sein, wie die, welche des Mordes wegen verurtheilt wurden. Dieser Spruch ist gefällt worden nach kaiserlichem Rechte, durch diesen Brief zur öffentlichen Kunde gebracht und gesiegelt mit dem königlichen Siegel. Geben zu Speyer am Donnerstag vor Sankt Morizen Tag, da man zählte von Gottes Geburt 1309 im ersten Jahre unsers Reiches."

Dumpf und schweigend hatte die Menge der Verlesung des Briefes zugehört, dumpf und schweigend lief dieselbe, als der Herold zu Ende war, nach allen Seiten auseinander. Nur Kuni von Stocken, der Hofnarr des Herzogs Leopold, sagte: „Die Welt hat sich gebessert. Als König Adolf von dem einäugigen Vetter ermordet worden, haben sie diesen zum König gemacht. Jetzt aber, da der Herr Neffe aus Böhmenland so einfältig war, dem einäugigen Vetter den Spieß in den Leib zu rennen, da gehen sie hin, sprechen die Reichsacht über ihn aus und erklären ihn und seine Freunde für vogelfrei. Wäre der König Heinrich nicht so gerecht und die Churfürsten nicht die frömmsten Männer im heiligen römischen Reich: so wüßte ich nicht, was denken; die Welt wäre dann recht närrisch, schier so pudelnärrisch, wie der Kuni von Stocken."

31.

Der Gemsjäger und der Lämmergeier.

Im Sommer 1309 (es mochte, wenn wir nicht irren, gegen das Ende des Augusts sein) stieg ein Mann aus dem Schächenthal zu den Gebirgen empor, welche sich an den Marken zum Himmel erheben, zwischen den Ländern Uri, Glarus und Schwyz. Er schritt, nach der Art der Alpenbewohner, langsam, aber sichern Fußes aufwärts. Seine Gestalt war groß, und die Muskeln seiner Arme und Füße verriethen eine außergewöhnliche Kraft. Dunkelflammende Augen blitzten unter dem mit einer Straußfeder geschmückten Hute hervor. Das braune Gesicht war von einem kurzen, krausen, pechschwarzen

Barte umſchattet. In der ſtolzen Haltung des Mannes und in den ſtark ausgeprägten Zügen des Geſichtes lag ein gewiſſes Selbſtgefühl, ein kühner Trotz. Es war ein kräftiger Sohn des Gebirgs. Ob indeſſen der Geiſt, der dieſen Mann beſeelte, mehr der Freiheit ſeines Vaterlandes zuzuſchreiben ſei, oder dem Handwerk, das derſelbe trieb, das ließ ſich nicht ſo leicht ausmachen. Seiner Kleidung nach zu ſchließen, war er kein Hirt, ſondern eher ein Waidmann des Gebirgs. Wenigſtens trug er eine Armbruſt auf der Schulter und einen mit Pfeilen gefüllten Köcher auf dem Rücken. Neben ihm wandelte ein treuer Hund.

Ob einer Felswand, die jäh hinabging in die Tiefe, in welcher die Bergkrähen und Weihe viele hundert Klafter weit unter ihm hinflogen, ſtand der Jäger plötzlich ſtill. Es öffnete ſich eine ſchöne Ausſicht in die Gebirgswelt. Vom jungen Tage verklärt, leuchteten einzelne Gletſcher, Schneefelder, Hörner und Zinken, während andere Berge und Thäler ſich noch in Dämmerung und Schatten hüllten. Ein roſiger Duft hing um die Windgelle und den Briſten, um die Klariden, den Glärniſch, Tödi und Bragel. Der weiße Morgennebel über Altdorf und Flüelen fing an zu weichen, Grütlis heilige Stätte trat aus dem Schleier hervor, Seelisberg, Beckenried und Luzern wurden ſichtbar. Herrlich breitete am Fuß des Rigi und des Pilatus der glänzende Waldſtättерſee ſich aus.

Lange ſtand der Jäger in dieſen Anblick verſunken. Sein Auge wurde feucht. Und wäre ſeine Haltung nicht zu ſtolz, ſein Antlitz nicht ſo trotzig geweſen, ſo hätte man glauben mögen, eine Thräne rinne ihm in den ſchwarzen Krausbart hinab. „Und dieſes Land haben die Schurken unterdrücken wollen?“ ſprach der Waidmann halblaut vor ſich hin, indem er unwillkürlich die nervige Fauſt ballte, „dieſes ſchöne Alpenland! Je nun, ſie werden es jetzt wohl bleiben laſſen!“ ſetzte er nach einigem Beſinnen mit keckem Gelächter hinzu.

Packan hatte bis jetzt in ſtummer Ehrfurcht dageſeſſen, als ob er ſich ſcheue, die Betrachtungen ſeines Gebieters zu unterbrechen. Beim Auflachen desſelben aber begann er mit dem Schwanze zu wedeln und hielt die kalte Naſe an die Hand des Herrn. Da dieſer aber immer noch nicht von der Stelle weichen wollte, wo das Vaterland ſeine Reize vor ihm ausbreitete, machte der Hund einige Sätze und um-

kreiste bellend den Sinnenden. Das weckte den Alpenjäger aus ſeinen Träumereien auf. Er faßte die Armbruſt, auf welche er ſich eine Weile geſtützt hatte, warf ſie raſch auf die Schulter, ſchwenkte den Hut nach dem glänzenden See hinab und ſtieg wieder aufwärts. Schon war er über die Linie hinaus, wo die Tannen wachſen, das Gras wurde kürzer und ſpärlicher. Es ging abwechſelnd über graue Felſen und lange, mit Schnee bedeckte Halden, über denen ſchwarze Klippen und ſteile Granitwände ſich geiſterhaft aus hängenden Nebeln und ziehenden Wolken aufthürmten. Das Geklingel der auf den tiefern Alpen weidenden Herden war längſt verſtummt, nur ließ hie und da ein dumpfes Getöſe oder ein gellendes Pfeifen ſich hören. Ein Gletſcher war zuſammengeſtürzt oder eine Lauene in die Kluft hinabgedonnert. Rüſtiger kletterte der Jäger über zackige Felſen und weichendes Steingerölle. Sein Ohr hatte das Pfeifen vernommen. Es war die Stimme eines Murmelthierchens geweſen. Auf dem friſch ſchimmernden Schnee aber ſah er die bläulichen Spuren der Gemſe. Der Hund ſchlug an. Jetzt ertönte ein zweiter Pfiff und der kam von einer Gemſe.

Der Schweizer weiß ſchon, was Das ſagen will. Dem Leſer aber, der nicht zu Helvetias Söhnen ſich zählt, ſind wir hier einen kurzen Aufſchluß ſchuldig. Die Gemſe iſt eine Art von wilder Bergziege, braun von Farbe, leichtfüßig und ſcharfſinnig, mit ſchönen Augen und hackenförmig zurückgegogenen Hörnern ausgeſtattet. Dieſe Thiere leben in Rudeln auf den Alpen und weiden hoch ob den Wohnungen der Sterblichen, zwiſchen Felſen und Schnee. Hier ſtellen ſie eine Wache aus, welche, wenn ſie den Jäger ſieht oder riecht, die Uebrigen von der Annäherung des Feindes durch einen gellen Pfiff warnt, worauf ſich die Herde mit Windesſchnelle über die Eisgletſcher und Schneefelder zerſtreut.'

Unſer Jäger hatte die Warnung vernommen und verdoppelte ſeine Schritte Er war einem Gemsbock auf der Spur, der ſich verſpätet haben mußte. Er verfolgte ihn über den Grat hin und trieb ihn mit Hülfe des Hundes auf eine Schlucht zu, wo er in einem Felsgang, welchen das Waſſer ausgehöhlt hatte, ſich wie in einer Sackgaſſe ſelber fing. Eben wollte der Jäger die Armbruſt zum tödtlichen Schuſſe anlegen. Plötzlich, da das Thier ſich gefangen ſah,

drehte es ſich um, faßte ſich ein Herz und ſprang mit aller Macht auf den Feind los, ihn in den Abgrund hinabzuſtürzen. Doch der Gemsſchütze erkannte die Größe der Gefahr und ergriff das Mittel, das allein ihn noch zu retten vermochte. Er warf ſich im Nu der Länge auch auf die Erde nieder und über ihn weg in wildem Sprunge ſetzte das zum Muthe der Verzweiflung getriebene Thier.

Der Gemsjäger erhob ſich wieder und fing, nicht ohne einen Anflug von Aerger über die entronnene Beute, an, den Rückweg zu nehmen. Mit großer Gewandtheit kletterte er die Felſen hinab und furchtlos hing er über dem gähnenden Abgrund. Sein Kopf war frei von Schwindel, ſein Auge ſcharf und ſicher ſein Fuß. Als er aber von einer Felswand zur andern überſpringen wollte, wich der Stein, an welchem er eine Stufe zu finden gehofft hatte. Er ſtürzte hinunter in die ſchaurige Tiefe. Rettungslos ſchien er verloren.

Zum Glück war er auf eine mit vielem Schnee bedeckte Klippe gefallen. Zwar noch lebend, aber ohne Lebenszeichen, lag er am Rande des Abgrundes, umweht von des Gletſchers eiſiger Kälte, fern von der menſchlichen Hülfe, ſtundenweit ob der bewohnten Erde. Nur der treue Packan war, nachdem er den Herrn in die Tiefe fallen geſehen, auf Umwegen zu ihm geeilt. Er leckte das Angeſicht des Jägers, legte ſich an ſeine Seite nieder, ſuchte ihn von der jähen Felswand fortzuziehen. Umſonſt! der Mann war zu ſchwer. Jetzt ging der Hund, dann ſtand er ſtill und blickte kläglich heulend bald nach der Gegend, wo die nächſten Sennenhütten liegen, bald nach dem unglücklichen Meiſter zurück. Das arme Thier war offenbar unſchlüſſig, ob es Hülfe holen oder den Bewußtloſen bewachen ſollte.

Siehe! da ſchwebte etwas, wie ein dunkler Schatten, wie ein ſchwarzes Gewölk über die endloſe Schneefläche daher. Ein Lämmergeier iſt's, der mit ſeinen ausgeſpannten Flügeln wohl drei Klafter mißt. Mit einem ſcheußlichen Geſchrei, das wie wildes Hohngelächter klingt, ſtürzt das Ungeheuer der Lüfte auf den ohnmächtigen Gemsſchützen los, den häßlichen Hals weit vorgereckt, den krummen Schnabel gierig geöffnet und die mächtigen Krallen zum Einhacken bereit. Doch, ſchon ſteht Packan, ſchnell zurückgekehrt, an der Seite des Jägers. Mit den Vorderfüßen ſich über Bruſt und Kopf des Mei-

ſters ſtellend und ſomit ihn mit dem eigenen Körper deckend, wirft ſich der Hund unter wüthendem Gebelle dem Rieſengeier entgegen. Ein merkwürdiger Kampf beginnt. Der Vogel erhebt ſich in die Luft und ſucht dem Hund auf den Rücken zu kommen. Der aber weiß ſeine Stellung ſo klug zu nehmen, daß er immer ſeine grimmigen Zähne dem Feinde entgegen hält. Zuletzt gelingt es dem Geier, eine Kralle in die Seite des Hundes einzuhauen. Im gleichen Augenblicke aber hat ihn dieſer tüchtig am Flügelbeine gefaßt. Wer als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen wäre, wiſſen wir nicht.

Der ſchreckliche Lärm und einige im Geſichte erhaltene Ritzungen hatten endlich den Schützen aus ſeiner Ohnmacht geweckt, ſo daß er die Augen aufſchlug und ſich erſtaunt vom Boden emporrichtete. Da er aber als gute Waidmannsnatur bald merkte, um was es ſich handelte, ſo eilte er ſchnell dem heulenden Pakan zu Hilfe und ſtieß ſein Jägermeſſer dem Lämmergeier in den Leib.

Der unſanfte Sturz hatte dem Schützen allerdings nicht wohl gethan, doch war kein Glied gebrochen. Und alſo machte ſich der Urner, bei ſeinem gefährlichen Handwerk längſt an ſolcherlei Zufälle gewöhnt, aus der ganzen Geſchichte nicht viel. Hatte er doch jetzt ſtatt des Gemsbockes einen andern Fang gemacht. Er liebkoste den braven Pakan, wuſch deſſen blutige Wunde an einer Quelle und fing an, mit dem Lämmergeier auf dem Rücken, gegen dem Lande Schwyz zu, in das Thal hinabzuſteigen.

Das erſte lebende Weſen, das er auf dieſem Wege antraf, war ein Einſiedler, welcher in einem Buche zu leſen ſchien. „Ehrwürdiger Vater," ſprach der Jäger, indem er ſeinen Hut abnahm, „iſt die obere Alpe ſchon bezogen und kann ich wohl bei der erſten Sennhütte etwas Milch bekommen? Wir haben uns ziemlich lange im Gebirge herumgetrieben. Mein Magen iſt leer und Pakan, der arme Schelm da, ſchaut mich auch an, als ob er ſich über eine Brente mit Milch nicht abſonderlich ärgern würde."

„Darf ich wohl wiſſen, wer der wackere Waidmann iſt, welchen das Glück in meine Einſamkeit führt?" fragte der Eremit, „es kommen ſo ſelten von dieſer Seite her Wanderer zu uns, daß Ihr mir ein Bischen Neugierde ſchon zu gut halten müſſet."

Obgleich es dem Gemsjäger bedünken wollte, der fromme Bruder

hätte ihm, auch ohne ihn zu kennen, die verlangte Auskunft geben dürfen, so nahm er doch keinen Anstand, Namen und Wohnort dem Neugierigen zu bezeichnen.

„Schon recht," erwiederte der Einsiedler, dem Jäger treuherzig die Hand schüttelnd, „wenn Ihr der Mann seid, für welchen Ihr Euch ausgebet, so müsset Ihr nicht bis zur obern Alpe gehen, um Erfrischungen für Euch und Euer Thier zu erhalten. Meine Klause wird Euch alles Erforderliche zu spenden vermögen. Sie ist ganz nahe."

Also gingen die beiden Männer mit einander. Auf dem Wege erzählte der Gemsschütze von dem Abenteuer auf dem Grate, von des Geiers Raubluft und des Hundes Treue, bis der Einsiedler ihn über eine große Schneemasse führte, welche von einer Felswand zur andern gleichsam eine natürliche Brücke bildete, unter welcher der Bergbach mit hohlem Gemurmel dahin rauschte. Am jenseitigen Ufer angelangt, schlug der Eremit Feuer, zündete eine Fackel an und führte den Mann aus dem Schächenthale durch eine dunkle, geräumige Höhle. Sobald man aber wieder an das Tageslicht trat, befand man sich auf einer weiten, blumigen Au, die sich wie ein kleines Paradies hinter diesen Felsen verbarg. Auf einer steilen Höhe erhob sich ein Kirchlein und eine niedliche Wohnung, kühn in die Bergwand hineingebaut, so daß die Häuschen dahingen, wie Adlernester über dem gähnenden Abgrund. Eine Herde weißwolliger Schafe weidete auf der grünen Matte, naschhafte Ziegen kletterten im Gebüsch ob der Hütte und dem Kirchlein. Auf einer Rasenbank saß ein ritterlich gekleideter Mann mit dem Hirtenstabe in der Hand; neben ihm befand sich eine schöne, junge Frau. Die koste mit einem kleinen Kinde, das sie auf dem Arme trug.

„Gnädiger Herr," rief der Eremit, der Niemand anders war, als Konrad von Tägerfeld, „hier bringe ich Euch einen Mann, dessen Bekanntschaft Ihr schon lange zu machen wünschtet. Es ist das der brave Wilhelm Tell von Bürglen, der wackere Schütze, welcher das Land Uri von dem Tyrannen Hermann Geßler von Brunneck befreite. Euch aber muß ich zur Lösung des Räthsels sagen, daß Ihr hier auf der Alpe seid, wo der Herzog Johann und seine rechtmäßige, wiewohl einstweilen im Stillen getraute Gattin ein friedliches Asyl

fanden vor den Verfolgungen ihrer Feinde.“ Also sprach der Ritter. Johann aber und Tell reichten sich freudig die Hand.

32.

Die Fürstenkinder vor der Landsgemeinde.

Der Gemsschütze von Bürglen blieb auf der Glattalp über Nacht. Ein düsteres, aber ein starkes Band umschlang Johann und Tell; ein seltsames Walten hatte den Abkömmling von Königen mit dem Sohne des Gebirgs verbrüdert. Beide hatten eine That begangen, die nach den gewöhnlichen Begriffen der Menschen unerlaubt ist und unerlaubt sein muß; Beide hatten ein Verbrechen verübt, aber Beide fühlten, daß sie keine Verbrecher seien. Ich habe den zürnenden Schatten Adolfs gerächt, ich habe Deutschland von der Schmach befreit, den ungerechtesten Mann des Reiches auf dem Throne Karls des Großen zu dulden. „Meine That bereue ich nicht,“ sprach Johann. „Und ich,“ erwiederte Tell, „habe den Mann getödtet, der mich zwang, den Apfel wegzuschießen vom Haupte des eignen Kindes; den bösen Mann, der mit Tyrannenlust dem höherstehenden Tyrannen sich als Werkzeug lieh, zur Unterdrückung meines Vaterlandes. Dieser Mord ist das schönste Werk meines Lebens. Ihr habet den Herrn, ich den Knecht erschlagen, das ist der ganze Unterschied. Gute Regenten sind heilig, ungerechte stellen sich selbst außer das Gesetz. Daß Tyrannen bei ihrem ungerechten Thun sich nicht sichern können durch die gleißende Form des Rechtes; daß der Bösewicht auf dem Throne ewig zittern muß bei'm Gedanken an den Racheengel, der ihm jeden Augenblick aus dem Volke emporsteigen kann: das finde ich ganz in der Ordnung. Das Gegentheil wäre weder nöthig noch gut.“

Also redeten Wilhelm Tell und Herzog Johann miteinander. Mit der kommenden Morgensonne schied der Gemsjäger von seinem Gastfreunde, dem er versprach, Alles aufzubieten, um das Volk von Uri zu seinen Gunsten zu stimmen. Der Sinn dieses Versprechens wird dem aufmerksamen Leser nicht dunkel sein. Die Lage Johanns und seiner Anhänger fing an, eine ernstere Gestalt anzunehmen.

Große Hoffnungen hatten ſie auf die Wahl des Königs Heinrich gebaut, allein der Charakter dieſes Fürſten ſchien eine ſehr unſichere Grundlage darzubieten. Gleich nach der Krönung hatte er den Herzogen von Oeſterreich die Belehnung verſprochen, auf dem Reichstage zu Nürnberg verſchob er ſie; ja ſpäter verweigerte er, wie wir bereits wiſſen, dieſelbe förmlich. Doch geſchah das mehr in der Abſicht, die öſterreichiſchen Reichslehen oder doch die Güter Johanns und ſeiner Freunde für erledigt zu erklären, auf daß der Sohn des Königs damit belehnt werden könne.

Empört über die Zweideutigkeit dieſes Benehmens beſchloſſen die Königin Eliſabetha und ihre Söhne Friedrich und Leopold, den täglichen Mahnungen der Königin Agnes Folge zu leiſten und die Pflicht der Blutrache zu erfüllen. Sie erſchienen daher mit einem großen Kriegsherr in dieſen obern Landen, im Anfange des Auguſts, und fingen, ohne den Spruch des Königs abzuwarten, an, ſogleich die Burgen der Verſchwornen zu belagern. Vorher aber ſuchten ſie ſich den Rücken zu ſichern, indem ſie von dem Eigenthume des Freiherrn Walter von Eſchenbach einen Theil, Sihlwald genannt, der Stadt Zürich verſprachen und dieſe dadurch bewogen, der Zerſtörung der nahen Schnabelburg unthätig zuzuſehen. Eben ſo ſtellten ſie an die Waldſtätte das Anſuchen, daß ſie den Herzog Johann ausliefern und der Familie des Königs Albrecht Hand bieten möchten zur Befehdung der Verſchwornen. Die Vorſteher des Gebirgsvolkes erklärten zwar, daß die Sache nicht von ihnen aus erledigt werden könne, ſondern vor die Landsgemeinden gebracht werden müßte. Inzwiſchen gaben ſich die Freunde des Herzogs alle Mühe, die öffentliche Meinung zu Gunſten des Herzogs zu ſtimmen. In dieſem Sinne ſind auch die Worte zu nehmen, welche Wilhelm Tell bei ſeinem Abſchied von der Glattalp ſprach.

Wirklich verſammelte ſich das Volk von Schwyz am Sonntage nach St. Michael in Ibach zur Landsgemeinde. Landammann Gilg Reichmut leitete die Geſchäfte, indem er das Schreiben der Königin Eliſabetha und des Herzogs Friedrich durch den Landweibel der Verſammlung vorleſen ließ. Als nun der Brief der vielen Wohlthaten erwähnte, welche das Haus Oeſterreich und König Albrecht inſonderlich den Waldſtätten erwieſen habe, erhob ſich durch die Reihen der

Männer ein hohles Gemurmel, das allmälig zu einem tosenden Sturm anschwoll. „Worin bestehen wohl diese Wohlthaten? etwa darin, daß er uns die Bestätigung unserer Freiheiten verweigerte und uns seine Vögte schickte, um uns zu unterdrücken? Was geht uns die Rache um die Ermordung dieses Königs an? es hätte uns leicht ein größeres Unglück treffen können, als der Tod dieses Mannes."

„Derselben Ansicht", entgegnete der Landammann, „ist der dreifache Landrath auch. Er trägt daher darauf an, daß die Landsgemeinde das Ansinnen der königlichen Wittwe und ihrer Kinder einfach von der Hand weise. Wenn aber ein Vorsteher oder Bürger der Landsgemeinde einen andern Vorschlag zu machen habe, so mag er den Landsgemeindestuhl besteigen."

Alsbald trat Altlandammann Reding von Biberegg auf die Bühne und sprach: „Hochgeachteter Landammann! liebe, getreue Landleute! So viel ich weiß, ist dem Landrathe auch ein zweites Schreiben zugekommen, in welchem Herzog Johann und seine Freunde den Waldstätten ein Bündniß antragen. Ich wünsche, daß dieser Gegenstand gleichzeitig mit dem Begehren der verwittweten Königin behandelt werde. Und da der Herzog selber anwesend ist, so dürfte es nicht unzweckmäßig sein, wenn man ihm gestattete, selber das Wort zu nehmen vor der versammelten Landsgemeinde. Mir wenigstens genügt der Vorschlag des Landrathes nicht; denn ich erblicke in ihm nur eine halbe Maßregel. Männer, welche die gleichen Feinde haben, müssen nothwendig zusammen halten. Einen harten Kampf hätten wir für unsere Freiheit zu bestehen gehabt, wäre Albrecht nicht durch die Hand der Männer gefallen, die er mit gleicher Ungerechtigkeit behandelte, wie uns. Der Kampf ist nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Oesterreich wird der Todtfeind der Waldstätte bleiben, so lange seine Besitzungen unsere Marken berühren. Statt also thatenlos zuzusehen, wie Oesterreich die Burgen dieser Edelleute bricht und sich in unserer Nähe durch neue Eroberungen verstärkt, würde ich anrathen, die Gelegenheit, Oesterreich für immer aus unsern Gegenden zu entfernen, mit beiden Händen zu ergreifen durch kräftige Unterstützung des Herzogs Johann und seiner Freunde."

Also redete Rudolf von Biberegg und der stürmische Beifall, der

ſeinen Worten folgte, bewies, daß die Landsgemeinde die Richtigkeit der geäußerten Anſicht fühlte. Allein Landammann Reichmuth gab ſich alle Mühe, einen Vorſchlag zu beſtreiten, der von einem Manne ausging, in welchem er gewohnt war, einen Nebenbuhler zu erblicken. Er machte darauf aufmerkſam, daß eine ſo kühne Politik nicht in dem Geiſte der frommen Altvordern liege, welche ſich von jeher wenig in die Händel des benachbarten Adels gemiſcht, ſondern ſich auf die Sorge für das heimiſche Hausweſen beſchränkt hätten. Er glaubte, die Ehre des Landes würde darunter leiden, wenn man mit Männern ſich in ein Bündniß einließe, die ihrer eigenen Sache durch einen Todtſchlag den empfindlichſten Schaden zugefügt haben. Die Befehdung der Königin und ihrer Kinder, die ſich ohnehin in ſchwerer Trauer befänden, wäre unedel. Furchtbar ſei Oeſterreich den Waldſtätten nur darum geweſen, weil Albrecht ſeine Stellung als König mißbraucht habe. Jetzt aber ſei ein König aus einem andern Hauſe gewählt, welcher der öſterreichiſchen Vergrößerungsſucht ſchon Einhalt thun werde. König Heinrich ſei ein weiſer und gerechter Herr. Dem ſollen die Waldſtätte die Schlichtung dieſes böſen und ſchwierigen Handels überlaſſen.

Landammann Reichmuth wurde von Konrad ab Yberg in ſeiner friedlichen Politik unterſtützt. Hingegen nahm Werner Stauffacher das Wort für den kühnern Antrag ſeines Freundes Reding. Das Volk wurde unſchlüſſig, als die Vorſteher ſich widerſprachen, für welche dasſelbe ungefähr die gleiche Hochachtung und Verehrung hegte. Endlich rief eine Stimme aus der Menge: „Wir hören, daß Herzog Johann anweſend ſei. Wohlan, er ſoll auf die Bühne ſteigen, damit wir den Herrn ſelber ſehen und aus ſeinem eigenen Munde hören können, wie ſich die Sache verhalte.“ Dieſer Gedanke fand allgemeinen Anklang. Recht ſo! ſelber ſehen! ſelber hören!“ riefen hundert Stimmen auf ein Mal. Landammann Reichmuth ließ das Handmehr darüber aufnehmen, ob man dem Herzoge den Vortritt vor der Landsgemeinde geſtatten wolle oder nicht. Als dieſe ſich einmüthig dafür ausſprach, ſo blieb dem Landammann nichts Anderes übrig, als den Herzog einzuladen, zu ihm auf die Bühne zu kommen.

Johann erſchien, mit ihm die ſchöne Roſa, das Kind im Arm. Der Fürſtenſohn, die ganze Wichtigkeit des Augenblickes erkennend,

ſchilderte mit beredtem Munde das Unrecht, welches Albrecht an König Adolf, an der eigenen Verwandtſchaft und beſonders an ihm, dem hilfloſen Waiſen, geübt, bis er und ſeine Freunde, zur Nothwehr gezwungen, am Herrn thaten, was Wilhelm Tell an ſeinem Knechte, dem Landvogt Geßler, gethan. Er ſchilderte die von Reding ſchon angedeuteten Vortheile eines gegenſeitigen Bündniſſes. Vor Allem aus aber ſuchte er auf das Herz des Gebirgsvolkes zu wirken. In tiefer Bewegung klagte er über die Zweideutigkeit der Großen des Reiches, über das Troſtloſe ſeiner Lage, wenn er nicht Schutz und Hilfe bei den alten Freunden ſeiner Väter, bei dem biedern Volke der Waldſtätte, fände. Er empfahl ihnen ſeine Gattin, die Tochter des unglücklichen Königs Adolf, und das arme, unſchuldige Kind. Und als nun die ſchöne Roſa auf der Bühne niederkniete und das liebliche Knäblein der Verſammlung flehend entgegenhielt: da fühlten die Söhne des Gebirges ſich im innerſten Marke erſchüttert, kein Herz blieb kalt, kein Auge thränenleer. Helfen! helfen! abwehren! abwehren! riefen tauſend Stimmen.

„Die Schlacht iſt gewonnen," flüſterte der Graf Werner von Homburg, der unter den Zuſchauern ſtand, ſeinem Freunde, dem jungen Heinrich von Hünenberg zu. Und in der That, wenn in dieſem Augenblicke der Landammann die Abſtimmung vorgenommen hätte, ſo wäre ein Beſchluß erfolgt, der wahrſcheinlich dem unglücklichen Fürſtenſohne ſein väterliches Erbe verſchafft und den Eidgenoſſen die Schlachten bei Morgarten, Sempach und Näfels erſpart hätte. Aber Reichmuth zögerte, die Frage ins Mehr zu ſetzen. Es war offenbar, daß er auf ein Mittel ſann, den günſtigen Eindruck, welchen Johann's Rede und Roſa's Bitte auf das Volk gemacht hatte, wieder auszulöſchen.

Dieſes Mittel bot ſich ihm unerwartet dar. Ein Reiter ſprengte daher und rief, einen Brief emporhaltend, daß er dem Landammann und der Landsgemeinde wichtige Nachrichten zu überbringen habe. Es war ein königlicher Herold.

Nachdem der Landammann die Briefe geöffnet und durch einen flüchtigen Blick von ihrem Inhalte Kunde genommen, übergab er ſie dem Landſchreiber, damit er ſie der Verſammlung vorleſe. Der erſte Brief war eine auf Pergament geſchriebene, mit mächtigem Siegel

verſehene Urkunde, durch welche König Heinrich dem Lande Schwyz die althergebrachten, von den Vätern ererbte Freiheiten beſtätigte. Lauter Jubel entſtand bei Verleſung desſelben und von Mund zu Mund flog das Lob des neuen und gerechten Königs. Der zweite Brief war ein Donnerſchlag für die Partei des Altlandammanns Rudolf von Biberegg. Der König ſprach dadurch die Reichsacht aus über die Mörder des Königs Albrecht und über Alle, welche dem Herzog Johann und ſeinen Genoſſen Aufenthalt und Schutz verleihen würde.

Das Volk ſtutzte bei Anhörung dieſes förmlichen Verdammungsurtheils durch die Churfürſten und das Reichsoberhaupt, deſſen Weisheit und Tugend eben aller Herz und Mund erfüllt hatte. Landammann Reichmuth benutzte dieſen Augenblick der allgemeinen Ueberraſchung und Beſtürzung, um den Antrag Redings wiederholt zu bekämpfen. Er zeigte, wie gewagt, wie undankbar und wie ſchimpflich es wäre, wenn das Volk der Waldſtätte mit öffentlich verurtheilten und geächteten Mördern gemeinſame Sache machen und ſich nicht bloß mit Albrechts Hinterlaſſenen, ſondern mit Kaiſer und Reich in Widerſpruch und Fehde ſetzen würde. Er verbarg es ſeinen Mitbürgern nicht, daß wahrſcheinlich auch noch der heilige Vater in Rom den Bann auf die Königsmörder ſchleudern werde und daß alſo Schwyz durch leichtſinnige Unterſtützung derſelben ſich gar wohl Acht und Bann zuziehen und alſo zugleich Leib und Seele gefährden könnte.

Rudolf Reding bot zwar noch ein Mal alle Macht der Beredtſamkeit auf, um die Beſorgniſſe zu heben, mit welchen der Landammann die Gemüther der Hirten erfüllt hatte. Allein die Rede wirkte nicht mehr. Bei der Abſtimmung blieb ſein Antrag in der Minderheit, hingegen erhoben ſich beinahe alle Hände für den Antrag des dreifachen Landrathes. Wie zu Schwyz, fielen einige Tage ſpäter die Landsgemeinden in Uri und Unterwalden aus. Und alſo wurde der Königin Eliſabetha und ihren Söhnen geantwortet: „Die Waldſtätte werden in dem bevorſtehenden Kampfe die unparteiiſche Stellung bewahren, welche dem Wohle und der Würde des Gebirgsvolkes zukomme, indem Herzog Johann und ſeine Freunde ihnen nie etwas Böſes und König Albrecht ihnen nie etwas Gutes erwieſen."

Johann, welcher von der Abhaltung der Landsgemeinde mehr erwartet hatte, verbarg seine düstern Ahnungen. Er brachte Weib und Kind in das Haus Redings, sie der Obhut der liebevollen Antonia vertrauend. Dann legten er und Tägerfeld die blanken Rüstungen an und zogen den bedrängten Freunden zu Hilfe.

33.

Belagerung und Einnahme der Schnabelburg.

Auf der Schnabelburg, die mit ihren starken Mauern, Thürmen und Schanzen trotzig hinabschaute nach den See'n von Zug und Zürich und nach den beschneiten Bergen von Appenzell, Glarus, Schwyz und Luzern, auf dem Schlosse selbst und um dasselbe herum sah es sehr kriegerisch aus. Die Herzoge Friedrich und Leopold belagerten mit vielen Rittern und Reisigen diese Feste schon seit einigen Wochen um so sorgfältiger, da sie hofften, die Mörder ihres Vaters hier alle miteinander gefangen nehmen zu können. Die Königin Elisabetha und Agnes erschienen von Zeit zu Zeit in dem Lager, um durch ihre Gegenwart den Muth und die Thätigkeit ihrer Krieger anzufeuern. Mehr als ein Mal trat Agnes auf einen Felsen, welcher der Burg gegenüber sich erhebt und sprach Wehe und Fluch aus über die Mörder ihres Vaters. Dem gethanen Gelübde gemäß, trug sie ein schwarzes Kleid von Zwilch und Asche in den Haaren ihres Hauptes. Gewöhnlich antwortete ihr die Freiherrin von Eschenbach mit lachendem Hohne, man kümmere sich wenig um die ohnmächtigen Drohungen einer Thörin, die man ihres Blödsinns wegen aus dem Ungarlande fortgejagt habe. Weinend kehrte dann Agnes mit ihrer Mutter nach Baden zurück.

Die Sache ging langsamer, als die weibliche Ungeduld und der Blutdurst einer glühenden Rachesucht wünschte. Die Belagerungswerkzeuge jener Zeit waren noch unvollkommen, die Burg durch Natur und Menschenhand beinahe unangreifbar gemacht. Scheune, Speicher Keller und Kammer boten Lebensmittel auf ein Jahr und darüber.

Johann, Eſchenbach, Balm und Tägerfeld leiteten die Vertheidigung. Getäuſcht in den Hoffnungen, welche ſie auf den neuen König, auf den Grafen von Homburg und die Waldſtätte geſetzt hatten, kämpften jetzt die auf ihre eigene Kraft Angewieſenen mit dem Muthe der Verzweiflung. Lieber unter den Trümmern meiner Burg umkommen, als lebend in die Hände Derer fallen, die nach unſerm Blute lechzen, ſchwur Eſchenbach. Den linken Arm eſſen, um mit dem rechten noch fechten zu können, rief Balm. Und ſo dachten auch Herzog Johann und Konrad von Tägerfeld.

Wenn nicht Verrath den Feinden den Eingang in die Burg öffnete, ſo konnten die Belagerten ſich wohl halten, bis die rauhere Jahreszeit die Herzoge von Oeſterreich zur Aufhebung der Belagerung zwingen mußte. Zwar hatte Eſchenbach lauter bewährte Mannſchaft in das Schloß aufgenommen und dieſelbe durch einen furchtbaren Eid verpflichtet, lieber zu ſterben, als die Burg zu übergeben. Und als Herzog Friedrich einen Trompeter ſandte und den Belagerten Gnade anbieten ließ und reichliche Belohnung, wenn ſie das Schloß übergeben und die Königsmörder ausliefern würden, ſo hatte Eſchenbach die Knechte und Söldner verſammelt und erklärt, daß es Jedem freiſtehe, auch jetzt noch die Burg zu verlaſſen, wofern ihn ſein Eid reue oder Furcht anwandle ob dem Ausgange des ungleichen Kampfes. Aber Alle ſchwuren, mit Johann und ſeinen Freunden zu leben und zu ſterben. Dem Trompeter aber gaben ſie einen Auftrag an die Herzoge Friedrich und Leopold, der zu unhöflich lautete, als wir ihn ſchwarz auf weiß niederſchreiben dürften. Herzog Leopold wurde wenigſtens durch dieſe Antwort veranlaßt, den Belagerten wiſſen zu laſſen, daß er, im Falle der Einnahme des Schloſſes, auch das Kind im Mutterleibe nicht verſchonen, ſondern Alles, Mann und Maus über die Klinge ſpringen laſſen werde.

So wehrten ſich die Männer auf der Schnabelburg etliche Wochen wie eingeſchloſſene Löwen. Mehr als einen Sturm hatten ſie vereitelt und mancher kecke Krieger, der es verſucht hatte, die Wälle zu erſteigen, war den Pfeilen erlegen, die wohlgezielt aus Fenſter und Schießſcharten kamen, oder er hatte im felſigen Abgrunde den Tod gefunden. Da ſchienen die Verheißungen und Drohungen Oeſterreichs plötzlich zu wirken. Balthaſar und Fridolin, zwei Schild-

knechte, welche Eſchenbach berauſcht und ſchlafend auf dem Poſten angetroffen und mit Stockſtreichen gezüchtigt hatte, verabredeten die Uebergabe des Schloſſes. Balthaſar verſchwand, Niemand wußte, wohin. Um Mitternacht aber ſtand er an der Spitze einer Schaar Reiſiger, welche auf Händen und Füßen durch das Gebüſch krochen und ſo der Seite ſich näherten, wo Fridolin die Wache hielt. Ein langes Seil, das an einen in die Felswand eingewachſenen Baumaſt befeſtigt worden, hing in die Tiefe hinab. Kühn kletterte Balthaſar mit drei verwegenen Bogenſchützen empor. Eine Weile blieb Alles ſtill. Nachdem aber von einer Mauer ein Zeichen gegeben worden, darin beſtehend, daß ein Mann mit einem Stahl Feuer ſchlug, wurden alsbald Leitern gebracht und angelehnt, Reißbündel in die Tiefe geworfen, Bretter über die Felsklüfte gelegt. Es war, als klimmten ſchwarze Ungeheuer an den grauen Felswänden und an den weißen Mauern empor.

Droben auf der Burg ahnete man nichts von der drohenden Gefahr. Im lichtervollen Ritterſaale ſaßen Herzog Johann, Tägerfeld, Balm, Eſchenbach, nebſt andern Rittern und Dienſtmannen bis nach Mitternacht bei'm fröhlichen Mahle. Frau Eliſabetha hatte es an nichts fehlen laſſen, was dem Gaumen eines braven Ritters munden konnte. Leere Weinflaſchen, die in langer Reihe unter dem Tiſche ſtanden, bezeugten, was bereits geſchehen. Die vollen Kannen auf dem nußbaumenen Büffet und die eben bis an den Rand wieder gefüllten Humpen ſagten Jedem, wenn er auch keinen Sehergeiſt beſaß, was noch geſchehen ſollte. Scherz und Lachen, Lebehoch und Bechergeklirre, Geſang und Beifallklatſchen ſchlug luſtig empor zu den Spitzbogenwölbungen des alterthümlichen Saales. Von geſchlagenen Schlachten, von beſtandenen Abenteuern, von den Sagen der Vorzeit rühmte mancher vom Rebenſaft beſeligte Kämpe. Walter von Eſchenbach hatte die Harfe ergriffen und ſang, wie Hagen von Tronegg dem Waſſerweibchen an der Donau die Kleider nahm und wie er den Pfaffen hinauswarf in den wogenden Strom.

Siehe! da trat Frau Eliſabetha, die Gattin des Herrn Walters von Eſchenbach in den Saal und ſprach: „Ihr Herren, es iſt da etwas, das mir nicht gefallen will. Die Hunde fangen an, erſchrecklich zu heulen und zu bellen; und wenn man auf dem Söller ſteht,

ſo hört man dumpfes Sumſen und Flüſtern in der Tiefe, gerade unter dem Schloßgarten. Gebet Acht, es geht da etwas Unrichtiges vor."

„Wer hat die Wache auf jener Seite?" fragte Balm, und als man den Fridolin naunte, antwortete er: „Dann hat Frau Eliſabetha Recht. Der Burſche hat mir ſchon einige Tage nicht gefallen." Mit dieſen Worten eilte der Ritter hinaus. Die Andern folgten.

Es war die höchſte Zeit. Schon wimmelte es im Schloßgarten von Feinden, welche unter dem Dunkel der Nacht die Mauern erklommen hatten. „Wer da!" donnerte Balm. Ein Hieb, den er von unſichtbarer Hand auf den Helm erhielt, zeigte ihm, wie es gemeint ſei. Der Helm flog weg. Aber der Ritter fing an, links und rechts mit ſeinem Schwerte zu mähen, daß Köpfe und Hände vor ſeinen Füßen niederſtürzten. Herzog Johann, Tägerfeld und Eſchenbach hämmerten ebenfalls darauf los, die andern Ritter und Dienſtmannen eilten, theils halb berauſcht, theils halb entkleidet, herbei und wehrten den von allen Seiten an den Mauern emporkletternden Feinden. Ein ſchreckliches Ringen und Morden begann Mancher ward im nächtlichen Dunkel von Freundeshand erſchlagen. Da erſchien Frau Eliſabetha mit ihren Mägden, ſtellte Lichter auf den Söller und in die Fenſteröffnungen und goß ſiedendes Waſſer auf die Köpfe der anſtürmenden Krieger hinab. In ſchauerlicher Beleuchtung wogte der zweifelhafte Kampf.

Wie ein Löwe kämpfte Rudolf von Balm. Der Schloßgarten war mit Todten und Verwundeten beſä't, denen er hier einen blutigen Willkomm gegeben für den ſpäten Beſuch. Heftigen Widerſtand leiſtete ein Ritter, in welchem Balm den Dietegen von Kaſteln erkannte. Balms Schwert zerſprang an des Feindes undurchdringlicher Rüſtung. „Ergieb Dich, Königsmörder!" ſchrie Dietegen. Doch Balm packte ihn mit nervigen Armen um die Hüften. Da ſtrauchelte ſein Fuß über einen Leichnam. In einen dunkeln Knäuel verſchlungen, wälzten ſich die Kämpfenden auf dem Boden, kollerten die Halde hinunter über die Mauer weg und ſanken mit dumpfem, ſchwerem Fall in die Felsſchlucht hinunter, — wo man beide am Morgen zerſchmettert liegen ſah und im Tode noch einander umſchlingend in furchtbarer Umarmung.

Während das im Schloßgarten ſich begab, ſtritten Johann und Tägerfeld, die durch den Nothruf der Belagerten nach der entgegengeſetzten Seite hingezogen worden, am großen Thurme mit gleicher Tapferkeit. Graf Imer von Straßberg und Heinrich von Grießenberg hatten dort mit den Ihrigen die Mauer erſtiegen. In einem fort kletterten auf der wohlvertheidigten Leiter neue Streiter empor. Das Schloß war verloren, wenn dieſe Quelle den Feinden nicht abgeſchnitten werden konnte. Schnell entſchloſſen, ſprang Johann über die Mauer auf ein vorragendes Felſenſtück, faßte behend die Leiter und warf ſie in die Tiefe hinab. Mit lautem Schrei ſtürzten Alle, die auf der Leiter ſich befunden, zu Boden. Selbſt Herzog Friedrich lag lange in Ohnmacht. Viele hielten ihn im erſten Augenblicke für todt. Als er wieder zu ſich kam, war der Kampf entſchieden. Die Belagerten hatten den Angriff mannlich abgeſchlagen und dabei Niemand eingebüßt, als den Ritter Balm und zwei Schildknechte. Den Verräther Fridolin hatte Walter von Eſchenbach mit einem Streiche von oben bis unten geſpalten. Größer war der Verluſt, welchen Herzog Friedrich an Todten, Verwundeten und Gefangenen erlitten.

Etwa acht Tage hielt ſich dieſer ruhig in ſeinem Lager, ſich auf eine genaue Einſchließung des belagerten Platzes beſchränkend. Dann ließ er ein Schirmdach gegen das Schloß bringen und fing an, die Mauer zu untergraben. Tag und Nacht arbeitete man mit Schaufeln, Pickeln und Mauerbrechern. Plötzlich aber ließen die Belagerten einen ſchweren Altarſtein auf das Schirmdach niederfallen, ſo daß Balken und Bretter zuſammenkrachten und fünfzehn Arbeiter erſchlugen. Die Mannſchaft auf der Schnabelburg jubelte. Da ließ Friedrich ein neues Schirmdach bauen, weit größer und feſter, als das frühere. Umſonſt warfen jetzt die Belagerten Steine herunter, die feſten Balken widerſtunden; umſonſt goſſen ſie ſiedendes Pech hinab oder ſtreuten glühende Kohlen und brennendes Stroh auf die Bretter, die Arbeiter wußten jedes Mal dem Brande zu wehren. Mit wachſender Beſorgniß bemerkten die Belagerten die Fortſchritte, welche täglich unter dem Schutze des neuen Schirmdaches in der Zerſtörung der Mauer gemacht wurde. Da ſchien dem Herzog Johann und ſeinen Freunden der Himmel zu Hülfe kommen zu wollen. Schlechte

Witterung trat ein. Acht Tage regnete es ununterbrochen, so daß alle Bäche anschwollen und die Flüsse aus ihren Ufern traten. Wollte Friedrich sein Heer nicht durch Krankheit aufreiben lassen, so konnte er die Belagerung nicht mehr fortsetzen.

Wirklich war, als man eines Morgens aus den Fenstern des Schlosses schaute, weitaus der größere Theil des Heeres verschwunden. Das Häuflein, das Friedrich zurückgelassen hatte, mochte eben hinreichen, das Lager und das Belagerungszeug zu decken. „Wohlauf!“ rief Frau Elisabetha, „die Weichlinge, welche ein paar Regentropfen nicht aushalten konnten, haben das Haasenpanier ergriffen. Wohlauf! laßt uns das Belagerungszeug zerstören und die Lücke in der Mauer ausfüllen, bevor die Witterung sich aufheitert. Mit dem Lumpengesindel, das dort das Belagerungszeug zu hüten scheint, werden wir wohl fertig werden.“ Ihr Wort fand bei Rittern und Knechten um so mehr Anklang, da es den Anschein gewann, als schicke auch das zurückgebliebene Häufchen sich zum Abzuge an. Wohl warnte Ritter Konrad von Tägerfeld vor Uebereilung, wohl rieth er an, einige vertraute Kundschafter auszusenden: die Ungeduld war zu groß. Als das Thor geöffnet und die Zugbrücke niedergelassen wurde, zertheilten sich die Wolken des Himmels und die Sonne leuchtete so freundlich, als ob sie selber die lange Eingeschlossenen ermuntern wolle, sich der neugeschenkten Freiheit zu freuen. Alles strömte zum Thore hinaus, selbst Frau Elisabetha von Eschenbach, die, ihrer Abkunft gedenkend, einen Panzer umgeworfen und Schwert und Lanze ergriffen hatte.

Das Häuflein der Oesterreicher wagte nicht, Widerstand zu leisten, sondern wandte sich, der Anführer beraubt, zu schmählicher Flucht. Jauchzend folgten ihnen die Belagerten. Plötzlich aber verstummte der Siegeslärm. Siehe! hinter dem Walde trat das vollzählige österreichische Heer hervor. Der verstellte Abzug war nur eine Kriegslist gewesen, die Belagerten in die Falle zu locken. Jetzt wandten sich diese zur Flucht. Umsonst! der Rückweg war abgeschnitten und die Thore der Schnabelburg bereits in den Händen der Feinde. Um wenigstens das Leben so theuer als möglich zu verkaufen und einen ritterlichen Tod auf dem Schlachtfelde zu sterben, warfen sich Johann und seine Anhänger wie grimmige Löwen

in wildem Verzweiflungskampfe auf die Schaar der Feinde. Aber auch das war umsonst. Herzog Johann, Konrad von Tägerfeld, Walter von Eschenbach und die Freiherrin Elisabetha wurden übermannt, in Ketten gelegt, nach der Schnabelburg zurückgeführt, und unter bitterm Hohngelächter daselbst in das Gefängniß eingeschlossen, in welchem bisher der Graf Imer von Straßberg und Heinrich von Grießenberg verwahrt gewesen waren.

34.

Engel und Teufel in Weibesgestalt.

Also waren die Königsmörder in der Gewalt der Hinterlassenen Albrechts und es konnte über das Schicksal, das ihrer wartete, wohl kein Zweifel walten. Die Stimmung der Gefangenen war fürchterlich. Tägerfeld wollte anfänglich den Uebrigen Vorwürfe darüber machen, daß seine guten Räthe so wenig Beachtung gefunden. „Du hast Recht," entgenete Walter von Eschenbach, „aber was helfen die Vorwürfe?" Tägerfeld erkannte die Wahrheit der Bemerkung und schwieg. Sollte es denn kein Mittel mehr zu unserer Rettung geben?" fragte Johann. „Keine!" antwortete Frau Elisabetha. „Wenn wir die eiserne Thüre dort sprengen könnten, dann wollte ich Euch schon durch einen unterirdischen Gang führen, der in der Felsschlucht ausmündet und sicherlich von den Feinden noch nicht besetzt ist. Aber die Thüre ist stark, mit Balken und Riegeln fest verschlossen. Die sprengen wir nicht."

„Es ist wenigstens der Mühe werth, einen Versuch zu wagen," sprach Johann, die Handschellen über die blutigen Finger streifend. Dann lehnten sich alle Viere an die eiserne Thüre, ob es ihnen nicht gelinge, sie mit dem Rücken einzustoßen. Zuletzt mußten sie aber vom Beginnen abstehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Da saßen nun die Unglücklichen, in dumpfem Schweigen vor sich hinstarrend. Tägerfeld bedauerte, daß er nicht habe im Kampfe fallen können, wie sein Freund Balm. Eschenbach wünschte sich die Geistesstärke des Hagen von Tronegg, um sterbend noch seinen Fein-

den zu trotzen. Johann dachte an die beiden theuern Weſen, welche er im Hauſe Redings gelaſſen. Selbſt die männlich kühne Eliſabetha weinte, ihres Kindes gedenkend, das jetzt Vater und Mutter durch Henkershand verlieren mußte. Von Zeit zu Zeit drang ein Seufzer oder ein Wuthausruf durch das Dunkel, das die Armen umgab. Endlich übte die Natur ihre Rechte. Tägerfeld, Eſchenbach und Eliſabetha ſchlummerten. Nur der fürſtliche Jüngling wachte noch. Mitternacht war vorbei.

Horch! da wurde der Balken vor der Kerkerthüre weggenommen, der Schlüſſel in die Oeffnung geſtoßen und der Riegel geſchoben. Eine zarte, in einen dichten Schleier gehüllte Frauengeſtalt trat in den Kerker, ſtellte eine brennende Kerze auf den Boden, legte eine Feile und einen Bund Schlüſſel nieder zu den Füßen des Herzogs. „Wer biſt Du?“ fragte Johann. Allein die Geſtalt gab keine Antwort. Stumm und leicht, wie ſie gekommen war, verſchwand ſie auch wieder. „Iſt's ein Traum,“ flüſterten die Gefangenen, „oder öffnet ein guter Engel unſer Gefängniß?“ Johann wollte ſich und den Uebrigen die Feſſeln abfeilen, aber Eliſabetha faßte den Schlüſſelbund und die brennende Kerze und ſagte: „hier iſt keine Zeit zu verlieren, wir können das nachher mit größerer Sicherheit thun. Offenbar kennt unſere Retterin das Innere des Schloſſes nicht, ſonſt hätte ſie dieſe Schlüſſel nicht gebracht. Folget mir nach.“

Mit dieſen Worten ſtieg ſie eine Wendeltreppe hinab und leuchtete den Rittern durch einen langen, gewölbten Gang in eine Todtengruft, die unter der Schloßkapelle ſich befand. Hier ſtand Sarg an Sarg, eine ſchauerliche Verſammlung. Nachdem Eſchenbach und ſeine Gemahlin die ſchwarze Marmorplatte, die zu den Füßen eines ſteinernen Ritters lag, aufgehoben, führte eine Treppe zwanzig bis dreißig Stufen tiefer in die Erde hinunter. Jetzt kam man durch einen langen, aber engen Gang, der in den Felſen eingehauen worden, in eine geräumige Grotte, wo, wie die Sage erzählt, in den Tagen des wüſten Heidenthums ein chriſtlicher Einſiedler gelebt haben ſoll. Hier ließ Eliſabetha die Ritter Halt machen und die Ketten an Händen und Füßen durchfeilen. Kaum war ſolches geſchehen, ſo löſchte ſie die Fackel aus und ſprach: „Wir ſind nun glücklich entronnen. Und es war ſo. Nach einigen Schritten ſtanden die Flüchtigen

in einem Walde, außer dem Bereiche ihrer Feinde. Die Sterne leuchteten freundlich am hohen Himmel und der Hauch der Freiheit durchzitterte die Herzen derer, die sich erst noch als sichere Beute eines martervollen Todes betrachtet hatten.

Der Leser fragt vielleicht, wer die geheimnißvolle Gestalt gewesen sei, welche den Gefangenen die Kerkerthüre öffnete. Diese Frage wird im Verlaufe der Geschichte mehr oder minder beantwortet werden. Und also bitten wir die Leser und besonders die Leserinnen, gefälligst im Lesen fortzufahren. Während der Belagerung des Schlosses Schnabelburg hatten sich die Königin Elisabetha, die Königin Agnes und die Stieftochter der letztern, welche ebenfalls Elisabetha hieß, und uns vom Kloster Töß her bekannt sein muß, auf dem Stein zu Baden aufgehalten. Sobald sie hier durch einen Eilboten die Nachricht empfangen, daß die Schnabelburg und die Mörder Albrechts in den Händen der Herzoge seien, so ritten sie denselben Abend noch zu dem eroberten Schlosse hinauf, ihre Seelen unterwegs schon an den Qualen weidend, an welchen sie die Gefangenen langsam sterben lassen wollten.

Diese Bemerkung gilt jedoch von der jungen Elisabetha nicht. Die ungarische Königstochter hatte bisher allzu viel von dem heuchlerischen Stolze und der fanatischen Härte ihrer Stiefmutter leiden müssen; sie war eine allzu aufmerksame Zeugin der vielen Ungerechtigkeiten gewesen, auf welchen man die Größe des habsburgischen Hauses emporzuthürmen suchte, als daß sie das Schicksal des ungerechten Königs für unverdient hätte ansehen, oder die blutdürstigen Gesinnungen der Witte und Tochter Albrechts theilen können. Nicht als ob sie die Frevelthat der Verschwornen gebilligt hätte; dafür dachte sie zu gut, zu fromm. Aber sie war eine verlassene Waise und Johann war auch ein verlassener Waise. Sie hatte für erlittene Unbill nur Thränen gehabt und einen stummen Blick zu Gott; aber sie begriff, daß ein feuriger Jüngling durch planmäßiges Unrecht endlich dahin gebracht werden könne, Waffen anzuwenden, die gefährlicher sind, als Thränen und Gebete.

Das Mädchen schauerte bei dem Gedanken an die blutigen Gräuel, die am folgenden Tage begangen werden sollten. Statt also in das ihr angewiesene Kämmerlein zu gehen, begab sie sich in das Zimmer

des Herzogs Friedrich, ſchilderte ihm das an Johann verübte Unrecht und die grauſame Blutgier der beiden Königinnen mit rührender Beredtſamkeit. Sie verbarg nicht, daß die beabſichtigte Blutrache ſich mit dem Großmuth und dem Edelſinn eines ächten Ritters nicht vertrage. Und Herzog Friedrich war gerade der Jüngling, der fähig war, das Gewicht der vorgebrachten Gründe zu fühlen. Er war in Allem das Gegentheil ſeines Vaters. Nicht umſonſt trägt er in der Geſchichte den Namen Friedrichs des Schönen. Seine Geſtalt war groß und ſchlank, von ſeiner Scheitel wallten ſchöne blonde Locken auf den weißen Nacken hinunter, um ſeine himmelblauen Augen, um die roſigen Wangen und den kleinen Mund lag Anmuth und Majeſtät. Und in der Bruſt dieſes herrlichen Jünglings wohnten die Tugenden der Gerechtigkeit, des Muthes und des hochherzigſten Edelſinns.

Als daher die ungariſche Königstochter, der ihre Jugend und Unſchuld einen ebenfalls himmliſchen Reiz verliehen, vor Friedrich niederkniete und ihn beſchwor, daß er doch die Blutgier ſeiner Mutter und Schweſter zügeln möchte: da hatte er einen heftigen Kampf zu kämpfen zwiſchen den traurigen Pflichten ſeiner Stellung und der ihm angebornen Großmuth. „Ich kann nicht," rief er, „ich kann in Gottes Namen nicht. Die Unglückſeligen, welche Hand an das Leben meines Vaters gelegt haben, ſind dem Tode verfallen. Ich kann nicht anders. Die Dienſtmannen und die Söldner will ich retten, aber Johann, Eſchenbach und Tägerfeld, — liebes Mädchen, ich wollte jetzt einen Finger von der Hand geben, daß ich ſie nicht in meine Gewalt bekommen hätte. — Hier ſind die Schlüſſel ihres Gefängniſſes, ich würde den Dieb, der ſie mir ſtehlen und damit die Gefangenen befreien würde, als meinen größten Wohlthäter verehren. — Aber ich kann nichts für ſie thun. — Sie ſind Albrechts Mörder, ich bin Albrechts Sohn. Morgen werden ſie gerädert, — Gott ſei mir und ihnen gnädig."

Alſo ſprach der fürſtliche Jüngling, dann riß er ſich los aus den Armen der Jungfrau, die ſeine Knie umklammert hatte und ſtürzte in namenloſer Aufregung aus dem Zimmer. Wohl hatte er im Feuer ſeines Gemüthskampfes nicht daran gedacht, daß das ſonſt ſo ſchüchterne Mädchen wirklich es wagen könnte, das Gefängniß zu öffnen. Aber plötzlich, da ſie noch kniete, fuhr es ihr wie ein Blitz durch die

Seele, — ſie faßte die Kerze und den Schlüſſelband. Das Uebrige weiß der Leſer bereits.

So muthvoll ſich indeſſen die Tochter des Königs Andreas benahm bei dieſer Geſchichte und ſo ſehr ſie ſich darüber freute, den blutdürſtigen Weibern die Opfer einer entmenſchten Racheſucht entriſſen zu haben, ſo dürften wir doch nicht behaupten, daß es am künftigen Morgen ihr ganz recht zu Muthe geweſen ſei. Sie konnte den Sturm vorausſehen, welchen die Entdeckung deſſen, was im Kerker vorgefallen, nothwendig nach ſich ziehen mußte. Sie ſuchte daher die Hauptperſonen ſo viel möglich auszuweichen und hielt ſich die meiſte Zeit in einer abgelegenen Geſindeſtube des Schloſſes auf.

Dort lag in einer Wiege der kleine Walter, Eſchenbach's Söhnlein. Die Mutter, die ſich, beläufig geſagt, mehr durch Entſchiedenheit des Charakters, als durch Mutterzärtlichkeit auszeichnete, hatte, auf eigene Rettung bedacht, die Burg verlaſſen, und einige aufſteigende Regungen mit dem Gedanken beſchwichtigt, daß die Amme ſchon für das Kind ſorgen werde. Die Amme aber war, als ſie die bedenkliche Wendung ſah, welche die Sache ihrer Herrſchaft nahm, voll Angſt davongelaufen. So war denn das Kind von der ganzen Familie allein auf dem Schloſſe zurückgeblieben. Ruhig hatte es die Nacht über geſchlafen, mitten unter den Todfeinden ſeiner Eltern. Am Morgen aber, als weder Amme noch Mutter erſchien, fing es jämmerlich an, zu weinen und die fremden Geſichter, welche zur Thüre hineinguckten und ihm fluchend befahlen, das Zettergeſchrei einzuſtellen, waren nicht geeignet, den Kleinen zu beruhigen. Da kam Prinzeſſin Eliſabetha und brachte ein Milchſüppplein, das ſie ſelber gekocht hatte. Lächelnd breitete der Knabe ſeine Aermchen dem holden Mädchen entgegen und drückte ihm das lockenreiche Köpfchen koſend an die Wange. Nach genoſſenem Morgeneſſen holte er ſeine Spielſachen und zeigte ſie mit traulichem Geplauder der „neuen Mutter", wie er Eliſabetha nannte.

Plötzlich wurde die Thüre haſtig aufgeriſſen und ſiehe da! ein Weib in abgetragenem, ſchwarzem Zwilchgewand, die fliegenden, ſchwarzen Haare mit Aſche beſtreut und das Geſicht von wilder Wuth verzerrt. Es war Agnes, die Stiefmutter Eliſabethas. „Die Königsmörder ſind entronnen," rief ſie in kreiſchendem Tone und mit funkeln-

den Blicken. „Wenn meine Brüder nicht beſſer Wache zu halten wiſſen, ſo werde ich ſie beſchämen und die Schlangenbrut vertilgen müſſen. Iſt das der Baſtard?“ ſchrie ſie der Stieftochter zu. Eliſabetha ſtand ſtumm, wie angewurzelt. „Ich frage, ob dieſes Kind dem Walter von Eſchenbach gehört,“ ſchrie Agnes noch wüthender. „Ja! ſo viel ich weiß,“ antwortete das erſchrockene Mädchen.

Ohne weiter etwas zu ſagen, bückte ſich die Furie behend, packte das Kind an beiden Füßen und holte weit aus, um das Köpflein desſelben an der Mauer zu zerſchmettern. Das ſehen, der Stiefmutter in den Arm fallen und das unſchuldige Schlachtopfer entreißen — war für Eliſabetha Eins. Gott ſtärkte in dieſem Augenblicke die Jungfrau mit Rieſenkraft. Das Kind mit der einen Hand an's Herz drückend und mit der andern den weiblichen Unhold zurückſchleudernd, rief ſie mit gewaltiger Stimme: „Hilfe! Hilfe! Mord! Mord!“

Alsbald ſtürzte Herzog Friedrich, welcher den Ruf vernommen, in das Zimmer und erkundigte ſich nach der Urſache des Hilfegeſchreies. Eliſabetha erzählte den Vorfall. Schaudernd trat der Herzog zurück. „Was? unſchuldige Kinder morden?“ rief der Herzog, „Du das thun? unglückſelige Schweſter. Solche Thaten übt kein Mann, geſchweige ein Weib. Fort! aus meinen Augen!“ Mit dieſen Worten faßte er die Königin Agnes am Arm und ſchob ſie zur Thüre hinaus. Dann wandte er ſich zur Prinzeſſin und ſagte: „Die Gefangenen ſind in dieſer Nacht entronnen. Ich will nicht unterſuchen durch weſſen Hilfe. Ein unbeſonnenes Wort, das mir im Feuer der Rede entfallen, wurde zu kühner That benutzt. Ich zürne nicht, die Abſicht war gut, aber wolle Gott, daß nicht Unſchuldige dafür büßen müſſen, daß die Schuldigen entrannen. Meine Schweſter iſt ein frommer Teufel und meine Mutter iſt eine Schweſtertochter von Ludwig dem Baiern. Wie es aber auch ergehen möge, das Haupt dieſes Kindleins ſoll heilig ſein.“

So redete der Herzog, nahm dann den Knaben freundlich koſend auf den Arm und verſprach ihm, daß die böſe Frau ihm nichts mehr thun dürfe. Zwei tapfere Ritter, die vor die Thüre des Zimmers geſtellt wurden, gaben dieſem Verſprechen den erforderlichen Nachdruck.

Am Vormittag noch wurde in dem großen Rittersaale Kriegsgericht gehalten über die Knechte und Reisigen. Herzog Friedrich, Herzog Leopold, Königin Elisabetha, Königin Agnes, Graf Imer von Straßberg, Heinrich von Grießenberg und viele andere Ritter und Diener des österreichischen Hauses wohnten der Versammlung bei. „Was sollen wir den armen Leuten thun?" fragte Friedrich. „Den Kopf vor die Füße legen," sprach Herzog Leopold, „wie sie es verdient haben, und wie es die noch vielmehr verdient hätten, welche durch Deine Unvorsichtigkeit leider für dieses Mal entwischt sind." Friedrich bot alle Beredtsamkeit auf, um zu zeigen, daß die Gefangenen lauter Knechte und Reisige seien, welche ihrer Verhältnisse oder ihrer Armuth wegen gezwungen gewesen seien, die Burg vertheidigen zu helfen. „Mit Nichten," schrie Agnes, „sie gehören auch zur Rotte Korah. Sie haben um den Mord unsers seligen Vaters gewußt und dennoch mit den Mördern gemeinsame Sache gemacht. Auch auf ihnen ruht die Reichsacht." „Wehe mir, was muß ich hören," unterbrach sie die Wittwe Albrechts. „Man sieht wohl, o Friedrich, daß Du den Leichnam Deines guten Vaters nicht gesehen, wie er da lag, blutend und von schrecklichen Wunden entstellt. Ich bin als Herzogstochter geboren und erzogen, ich habe auf dem ersten Throne der Christenheit geglänzt, aber ich wollte gerne im ärmsten Dorfe von Haus zu Haus gehen und mein Brod mit Nähen und Spinnen erwerben, wenn ich machen könnte, daß mein Albrecht noch lebte. Jetzt habe ich nur noch einen Wunsch, ihn zu rächen und dann zu liegen, wo er lag. Fluch dem Kinde, das unnatürlich genug denken sollte, mir bei diesem heiligen Werke nicht beistehen zu wollen." Mit rauschendem Beifalle wurde diese Rede von denen beklatscht, welche bei der Belagerung der Burg Verwandte oder Freunde verloren hatten oder der Mannschaft darüber zürnten, daß sie die Aufforderung zur Uebergabe des Schlosses auf beschimpfende Weise beantwortet hatte. „Tod allen Gefangenen!" lautete der einmüthige Beschluß.

„Ich wasche meine Hände in Unschuld, ich will diese That nicht auf meinem Gewissen haben und will auch nicht Zeuge dieser Metzelei sein," sprach Herzog Friedrich. Sogleich ritt er mit der Prinzessin Elisabetha nach dem Kloster Töß. Auf einem dritten Rosse saß die

Amme, die inzwiſchen wieder gefunden worden, und hielt den Knaben Walter im Arm.

Am Nachmittage wurden in Gegenwart des Herzogs Leopold, der Königin Eliſabeth und der Königin Agnes auf einer großen Wieſe vor dem Schloſſe Schnabelburg dreiundſechzig Diener des Herrn Walter von Eſchenbach enthauptet. Jauchzend watete Agnes im Blute der Hingerichteten und rief: „Heute bade ich im Maithau!“

35.

Der Verrath.

Unmuthig darüber, daß er ſolchen blutigen Gräuel nicht zu hintertreiben vermochte, verließ der edelſinnige Herzog Friedrich wenige Tage ſpäter dieſe obern Landen und begab ſich nach Oeſterreich. Deſto ärger wütheten jetzt der Herzog Leopold, die Königin Eliſabetha und ihre Tochter, die Königin Agnes. Die Burgen wurden gebrochen und die Diener der ſogenannten Königsmörder allenthalben hingerichtet. Man berechnet, daß durch dieſe Blutrache mehr als tauſend unſchuldige Männer, Weiber und Kinder zum Tode durch Henkershand gebracht wurden. Ein ſchauerliches Blatt in der Schweizergeſchichte, über dem der Geiſt der Menſchlichkeit weint und das man umſonſt mit der rohen Denkart jenes Zeitalters zu entſchuldigen ſucht.

Der Leſer wird uns ſchon verzeihen, wenn wir die Einnahme der einzelnen Burgen und die Grauſamkeiten, mit welchen dieſelben verbunden waren, nicht weitläufig und der Reihe nach ſchildern. Leider bleibt auch ſo noch dem Verfaſſer das Eine und das Andere zu erzählen übrig, was er fühlenden Herzen gerne erſparen möchte, wenn es nicht zu dem großen Gemälde gehörte, das er ſich einmal zu zeichnen vorgenommen hat.

Wir ändern alſo den Schauplatz und führen unſern Leſer in jene Gegend, wo Deutſchlands kräftige Sprache verſtummt und der Franzoſe uns mit Höflichkeiten überhäuft, von denen er vorausſetzt, daß wir ſie nicht annehmen werden. In Hochburgund, unfern von Beſançon, wanderte ein Mann auf das Dorf Ile zu, den man an ſeiner

Tracht ſogleich für einen Pilger erkannte. Sein Haupt, das vor anderthalb Jahren nur noch vereinzelte graue Haare zählte, war jetzt ganz vom Schnee des Alters bedeckt. Verglich man die aufrechte Haltung und den feſten Gang des Wanderers mit den tiefen Furchen auf der Stirne und dem kummervollen Blicke, den er von Zeit zu Zeit dem Himmel zuwandte, ſo war man nicht ungeneigt, die Farbe der Haare eher auf Rechnung ſchwerer Schickſale zu ſetzen, als auf Rechnung eines hohen Alters. Auf dem Berge ſtand ein ſtattliches Schloß, deſſen Fenſter wie Feuer erglänzten im Strahle der ſinkenden Sonne. In einiger Entfernung lag das Dorf Ike, halb verhüllt von dem Schatten des Abends. Doch ragte hoch aus der Dämmerung die rieſenhafte Tanne empor, welche die Stätte bezeichnete, wo das Wirthshaus ſich befand.

Der Pilger warf zweifelhafte Blicke bald auf das freundlich beleuchtete Schloß, bald auf das beſchattete Dorf hin, gleichſam, als ob er unſchlüſſig ſei, was er wählen ſolle. An der Stelle angelangt, wo eine Nebenſtraße von dem Heerweg ab nach dem Berge führte, ſchlug er zuerſt die Richtung auf die Burg ein. Plötzlich aber ſtand er nachdenklich ſtill, ſchüttelte heftig den Kopf, drehte ſich um und verfolgte den Pfad, welcher auf das Dorf zuführte.

Die Nacht brach eben ein, als der Wanderer die Schenke erreichte, die durch den hohen Tannbaum ſattſam zu verſtehen gab, daß hier die Tugend der Gaſtfreundſchaft geübt werde für Jeden, der ſie mit klingender Münze bezahlen könne. Der Fremde trat in die von Alter gebräunte Stube, rückte leicht den Hut gegen die Anweſenden und legte ſeinen Pilgerſtab auf die Bank und nahm in einem dunkeln Winkel Platz.

Mit einem tiefen Bückling erſchien der Gaſtwirth und fragte, was der Herr befehle. „Ich bin ſehr ermüdet," begann der Wanderer, „wünſche alſo etwas Weniges als Nachteſſen und dann ein gutes Bett."

Nun zuckte der Gaſtwirth ſeine Schultern bis an die Ohren, machte ein dummes Bocksgeſicht und antwortete mit komiſcher Verlegenheit: „Nix Deutſch! pardou, Monsieur, je n'ai pas l'honner de parler Allemand — Nix Deutſch!"

„Der Fremde fragt, ob er nichts zu eſſen haben und hier übernachten könne," unterbrach ihn einer der Gäſte, die an einem andern Tiſche ſaßen.

„O bien oui, bien oui!“ rief jetzt der Wirth, der mit der den Gaſtwirthen eigenthümlich feinen Naſe ſchon herausgewittert hatte, daß der Mann im Pilgergewande die Zeche bezahlen könne. Dann fing er mit geläufiger Zunge an, dem Gaſte anzupreiſen, was man alles im Gaſthof zum Tannbaum in Ile haben und nicht haben könnte. Allein der Pilger verſtand von der ganzen Rede des Welſchen nichts oder er ſtellte ſich doch, als ob er nichts davon verſtehe. De la soupe, de la viande, du pain, un bon lit — das waren die einzelnen Wörter, welche der Fremde in abgebrochenem, kurzem Tone erwiederte.

Während der Wirth nach der Küche eilte, den Befehlen des Fremden Folge zu geben, hatte dieſer in ſeinem Winkel Gelegenheit, die Gäſte näher in's Auge zu faſſen, welche am andern Tiſche zechten. Obenan ſaß ein ſtattlich geputzter Ritter, der in Allem das große Wort zu führen ſchien. Es war der Herr des Dorfes und des Schloſſes auf dem Berge. Herr Theobald von Blamont war ſein Name. Dem Leſer iſt er bereits von Baden her bekannt, vielleicht war er auch dem Pilger nicht ganz unbekannt, der wohl nicht ohne Abſicht in ſeinem Winkel den Hut ſo tief in's Geſicht drückte. Zur Rechten des Herrn von Blamont ſaß ſein Burgpfaff und zur Linken der Vogt des Dorfes. Die übrigen Tiſchgenoſſen waren Krämer, Handwerker und Bauern. Die Unterhaltung bot wenig Intereſſe, ſie drehte ſich größtentheils um Dorfangelegenheiten, um Ausſichten auf einen günſtigen Herbſt, Jagdabenteuer, Trinkgelage, ſchöne Frauen u. ſ. w.

Endlich ging das Geſpräch auf die Geſchichte des Tages über, auf den Reichstag von Speier, das Leichenbegräbniß der Könige Adolf und Albrecht und die Acht, welche über Johann und ſeine Freunde daſelbſt ausgeſprochen worden. Herr Theobald von Blamont machte ſeinen ſtaunenden Zuhörern eine furchtbare Schilderung von der Strenge, mit welcher die Hinterlaſſenen des Königs Albrecht gegen die Mörder des Letztern verfahren. „O, glaubet mir,“ fuhr er fort, „ich kenne ſehr genau die Geſchichte; denn meine Frau iſt verwandt im dritten Glied mit Herrn Rudolf von Wart.“ „Saget doch,“ entgegnete der Vogt, „wo jetzt Euer Vetter, der Herr von Wart ſich aufhält?“ „Ich weiß nicht,“ antwortete der Ritter Blamont, „aber alle Welt behauptet, daß er liege verborgen auf dem Schloſſe Wart, bei ſeiner Frau oder auf der Burg Multberg bei ſeinem Bruder. Ob

aber das wahr sei, das wird sich zeigen sehr geschwind, denn Herzog Leopold ist gekommen mit großem Heere in die Grafschaft Kiburg und belagert hart die Schlösser Wart und Multberg."

Ritter Blamont hatte nicht bemerkt, daß der Mann im Pilgergewande mit gespannter Aufmerksamkeit seiner Unterhaltung lauschte. Plötzlich aber fuhr der Mann aus seinem Winkel empor, warf den Hut auf den Tisch und rief: „Was sagt Ihr hier? Herr von Blamont, habe ich recht gehört? Wart und Multberg belagert? sagtet Ihr nicht so?"

„Ei was?" erwiederte sich umdrehend der Ritter, „so bald hat der deutsche Mann gelernt französisch? Diable m'emporte, wenn das nicht ist mein Vetter, Herr von Wart, selber. Quoi? ist das auch eine gute Manier zu leben, wenn man sich schleicht also vermummt vorbei an seinen Verwandten und übernachtet lieber dans un cabaret miserable, als auf der Burg bei guten Freunden? Nun habe ich gefangen hier den schlauen Fuchs." — Also sprach Blamont mit spöttischem Lächeln, dann aber umarmte er den unerwartet gefundenen Vetter und zeigte sich mit welscher Höflichkeit ganz entzückt, ihn so wohl zu sehen.

Rudolf von Wart entschuldigte sich damit, daß er seine Anverwandten so spät nicht habe beunruhigen und besonders als Geächteter nicht in Ungelegenheit bringen wollen. Dabei bat er dringend, daß Blamont ihm doch sagen möchte, was er Näheres von der Belagerung der Schlösser Wart und Multberg, so wie von den Sickſalen seiner geliebten Gertrud und seines Bruders Jakob wisse.

Rudolf von Wart hatte sich die ganze Zeit über theils in den Landen des Pfalzgrafen vom Rhein, theils bei seinem Oheim auf der Burg Falkenstein aufgehalten. Jetzt war er auf einer Wallfahrt nach Avignon begriffen, wo er, dem Geiste der Zeit gemäß, beichten und bei Papst Klemens V. sich Ablaß der Sünden holen wollte. Dieser freiwilligen Verbannung hatte er sich aus zwei Gründen unterzogen. Für's Erste hatte er die Anschläge gegen Albrechts Leben nie gebilligt, die That war ohne sein Vorwissen beschlossen und ausgeführt worden; daher wollte er auch in einem allfälligen Kriege keine gemeinsame Sache mit den Verschwornen machen, die selber sich das Spiel so unbesonnen verdorben hatten. Zweitens hoffte er dadurch zu bewirken, daß das Gewitter der Blutrache schonend an den Burgen

Wart und Multberg vorüber ziehen und er und die Seinigen nicht mit den übrigen Freunden des Herzogs Johann auf gleiche Linie geſetzt werden möchten.

Die Nachricht von der Belagerung beider Burgen war daher ein Donnerſchlag für ſein Ohr, die ihn alle Regeln der Klugheit vergeſſen machte. Nicht, weil er ſeine Anverwandten nicht beunruhigen oder ihnen eine Verlegenheit hatte erſparen wollen, war er an dem Schloſſe vorüber gegangen und in der Schenke eingekehrt. Ein geheimes Gefühl warnte ihn vor dem Schloſſe Blamont, eine unüberwindliche Abneigung vor der Glattzüngigkeit des welſchen Windbeutels, der ſich ſeinen Vetter nannte. Das war der wirkliche Grund.

Auch jetzt noch hätte Wart lieber in der Dorfſchenke übernachtet. Er ſchützte ſeine Müdigkeit vor, die Furcht, der Frau von Blamont läſtig zu fallen; er verſprach, am Morgen bei guter Zeit auf dem Schloſſe erſcheinen und der Baſe ſeine Aufwartung machen zu wollen. Alles umſonſt. Der Ritter von Blamont wußte ſo verbindlich einzuladen und die erhobene Bedenklichkeit ſo gefällig zu widerlegen, daß dem Herrn Rudolf von Wart nichts Anderes übrig blieb, als das vorgeführte Roß zu beſteigen und mit ſeinem Vetter zur Burg hinauf zu reiten.

Auch wurde er hier auf das freundſchaftlichſte empfangen. Frau von Blamont verſicherte, wie ſehr ſie ſich geſehnt habe, den theuern Oheim wieder ein Mal zu ſehen und ihm in ſeinem Mißgeſchick ein gaſtliches Obdach anzubieten. Ein gutes Nachtmahl wurde bereitet, wie es die kurze Zeit geſtattete. Wart wurde gebeten, ſeine Schickſale und ſeine Leiden während ſeiner freiwilligen Verbannung zu erzählen. Er that es und mehr als eine Thräne glänzte in dem Auge der aufmerkſamen Baſe. Theobald fluchte über den Schurken von König Albrecht und über den diable enragé von Königin Agnes. Beide, Theobald und ſeine Frau baten, daß Wart bei ihnen verweilen möchte, bis man nähere Kunde eingezogen haben werde über die Belagerung der Burgen Wart und Multberg. „Nein!“ ſagte Rudolf, „ich kann hier nicht bleiben. Ich wollte nach Avignon zum heiligen Vater pilgern, in der Hoffnung, daß meine Unſchuld und meine freiwillige Verbannung den Zorn der Verwandten Albrechts beſchwören werde. Jetzt aber, da ſie dennoch ihre gierige Hand nach meinen Gütern ausſtrecken und meinen Bruder und mich verderben

wollen, jetzt will ich das Pilgerkleid mit dem Harnisch vertauschen und in meine Heimath eilen, um Weib und Kind zu vertheidigen und unter den Trümmern meines väterlichen Stammschlosses mich begraben zu lassen.

„Ma foi! Vous avez raison!“ erwiederte Theobald, „das heißt gesprochen, wie ein Chevalier soll sprechen. Bon courage! ich will geben Pferd und Rüstung, Schwert und Lanze, daß Ihr soll sein ein homme de la guerre comme il faut!“

Und siehe! während sie so redeten, fielen dem guten Rudolf die Augen zu. Theobald und sein Weib lächelten einander bedeutungsvoll an. Der Schlaftrunk hatte gewirkt und es stand dem beabsichtigten Bubenstück kein Hinderniß mehr entgegen.

Theobald von Blamont war ein prahlerischer, falscher, gewissenloser Mann, der durch seinen übertriebenen Aufwand und seinen häufigen Aufenthalt am Hofe sein väterliches Erbe weit herunter gebracht hatte. Seine Schlösser und Güter waren nach allen Seiten hin verpfändet. Alle Tage stürmten die Gläubiger daher und mahnten an die längst verstrichenen Termine. An demselben Abende, wo unsere Geschichte sich zutrug, waren ein Jude und ein Kaufmann von Besançon auf Blamont gewesen und hatten erklärt, die Geduld sei zu Ende; wenn Theobald in der nächsten Woche nicht bezahle, so werden sie des Ritters Hausgeräthe, Waffen, Pferde und Jagdhunde auf öffentlicher Versteigerung an den Meistbietenden verkaufen. Früher hatte Theobald geringere Gläubiger die Treppe hinuntergeworfen oder sich durch einen Straßenraub aus der Klemme geholfen. Allein seit einiger Zeit machten die Krämer lieber einen Umweg, als daß sie am Schlosse Blamont vorbei gezogen wären, oder sie reisten unter starker Bedeckung. Und die Treppe hinabwerfen durfte er die Gläubiger jetzt deßwegen nicht, weil der Kaufmann ein Rathsherr von Besançon war und der Jude sonst großen Einfluß übte. Theobald war in Verzweiflung. Er ging mit dem Kaplan und dem Vogte in die Schenke, um den Aerger bei'm Humpen zu vergessen. Da geschah es, daß Wart das Unglück hatte, mit ihm in der Schenke zusammen zu treffen.

Bei seiner Heimkunft nahm er sein Weib auf einige Augenblicke bei Seite, erzählte ihr, wie Rudolf am Schlosse Blamont habe vor-

bei ſchleichen wollen und wie er dieſen Vorfall zu benutzen gedenke, um ſich aus der Klemme zu helfen. Das Weib, eine geborne Herzogin von Urſelingen, war ihres Mannes völlig werth. Sie hatte viel dazu beigetragen, denſelben in Schulden zu ſtürzen und zitterte bei dem Gedanken, daß die frühere Herrlichkeit nun bald zu Ende gehen ſollte. Sie nahm keinen Anſtand, auf die Plane ihres Mannes einzugehen. Es bedurfte nur einiger Worte, ſo hatte ſich das ſaubere Paar verſtändigt.

Sie heuchelte die größte Freundſchaft für ihren Verwandten bezeugte ihm herzliche Theilnahme, weinte ſogar bei der Schilderung ſeiner Leiden. Es waren aber nur Krokodilsthränen. Mit ſchmeichleriſchem Lächeln reichte ſie nach genoſſenem Nachteſſen dem Gaſte das koſtbare Kriſtallglas zum Ehrentrunke, in welches ſie am Kredenztiſche unvermerkt die Schlaftropfen gemiſcht hatte.

So ſchlief Rudolf am Tiſche, zwiſchen den Judasſeelen, die zu ſeiner nächſten Verwandtſchaft gehörten. Theobald rief ſeinen Knechten, daß ſie den Fremden an den Ort trügen, den er ihnen ſogleich zeigen würde. Und die Knechte thaten nach des Ritters Willen.

Am Morgen aber, als Rudolf von Wart aus dem künſtlichen Schlafe erwachte, wußte er anfänglich lange nicht, wo er war und ob er träume oder wache. Ein ſchauerliches Gefängniß hielt ihn umfangen, ſchwere Ketten klirrten an Hand und Fuß. Endlich brachte Theobalds Diener ihm Waſſer und Brod. „Aber warum handelt mein Vetter alſo an mir?“ fragte der unglückliche Rudolf. Der Wärter ſchwieg und zuckte die Achſeln. Entweder konnte er es nicht ſagen, oder er wollte es nicht ſagen. An demſelben Morgen hatte Theobald den Burgkaplan mit einem Briefe an den Herzog Leopold geſchickt. In dem Briefe aber ſtand geſchrieben: „Was gebet Ihr mir, wenn ich den Mörder Euers Vaters in Euere Hände überantworte?“

36.

Das Blutgericht.

Was der Ritter Theobald von Blamont über die Burgen Wart und Multberg geſagt hatte, war weder bloßes Gerücht, noch eigene

Erfindung. Allerdings hatte Leopold zuerſt das Schloß Wart belagert und dasſelbe verbrannt. Ja noch mehr. Da die Sage ging Rudolf von Wart halte ſich bei ſeinem Bruder Jakob verſteckt, ſo rückte der Herzog vor Multberg und verlangte die Herausgabe des Königsmörders. Zwar verſicherte Jakob von Wart hoch und theuer, ſein Bruder habe keinen Antheil gehabt an dem Tode Albrechts, auch ſei ſein dermaliger Aufenthalt ihm durchaus unbekannt; aber es half Alles nichts, Leopold nahm die Burg ein und zerſtörte ſie. Und ſo wurde der Ritter Jakob, der nichts von den Anſchlägen wider Albrechts Leben geahnt, ein Mann, der ſeiner Liebe zum Minnegeſang und ſeiner Rechtſchaffenheit wegen weit umher geachtet war, ſeines Eigenthums beraubt und in bittere Armuth geſtürzt. Gleichzeitige öſterreichiſche Schriftſteller beklagen ſelber das Unrecht, das an dieſem Redlichen begangen ward. Er ſtarb ſpäter in einer dürftigen Bauernhütte zu Neſſtenbach.

Gertrud aber, die Gemahlin Rudolfs von Wart, wandte ihrem brennenden Schloſſe weinend den Rücken, nahm ihr Kind an die Hand und wanderte zu ihren Anverwandten nach Baſel. Sie dankte jetzt Gott, daß Rudolf ihren Rath, auf der Burg ſich verſteckt zu halten, nicht befolgt hatte; denn ſie hoffte, es würde ihm gelingen, im Welſchlande den Nachſtellungen Oeſterreichs zu entgehen. Arme Frau! Schon befand ſich ihr Gatte in den Händen des Seelenverkäufers Blamont und Leopold bezahlte, ſo viel der Schurke verlangte, um das unglückliche Schlachtopfer in ſeine Gewalt zu bekommen. Die Kunde von Rudolfs Gefangennehmung war die ſchreckliche Hiobspoſt, welche Gertrud bei ihrer Ankunft in Baſel vernahm.

Gertrud und ihre Freunde gaben ſich Mühe, die Bürgerſchaft von Baſel, wo ſeit Albrechts Tod die Gegenpartei Oeſterreichs die Oberhand gewonnen, dahin zu vermögen, daß ſie die Reiſigen des Herzogs Leopold beim Durchzuge durch die Stadt Baſel entwaffne und den Unſchuldigen befreie. Allein die vom Könige ausgeſprochene Reichsacht lag wie ein lähmender Alp über den Gemüthern. Es blieb daher bei einem leeren Bedauern, bei einem thatenloſen Mitleid; Rudolf von Wart wurde wirklich unter ſtarker Bedeckung durch Baſel geführt und nach Brugg gebracht.

Je formloſer die Anverwandten Albrechts bei der Einnahme der

Burgen wider die unschuldige Dienerschaft der sogenannten Königsmörder gehandelt, desto sorgfältiger suchten sie bei der Verurtheilung Warts die gerichtlichen Formen zu beobachten, welche in den Tagen des Mittelalters üblich waren. Der gerichtliche Pomp, der gegen den Ritter angewendet wurde, sollte gewissermaßen das kurze Verfahren rechtfertigen, das man sich gegen die Knechte, als untergeordnete Teilnehmer der großen Verschwörung in Ausübung des strengen Kriegsrechtes erlaubt hatte.

An einem Dinstag Morgen zog Graf Imer von Straßberg als Reichsvogt oder Landrichter mit zwölf Stuhlsaßen oder Urtheilern nach der großen Linde, welche außerhalb des Städtchens Brugg an der Reichsstraße stand, alle den Mantel um die Schulter und das Schwert an der Seite. Dort war ein erhöhter, mit goldenen Knöpfen geschmückter Stuhl für den Reichsvogt und zwei Bänke für die Beisitzer bereitet. Ein ausgespanntes Seil bezeichnete die Schranken, welche das zudrängende Volk nicht überschreiten durfte. Der Reichsvogt trat zu seinem Stuhl, die Urtheiler zu ihren Bänken. Hierauf richtete der Erstere, stehend und den weißen Gerichtsstab in der Hand, vier Fragen an die Beisitzer: 1) ob es an der Zeit sei, das Landgericht zu hegen? 2) ob er das Landgericht verbannen solle, daß bei Strafe von 3 Schill. Pfenn. Niemand ohne Erlaubniß des Landrichters dabei sprechen möge? 3) ob er, wenn man das heilige Sakrament vorbeitragen würde, das Recht haben solle, aufzustehen und ihm die gebührende Ehrfurcht zu beweisen, und ob er, wenn Feuers- oder Wassersnoth oder Kriegsgeschrei entstünde, oder wenn die Herrschaft Hilfe bedürfte, mit den Urtheilssprechern helfen, wenn aber die Hilfe nicht mehr nöthig und es noch bei guter Tageszeit wäre, die Geschäfte wieder fortführen dürfe? 4) ob er, wenn er erkranken oder von den Amtleuten zu einem andern Geschäft berufen werden sollte, den Stab sodann nicht einem Andern übergeben und nach beendigtem Geschäft denselben wieder übernehmen möge? Nachdem diese vier Fragen bejahend entschieden worden: rief der Gerichtsbote, der ebenfalls einen Stab trug: „Ich verbiete das Gericht, daß Niemand ohne seinen Fürsprech rede.“ Jetzt setzte sich der Reichsvogt auf seinen Stuhl, das Antlitz nach Osten gewendet, den rechten Fuß über den linken geschlagen und den weiße Stabn in der Hand.

Die zwölf Schöppen aber nahmen auf ihren Bänken Platz. Der Stadtschreiber von Brugg saß an einem kleinen Tischchen bei Seite und der Gerichtsbote stand harrend am Eingange in die Schranken. Also war nach der Sitte des Mittelalters die feierliche Sitzung des Blutgerichtes eröffnet. Viel Volk war zugegen.

Jetzt brachten einige Reisige den Ritter Rudolf von Wart und übergaben ihn dem Weibel, welcher ihn innert den Ring stellte. Zu gleicher Zeit sprengte der Herzog Leopold mit seinen Dienern daher. An der Gerichtsstätte angelangt, stieg er vom Rosse, trat innert die Schranken mit gezogenem Schwerte, während er durch einen seiner Edelknaben eine Hand von Wachs vor den Stufen des Richterstuhls niederlegen ließ. Heftig klagte der junge Fürst den Ritter Rudolf an als Mörder seines Vaters, des Königs Albrecht, und verlangte, daß derselbe zum Tode durch das Rad verurtheilt werden möchte.

Graf Imer von Straßberg als Reichsvogt fragte den Ritter, was er gegen diese schwere Klage vorzubringen habe. Gelassen und mit männlicher Würde wies Rudolf die Beschuldigung zurück mit der Versicherung, daß er stets den Herzog Johann vor gewaltthätigen Schritten gewarnt habe, daß die blutige Handlung ihm ganz unerwartet gekommen sei und daß er aus Unwillen über das Geschehene jede Verbindung mit den Verschwornen gemieden und es vorgezogen habe, in freiwilliger Verbannung zu leben.

Der Reichsvogt machte nun den Kläger darauf aufmerksam, daß nach den Reichsgesetzen der gichtige Mund oder die handhafte That oder der blinkende Schein gefordert werde, das heißt in der gerichtlichen Sprache jener Zeit: Wenn der Beklagte nicht gestehe, so müsse er auf frischer That betreten oder durch das Corpus delicti überwiesen werden können.

„Er ist auf der That betreten worden," schrie Herzog Leopold, „ich beweise das durch einen ehrenfesten und frommen Ritter. Da ist der Mann, der es sah, wie dieser Elende die Hand legte an das geheiligte Leben meines seligen Vaters." Dabei deutete Leopold auf den Ritter Walter von Kasteln, der eben innert die Schranken trat.

Straßberg fragte die Blutrichter, ob sie Herrn Walter von Kasteln für einen gültigen Zeugen erkennen. Nachdem solches bejaht worden war, forderte der Reichsvogt Herrn von Kasteln auf,

getreu zu berichten, was er in Beziehung auf den an König Albrecht begangenen Mord anzugeben wiſſe. Kaſteln erzählte die ganze Geſchichte umſtändlich und ſchloß damit, daß er behauptete, Ritter Rudolf von Wart habe dem König einen Hieb über das Geſicht verſetzt.

Ritter Rudolf widerſprach aber dieſe Angabe auf das beſtimmteſte. „Ich habe", ſagte derſelbe, „den König mit keinem Finger berührt, ich ſo wenig, als Konrad von Tägerfeld. Entweder legt Kaſteln hier wiſſentlich ein falſches Zeugniß ab oder er hat ſich im Schrecken über die unerwartete That getäuſcht und mich mit meinem Schwager Balm oder mit Walter von Eſchenbach verwechſelt."

„Was? Du willſt es wagen, die Glaubwürdigkeit eines ſolchen Ritters anzufechten? Du lügneriſcher Böſewicht!" ſchrie Herzog Leopold. „Ihr Herren! Ihr habt die Angabe des braven Kaſteln gehört. Was wollet Ihr noch viel Federleſens mit dieſem Elenden machen? Walter von Kaſteln hat ein Wort geredet. Das iſt genug."

„Nein, Herzog! das iſt nicht genug," entgegnete Rudolf von Wart. „Nach Geſetz und Uebung werden drei, wenigſtens zwei Zeugen verlangt. Hier aber iſt nur ein Zeuge. Kaſteln ſagt Unwahrheit, ob mit oder ohne Wiſſen, das wage ich nicht zu entſcheiden. Kaſteln kann ſich getäuſcht haben. Ich verlange einen Zeugen, der ſich nie täuſcht."

„Und wer wäre dieſer Zeuge?" fragte mit ungläubigem Lächeln der Reichsvogt, Graf Imer von Straßberg.

„Gott! der allwiſſende, allgerechte Gott!" antwortete mit feierlichem Nachdruck der Angeklagte. „Ich will es auf einen ehrlichen Zweikampf, auf ein Gottesurtheil ankommen laſſen. Kaſteln und ich, wir widerſprechen uns, wir ſind beide Ritter, unbeſcholtene Männer, von denen der Eine ſo viel Glauben verdient, als der Andere. Ihr, Blutrichter, Ihr wiſſet nicht, auf welcher Seite die Wahrheit liegt. Gebt uns zwei Schwerter, damit wir kämpfen auf Leben und Tod, überlaſſet dem die Entſcheidung, der unſer, der einſt auch Euer Richter ſein wird."

Kaum hatte Wart dieſe Erklärung vollendet, ſo öffneten ſich die dichten Reihen des umſtehenden Volkes und hinein in den heiligen Ring des Blutgerichtes drängte ſich ein Weib mit allen Merkmalen der Angſt und der Verzweiflung. Es war Gertrud von Balm, die Gattin des Ritters Rudolf von Wart. Sie ſchilderte die Recht-

ſchaffenheit ihres Mannes, ſie betheuerte die Unſchuld desſelben, ſie malte mit ſtarken Farben das Unrecht, das ihrem Hauſe bereits widerfahren, und die Blutgier der Anverwandten Albrechts, welcher ſchon ſo viele unſchuldig Opfer geſchlachtet worden. „Gerechtigkeit!“ rief ſie, die Hände ringend und auf die Knie ſich niederwerfend, „Gerechtigkeit, Ihr Richter, bedenket, daß vor Gott Alle gleich ſind, Groß und Klein! Mordet den unſchuldigen Mann hier nicht! raubet meinem armen Kinde den Vater nicht! ich bitte, ich beſchwöre Euch, um Euerer eigenen Gattinnen und Kinder willen, gedenket des jüngſten Gerichtes und der vergeltenden Ewigkeit!“

Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf das Volk, das dichtgedrängt die Schranken umgab. Manches Auge wurde feucht, manches Haupt wandte ſich, Beifall nickend, zum Nachbar. Gerechtigkeit! Gnade! Die Habsburger haben ſchon zu viel Blut getrunken, Gnade, Gnade! So tönte es aus der dunkeln Maſſe des Volkes. Ernſt erhob ſich jetzt Graf Imer von Straßberg und ſchlug mit dem Gerichtsſtab auf den Tiſch. „Ich gebiete Stille,“ rief er. „Stille! Stille!“ wiederholte der Weibel. Auf das Zeichen des Reichvogtes hin traten die zwölf Schöppen bei Seite, um das Urteil zu fällen. Nur der Reichsvogt, der Gerichtsbot, Herzog Leopold, Rudolf von Wart und die arme Gertrud blieben im Ringe. Bange Stille ſchwebte über dem ganzen Kreiſe, zwiſchen Furcht und Hoffnung zitterte jegliches Herz.

Endlich, nach einer halben Stunde, die eine Ewigkeit zu ſein ſchien, kamen die zwölf Ritter wieder und ſtellten ſich an ihre Plätze. Ritter Heinrich Geßler von Brunnegg erklärte dem Reichsvogt, daß die Blutrichter geurtheilt haben nach Recht und Gewiſſen. Dann trat der Stadtſchreiber von Brugg vor und las den Spruch des Gerichtes. „Ritter Rudolf von Wart iſt des Königsmordes ſchuldig und zum Tode durch das Rad verurtheilt.“ Alſo lautete die ſchreckliche Erkanntniß. Kaltes Grauſen durchrieſelte die Nerven der Zuhörer. Gertrud ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus und fiel ohnmächtig nieder. Nachdem das arme Weib weggetragen worden, verlangte Wart den Bruder Berchtold Strebel, um die letzten Tröſtungen der Religion zu empfangen.

Schlag zwölf Uhr ertönte die Armenſünderglocke, dumpf und ſchauerlich. In wildem Gewühle wogte die ſchauluſtige Menge nach

der Reuß hinaus, auf das Feld, wo seiner Zeit der König Albrecht erschlagen worden. Hier sollte Rudolf gerädert werden zur Sühne für das daselbst vorgefallene Verbrechen.

So hatte Agnes die Sache sich ausgedacht. Sie und ihre Mutter, die Königin Elisabetha, waren nämlich in Brugg. Beide Weiber hatten auf die Wahl der zwölf Blutrichter und das Urtheil einen entscheidenden Einfluß geübt. Ach! der arme Rudolf war verdammt, ehe er nach Brugg gekommen, und sein Todesurtheil gemacht, bevor er verhört worden. Mit unmenschlicher Lust jubelten diese beiden Furien über den ausgefällten Spruch. Agnes hielt sich jetzt ihres Gelübdes entbunden, darum legte sie das abgetragene Zwilchkleid von sich und schmückte sich, wie zu einer Hochzeit. Wirklich hatte Leopold dem Reichsvogte und den Beisitzern ein glänzendes Mittagessen bereiten lassen. Und also geschah es, daß in Brugg die Becher klirrten und die Geigen sich vernehmen ließen, während der arme Rudolf von Wart draußen mit gebrochenen Gliedern auf dem Rade lag.

Nach der Mahlzeit begaben sich dann beide Königinnen, Mutter und Tochter, auf das Feld hinaus. Das Volk hatte, von Schauer und Mitleid überwältigt, sich bereits nach allen Seiten verlaufen. Nur die Kriegsknechte und der Scharfrichter und einige Andere waren zugegen. Da trat Agnes vor das Rad hin, auf welchem der Ritter lag, und rief: „Rudolf! wie liegt es sich dort oben? nicht wahr, an diesen Lohn hast Du nicht gedacht, als Du Deinen Herrn und König erschlugst, oder behauptest Du jetzt noch, daß Du unschuldig seiest?“

„Ja,“ antwortete der Mann auf dem Rad, ich bin unschuldig und habe die That nicht begangen, deren ich angeklagt worden. Aber die, welche sie begingen, haben nicht einen König, sondern einen Wütherich erschlagen, der seine blutige Hand wider Eid und Ehre an König Adolf, seinen natürlichen Herrn, gelegt und ihn seines Lebens beraubt hatte, — ja wohl! einen Wütherich, der seinem Neffen Herzog Johann Land und Leut mit Gewalt wider Gott und Recht vorenthalten. Die Strafe, die ich hier erleide, hätte Dein Vater, der Mörder des Königs Adolf, besser verdient, als ich.

Agnes und Elisabetha wurden ob dieser Rede mit neuem Grimm erfüllt. Eben waren sie im Begriffe, alle Bosheit ihres Zornes in eine giftige Antwort zusammen zu drängen, da trat Bruder Berch-

told Strebel, den sie bisher nicht bemerkt hatten, ihnen entgegen und rief: „Hebet Euch von hinnen! wahnsinnige Weiber! ist es nicht genug, daß Ihr diesen unglücklichen Mann auf das Rad gebracht? wollet Ihr auch an seinem Todeskampfe Euch weiden? Hebet Euch von hinnen und bittet zu Gott, daß er Euch verzeihe, was Ihr in der Verblendung Euerer Seelen an diesem und so vielen hundert andern unschuldigen Menschen gethan."

Also sprach der Mann Gottes. Agnes und Elisabetha aber schlichen sich kleinlaut und beschämt von dannen.

Drei Tage lag der Ritter auf dem Rade ausgespannt, namenlose Qualen litt der arme Mann. Doch stand ein guter Engel ihm zur Seite, das war seine gute Gertrud. Sobald sie von ihrer Ohnmacht sich erholt hatte, verfügte sie sich auf die Richtstätte, zu ihrem unglücklichen Gatten. Tag und Nacht verweilte sie dort, unter dem Rade auf der Erde liegend und den Dulder mit Gebeten und frommen Sprüchen aufrichtend. Als Bruder Berchtold Strebel den Ritter fragte, ob es sein Wille sei, daß die Frau allda bei ihm bleibe, sagte er: „O nein! ihre Gegenwart verursacht mir größere Schmerzen, als die Marter, die mir angethan worden, denn ihre große Treue geht mir zu Herzen." Er nöthigte sie oft, hinweg zu gehen. Sie aber sprach: „Ich will nicht von Dir weichen, so lange Dein Leben währt. Gerne wollte ich mit Dir sterben."

Am Abend des dritten Tages rief Rudolf: „Mich dürstet!" Da ging Gertrud zur Reuß hinab, holte Wasser in ihrem Schuh, stieg am Rade empor und erquickte den Lechzenden. Alsbald wurde der Ritter bleich, neigte sein Haupt und starb.

37.

Die Teufelsbrücke und der kleine Schneeballenhändler.

Grauen und Entsetzen verbreitete sich allenthalben, wohin die Kunde drang von Rudolfs martervollem Tode. Besonders war das der Fall in dem Hause des Altlandammann Rudolf Reding in Schwyz. Herzog Johann und Konrad von Tägerfeld hatten sich seit dem Falle der Schnabelburg daselbst aufgehalten. „Unsere Sache

iſt verloren," ſprach Tägerfeld. Die Schlöſſer Wart, Multberg, Fahrwangen, Altbüren, Maſchwanden, Eſchenbach und Schnabelburg liegen in Schutt und Aſche; unſere treueſten Freunde und Diener haben unter dem Schwerte unſerer Verfolger verblutet. Was auf Euch, o Herzog, und auf mich warten würde, wofern wir in Leopolds Hände fallen würden, das lehrt das unglückliche Schickſal unſers guten Warts. Wir müſſen von hier hinweg. Zug und Luzern liegt mir zu nahe. Auch ſind wir für eine große Partei in dieſen Bergen ſchon längſt ungerne geſehene Gäſte geweſen. Wir müſſen fort!"

„Und wohin?" fragte Johann düſter. „Nach Italien," entgegnete Tägerfeld. „Ja! fort nach Aviguon," unterſtützte in ängſtlichem Tone das ſchöne Röschen, „nach Avignon, zum heiligen Vater." „Was aber dort thun?" verſetzte der Herzog, „dem Pabſte ſagen, daß man mir mein Erbe auf Erden geraubt habe und daß er mir dafür das himmliſche Erbe geben ſolle." Ein bitteres Lächeln begleitete dieſe Worte.

Doch erkannte der junge Mann ſelber, daß ſeines Bleibens in den Waldſtätten nicht mehr ſein könne. Nachdem ſich beide Männer in das graue Beghardenkleid gehüllt und Röschen den Begnienſchleier über ſich geworfen, nahmen ſie Abſchied von Landammann Reding und ſeinen Hausgenoſſen. „Behalte hier meine Harfe zum Andenken," ſagte Röschen zu Antonia, „meinem Herzen ahnet es, daß ich keine Lieder mehr ſpielen werde." Antonia weinte ſehr, ſie und Hünenberg begleiteten ihre Freundin, den kleinen Johann auf den Armen tragend bis nach Brunnen.

In Brunnen beſtiegen die Flüchtigen ein Schiff und fuhren an des Axenberges ſteilen Felswand vorbei nach Flüelen hinab. Dann gingen ſie über Altdorf nach Bürglen, um dem braven Schützen im Schächenthal noch ein Lebewohl zu ſagen. „Wenn Ihr einige Tage bei mir weilen wollet, ſo will ich Euch den Weg über das Gebirg weiſen, denn ich denke, daß ein Führer Euch wohl zu Statten kommen dürfte in der ſchaurigen Wildniß," ſprach Wilhelm Tell. Deſſen waren die beiden Männer und beſonders die junge Frau froh und ſie blieben in Bürglen drei Tage. Am vierten Tage brachte Tell einen Eſel, den er in Altdorf gekauft hatte. Röschen mit dem blühenden Knaben mußte ſich auf das Thier ſetzen, deſſen Zügel in

der Hand Johanns ruhte. Dieſer trug, ſo wie Tägerfeld, nur einen ſchlichten Stab, der ſich aber ſchnell in einen Spieß verwandeln ließ. Tell aber hatte die Armbruſt bei ſich und den mit Pfeilen reich gefüllten Köcher. Alſo begann die Wanderung in's Gebirg, über Bützlingen, Erſtfelden und die Klauſe.

„Was iſt das?“ fragten ſich die Hirten von Uri, an welchen der Zug vorüberwallte, „begleitet der Tell da die Mutter Gottes mit dem Chriſtusknaben?“ In der That war die Vergleichung nicht übel. Die ſchöne, züchtig gekleidete Frau, die ſinnend auf dem Thiere ſaß, das ſchon mehr dem Süden angehört, und den ſchlafenden Kleinen an ihr beſorgtes Mutterherz drückte, und der ernſte, düſterblickende, junge Mann, der mit dem Stabe in der Hand rüſtig neben dem Eſel einherſchritt und darüber wachte, daß Weib und Kind keinen Schaden nehme, wahrlich, es hatte viel Aehnliches mit der Art und Weiſe, wie unſere Maler die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten vorzuſtellen pflegen.

Anfänglich führte der Weg über eine grüne, mit ärmlichen Hütten beſäete Ebene, am Stammſchloß der Freiherren von Silenen und an den Trümmern des von Landvogt Geßler erbauten Zwinguri vorüber, nach dem Dorfe Amſtäg, über welchem die Windgälle und der Briſten ſich ſtolz in die Lüfte erheben. Vom Dorfe Amſtäg aber ging es jäh und immer jäher bergan bis zu den Spitzen des Gotthards empor. Heut zu Tage findet der Wanderer hier eine kunſtreich gebaute, durch viele Brücken verbundene Straße. Und doch wird es ihm ſeltſam zu Muthe, wenn er durch die ſchattige Gebirgswelt an den mit niedergeſtürzten Lawinen ausgefüllten Schluchten dahinzieht. Wie ganz anders aber mußte es im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ausgeſehen haben, wo nur ein mühevoller, kaum für Saumthiere gangbarer Pfad durch die Nacht der Wälder ſich wand, wo ſtatt der heutigen gewölbten Brücken nur unſichere Stege oder in Ketten hängende Balken von Felswand zu Felswand leiteten.

Als die Reiſenden zu einer Stelle gelangt waren, wo die Reuß mit furchtbarem Gebrüll in den Abgrund hinunterdonnert, hielt der Gemsjäger aus dem Schächenthale ſtill und warf einen Stein in die Tiefe hinab. „Horch! wie lange es währt, bis der Stein die Tiefe erreicht. Das iſt der Pfaffenſprung,“ ſprach er. „Ein Mönch war

mit einem Mädchen entflohen. Hart drängten die Verfolger, welche ihm auf der Ferse saßen. Da kam er zu dieser Kluft. Der Steg war fort — eine Lawine hatte ihn zerschmettert. Einen Augenblick Zögerung, so war Freiheit und Mädchen verloren. Da faßt sich der Mönch ein Herz, er umschlingt seine Geliebte und mit der süßen Bürde schwingt er sich in übermenschlicher Anstrengung über den donnernden Strom. Darum heißt der Ort der „Pfaffensprung".

„Und gelangte er mit dem Mädchen glücklich an das jenseitige Ufer?" fragte Rosa. „So erzählt die Sage," antwortete Tell, „denn wer sich selber nicht verläßt, den verläßt Gott nicht." Die Frau warf einen liebenden Blick nach dem Gatten, der die Zügel ihres Thieres hielt.

Nachdem die kleine Karawane sich im Dorfe Wasen erfrischt und dem Thiere ein Futter gegeben hatte, ging es wieder rüstig aufwärts bis nach Göschenen, wo über den braunen Hütten die blendend weißen Gipfel und Schneefelder von Sandbalm hervorschimmern. „Hier beginnt der graufe Felsschlund, welchen man die Schöllenen nennt," bemerkte Tell. Und es war so.

In dieser Höhe schaut der Blick vergeblich nach Bäumen oder Gebüsch um. Die Natur hat das grüne Gewand des Graswuchses abgestreift. Einzelne Alpenrosen abgerechnet, welche in den Spalten der Klippen wurzeln, ist alles Andere kahler, grauer Fels, ein steinernes Thal des Todes, auf welchem der Fluch der Unfruchtbarkeit ruht. Vor dir verengt sich dasselbe zur schließenden Wand. Du schaust dich um, und durch eine kühne Wendung des Pfades hat sich ein Bergkoloß dir in den Rücken geschoben. Links und rechts ragen gleiche Bergriesen in die Lüfte empor. Der Himmel über deinem Haupte scheint nur noch einige Spannen breit zu sein. Kein Sonnenstrahl fällt in diese Wildniß. Es hat Alles etwas Unheimliches, Hölliſches. Schwarze Kreuze zu deinen Füßen bezeichnen die Stellen, wo vorüberwallende Wanderer von Schneelawinen erschlagen wurden. Gewaltige, schwarze Granitblöcke zeugen, nach der Sage, von der Zerstörungswuth der bösen Geister, die vormals in dieser Höllenlandschaft gehauset. Jetzt stehst du allein da, das einzige lebende Wesen in dieser schauerlichen Einsamkeit. Tiefe Grabesstille würde ihre walten, wenn der Bergstrom nicht wäre, der mit rasendem

Gebrüll unter dir dahin tobt durch die Krümmungen des nächtlichen Abgrunds. Seine Wogen zerschellen zu Schnee an den vorragenden Klippen. Nebelartig dampfen die Wolken des kochenden Wassers an den Felsen empor. Siehe, da trägt eine steinerne Brücke mit kühnem Schwunge dich durch den silbernen Schaum, der wie durchsichtiger Staub aus der schwindlichten Tiefe emporwirbelt. Ein großartiges Werk, von Menschenhand erbaut und mit Menschenblut besiegelt. Der Aberglaube schreibt indessen das Werk dem bösen Geiste zu und nennt es die Teufelsbrücke.

In den Tagen, in denen der Enkel des Königs Rudolf und die Tochter des Königs Adolf als arme Flüchtlinge hier vorüberpilgerten, bestand die Brücke freilich nur noch aus einigen schwankenden Balken, die in eisernen Ketten über dem schrecklichen Abgrund hingen. Und es geschah nicht selten, daß der heulende Föhnwind, wenn er durch die Schlucht zog, das Saumthier faßte und Thier und Ladung von der Brücke hinunterschleuderte in den tosenden Waldstrom. Auch fehlte damals noch der durch den Felsen gehauene Gang, welcher das Urnerloch heißt und die Wanderer heut zu Tage, wie durch Zauberschlag, aus der Unterwelt dieser vulkanischen Höllennatur plötzlich hinausführt an das rosige Licht des freundlichen Thales von Urseren.

Dennoch hatte Röschen mit ihren Begleitern den Pfad des Schreckens glücklich zurückgelegt. Leichter athmete ihre Brust. Jede Gefahr schien überstanden. Munter förderten Alle ihre Schritte, um bald auf der Höhe des Gotthards anzulangen, wo Italiens heiterer Himmel die Kinder des rauhern Nordens aufnimmt. Als sie aber zwischen Andermatt und Hospital sich befanden, stieß Tägerfeld den Herzog mit dem Ellenbogen und machte ihn auf die Figur aufmerksam, welche sich vom Hospital daher bewegte. „Wie kommt der Kauz da in das Urserenthal herauf? da ist die Sache nicht geheuer," sprach er. Sogleich wurde Tell unterrichtet, was er zu dem Bürschlein sagen solle, während die Andern so schnell, als möglich, vorbeizögen.

Das Bürschlein war nämlich Niemand Anders, als Kuni von Stocken, der Hofnarr des Herzogs Leopold. Er trug einen großen Korb auf dem Kopfe, den er mit Schneeballen angefüllt hatte.

„Ei! grüße Dich Gott! wohin? mit dem Ding da?" fragte der Gemsjäger.

„Zu Markte," antwortete keck der Zwerg.

„Was thun?"

„Schneeballen an die Herren von Luzern verkaufen.

„Gibt es denn in Luzern keinen Schnee?"

„Freilich, aber nur im Winter. Der Schnee in der Tiefe taugt nichts, er ſchmilzt mit dem Frühling. Da droben aber macht man Schnee, der das ganze Jahr durch hält. Wirſt ſehen, was die Baſe Agnes für eine Freude haben wird, wenn ſie und ihr Beichtvater ſich auch im Sommer mit Schneeballen werfen können."

„Wie kommt Kuni von Stocken aber nach Urſeren hinauf?" fragte der Gemsjäger.

„Aha!" kicherte der Hofnarr, „möchteſt Du das wiſſen? das hat ſeine guten Gründe. Vetter Leupold ſteckt mit ein paar Geſellen ſchon ſeit geſtern droben im Hoſpiz. Sie warten dort auf einen Vogel, der vorbei kommen ſoll. Ich ſehe aber weder Vogel noch Fiſch. Darum habe ich aus Langweile Schneeballen gemacht, um ſie nach Luzern auf den Markt zu tragen. Kommt der Vogel nicht, oder fliegt er der Furka zu, ſo kehrt heute Abend Vetter Leupold nach Luzern zurück. Dann aber iſt Leupold der Narr und Kuni iſt dann der Vetter." Alſo ſprach der Zwerg und trollte ſich mit ſeinen Schneeballen lachend in das Wirthshaus zu Andermatt.

Herzog Leopold war in Luzern durch einen geheimen Anhänger Oeſterreichs von Schwyz aus von der Abreiſe Johanns in Kenntniß geſetzt worden. Er begab ſich daher, während dieſer in Bürglen einige Tage verweilte, auf den Gotthard, um den Flüchtlingen den Weg zu verlegen. Kuni, welcher zu verhüten wünſchte, daß die grauſenvolle Hinrichtung des Rudolfs von Wart wiederholt werde, ſuchte den armen Prinzen bei Zeiten zu warnen. Er that es unter dem Anſcheine von Narrheit, die er an Leopolds Hofe zu ſpielen pflegte.

Johann und Tägerfeld verſtanden ſogleich, was der Zwerg wollte, nur waren ſie einen Augenblick unſchlüſſig, ob ſie nach Uri zurückkehren oder den Weg über die Furka einſchlagen ſollten. Offenbar ſchien Kuni ihnen das Letztere anzurathen. Nach kurzem Beſinnen beſchloſſen die Wanderer, den Rath des Narren zu befolgen und ſich beim Dorfe Hoſpital rechts zu wenden. Und es gereichte ihnen zum Heil. Glücklich gelangten ſie nach Realp, wo ſie übernachteten. Am

folgenden Tage führte Tell sie über den Furkapaß am prächtigen Rhonegletscher vorbei nach Oberwald. Bei diesem Dorfe nahm er dann Abschied, indem er der Frau und den beiden Männern kräftig die Hand schüttelte und den holden Knaben mit seinen bärtigen Lippen so derb küßte, daß der Kleine erschrocken das Gesicht abwandte und halb weinend sich am Nacken der Mutter anklammerte.

„Lebet wohl!“ sprach der biedere Waidmann zum Herzog, „Ihr habet meiner jetzt nicht mehr vonnöthen, denn Ihr seid im Lande Wallis und der böse Pfad liegt hinter Euch. Lasset, lieber Herr, hier auch die Träume des Ehrgeizes und der Herrschsucht zurück. Ihr habet viel verloren, viel erlitten, aber Ihr besitzet da noch Weib und Kind, das ist mehr werth, als ein Fürstenhut. Mein Vaterland hat Euch nicht unterstützt, wie ich es wünschte; es ist aber noch nicht aller Tage Abend. Oesterreichs Ländersucht wird die Waldstätte nicht immer ruhen lassen. Mir ist, es werde noch ein Tag kommen, wo wir neben einander kämpfen werden für die Freiheit des Gebirges und für das Erbe Euerer Väter. Bis dahin gehabt Euch wohl! Gehet mit Gott!“ Also sprach Wilhelm Tell. Dann warf er seine Armbrust auf die Schulter und kehrte trotzigen Schrittes zurück nach der Schlucht, durch welche der Pfad sich schlingt, welcher zum Lande Uri führt.

38.

Das Guren auf dem St. Bernhardsberg.

Wallis gehört zu den merkwürdigsten Landschaften nicht bloß der Schweiz, sondern von Europa. Es ist mit einem Kranz von Gebirgen umgeben, welche zu den höchsten der Alpenwelt gezählt werden. Ihre Spitzen erheben sich achttausend bis vierzehntausend Fuß über das Meer und sind fast alle mit ewigem Schnee und ungeheuern Gletschern bedeckt, die zum Theil in die Thäler hinabhängen. Nirgends vereinigen sich in einem so kleinen Bezirke, wie hier, die Klimate und Erzeugnisse aller Breiten, von Island bis Sizilien und Afrika, die schnelle Abwechselung der entgegengesetztesten Dinge, die unbeschreiblichste Mannigfaltigkeit einer gräßlichen Tod- und Zer-

Digitized by Google

ſtörung ankündenden und hinwieder bis zur Ueppigkeit fruchtbaren Natur. An vielen Orten fällt die Erndte am Mai, an andern im Oktober und wenn hier das Obſt nicht mehr reift, ſo wachſen dort Mandeln, Feigen, Granaten u. ſ. w. Ohne eigentliche Pflege kommen Reben und ſpenden Weine, welche bei gehöriger Pflege den ſtärkſten ſpaniſchen Weinen gleich ſein würden. In den Gebirgen leben Gemſen, Murmelthiere, Lüchſe, Wölfe, zuweilen Bären, Adler, Lämmergeier. Der Boden iſt reich an Marmor, Eiſen, Kupfer, Silber und Gold.

Die ſchöne Roſa und ihre Begleiter durchzogen dieſes merkwürdige Land der Länge nach von den Eisthürmen des prachtvollen Rhonegletſchers bis hinab zu den Gärten und den Rebhügeln des fruchtbaren Fleckens Martinach. Der Umſtand, daß ſie den Nachſtellungen des Herzogs Leopold ausweichen mußten, hatte den urſprünglichen Reiſeplan vereitelt. Aus gewiſſen Gründen wünſchten ſie das Schloß St. Maurice und die Gegend von Genf zu vermeiden. Als ſie daher in Martinach erfuhren, daß ein treuer Waffenfreund des Ritters Konrad von Tägerfeld im Aoſtathal lebe, ſo wurde es dieſem leicht, Johann und ſeine Gattin zu vermögen, den Weg über den St. Bernhard einzuſchlagen.

Es war ein ungewöhnlich milder Herbſttag, der Föhnwind blies und goß die warmen Lüfte Italiens in die vielfach zerklüfteten Thäler des Walliſer Landes. Die Berge ſchienen, was bei'm Föhnwinde gewöhnlich der Fall iſt, dem Auge näher gerückt, die Umriſſe derſelben, der reine Schnee im Blau des Himmels, das ſaftige Grün der Matten, das Dunkel der Wälder, die Schatten der Schluchten, alles das zeichnete ſich ſchärfer ab, ausgeprägter und markiger.

Am frühen Morgen hatten ſich unſere Wanderer auf den Weg gemacht. Von der ſchönen Witterung begünſtigt, ſtiegen ſie den ganzen Vormittag unverdroſſen in die Höhe über Branchier, Orſieres und Liddes. Nachdem ſie bei der Kapelle des heiligen Laurenzius ſich an der herrlichen Fernſicht gelabt, nahmen ſie in dem Dorfe Liddes etwas zum Imbiß. Johann und Tägerfeld ließen ſich den welſchen Wein trefflich ſchmecken. „Mit jedem Schritte, den wir gegen Italien thun, wird es mir leichter um das Herz“ — ſprach der Ritter. „Wollte Gott,“ verſetzte die ſchöne Roſa, „daß wir dort ein ſtilles

Asyl fänden, wo wir fern von der Welt leben und der erlittenen Leiden vergessen könnten." Sie freute sich dabei, daß des Trübsinns nachtende Wolke von der Stirne ihres Mannes gewichen und mit inniger Liebe drückte sie den kleinen Johann an den wogenden Busen. Ach! der Mensch denkt es und Gott lenkt es.

Kaum war die Karavane eine Stunde von Liddes entfernt, so fing die Luft an, sich zu verdichten. Die Sonne trat hinter einen Schleier von Wolken. Ein schwarzer Nebel lastete auf den Gletschern von Proz und Piodoz, die drohend hinabschauen auf die Hirtenhütten von Proz. Trübes Dunkel verbreitete sich nach allen Seiten, die Hörner und Zinken verschwanden, der Himmel wurde wie ein graues Zelt und die näher und immer näher wallenden Nebel beschränkten die Landschaft, so daß sie enge ward und schaurig, wie eine Todtengruft. Es waren das wohl bedenkliche Zeichen, aber unsere Pilger waren zu wenig mit der Natur des Gebirges bekannt, um die Gefahr zu ahnen, in welcher sie sich befanden. Obgleich schon ziemlich ermüdet, rangen sie sich durch die Felsschlucht empor, welche heut zu Tage der Weg von Marengo heißt. Die Petershöhe war erstiegen, die letzte Alpe des St. Bernhardsberges. Eine steinige Wüste nahm jetzt die Wanderer auf. Kein Strauch, kein Grashalm war mehr zu schauen. Grau, wie der Himmel ob dem Haupte, grau waren auch die Felsen, auf denen der Fuß dahin wandelte. Schneefeld reihte sich an Schneefeld. Jetzt auf ein Mal stand der Esel still, auf welchem Rosa mit dem Kinde ritt. Alle Ermahnungen, alle Schläge waren umsonst; das Thier ließ sich nicht von der Stelle bringen.

Und siehe! da trat jene furchtbare Erscheinung des Hochgebirges ein, welche die Walliser mit dem Ausdrucke „Guren" bezeichnen. Die Wolken senkten sich jählings vom Himmel herab. Ein wildes Schneegestöber fing an zu wirbeln. Verworrene, geheimnißvolle Stimmen ließen sich hören. Dumpf toste es über die Gletscher und Firnen; entsetzlich heulte der Sturm in den Lüften.

„Vorwärts!" rief Johann, indem er Mutter und Kind vom Thiere herabriß, „vorwärts! in einer Stunde sind wir im Hospiz. Aber grimmige Kälte schnitt durch die Glieder. Der Sturm wühlte den Schnee zu mächtigen Strudeln empor, die Windsbraut tanzte und wimmerte durch die winterliche Wüste, riesenhafte Säulen von

eisigem Staub wogten und wirbelten und kochten in gräßlichem Aufruhr durcheinander, von den Tiefen herauf, von den Höhen herab. Der Tag verfinsterte sich, der Pfad ging verloren. Das Auge war geblendet, der Athem gehemmt, der Fuß wie gelähmt. Die Wanderer wurden getrennt. Zuerst fiel Rosa mit dem Kinde um, dann der alternde Tägerfeld. In wenigen Augenblicken waren die Gefallenen mit einer Masse von Schnee überschüttet. Johann rief nach seinem Weibe, nach seinem Freunde. Keine menschliche Stimme antwortete ihm, nur das Hohngelächter des heulenden Sturmes und das Gewimmer der tanzenden Windsbraut. Da stand der junge Mann vor einer Säule, von welcher ein Glockenstrang herabhing. Er glaubte gehört zu haben, daß diese Säulen Nothzeichen seien für verunglückte Wanderer. In wilder Verzweiflung zog der Arme am Strange. Zwei bis drei Mal ertönte das Glöcklein, da riß das verwitterte Seil, und Johann selber sank erschöpft in den tiefen Schnee.

Er hatte, wie wir sahen, beim Anfange des Unwetters noch gehofft, das Hospiz zu erreichen. Mit diesem Worte, das eigentlich eine Herberge bedeutet, bezeichnet man das Kloster, welches auf dem höchsten Punkte des St. Bernhardsberges steht, an dem gefahrvollen, aber im Sommer und Winter stark betretenen Passe, der vom Walliser Lande nach dem Aostathal hinüberführt. Es ist das eine Anstalt, welche nicht bloß der Schweiz, sondern der Menschheit zur Ehre gereicht. Gerührt von den unsäglichen Leiden und Gefahren, welchen die deutschen und französischen Pilgrime bei ihrer Wallfahrt nach Rom ausgesetzt waren, faßte ein savoyischer Edelmann, Namens Bernhard von Menthon, gegen das Ende des ersten Jahrtausends nach Christo den Entschluß, auf der Spitze dieses Berges ein Kloster zu gründen, das den armen Reisenden eine Zufluchtsstätte bieten sollte. Er setzte sein Vermögen an diesen menschenfreundlichen Zweck und übergab die Anstalt einer gewissen Anzahl regulärer Chorherren des Augustiner-Ordens. Diese Mönche stehen unter einem Probste und leben das ganze Jahr hier über den Wolken in einer winterlichen Einöde, in der Region des ewigen Schnee's, wo die Rauheit der Luft die Tage der Menschen verkürzt und wo ein Aufenthalt von wenigen Jahren schon den Grund legt zu Rheumatismen und Gichtbeschwerden, deren man nicht mehr los wird, bis zum Grabe. Das

Kloſter nimmt die Wanderer unentgeltlich auf, gewährt ihnen Schutz, kleidet ſie im Nothfalle und verpflegt ſie in der Krankheit. Des Abends und in der Nacht ertönt die Glocke, damit ihr weithin reichender Klang Solchen, die ſich verirrt haben möchten, den Ort bezeichne, wo ſie eine Zufluchtsſtätte finden. Bei gefährlicher Witterung ziehen die Mönche und ihre Knechte, mit Stangen verſehen, in die Wildniß aus, um den Nothleidenden zu Hilfe zu kommen und die Verſchütteten aus dem Schnee hervor zu ſuchen. Dabei werden ſie von großen Hunden unterſtützt, die für dieſen Zweck beſonders abgerichtet ſind, und eine wunderbare Fertigkeit beſitzen, Menſchen, die im Schnee verborgen liegen, aufzuwittern und herauszuſcharren. Oft, bei Tage und bei Nacht, durchſtreifen die Hunde auch einzeln, ohne Führer, die Gegend, begrüßen die Wanderer und bringen Verirrte dadurch auf den rechten Weg, daß ſie mit Bellen, Schmeicheln und Zupfen nicht nachlaſſen, bis der Gefundene ihnen folgt, wo ſie ihn dann gerade auf das Hoſpiz zuführen. Gewöhnlich trägt der Hund auf dem Rücken einen wollenen Mantel und am Halsband ein Eſſigfläſchchen, damit Verunglückte gleich finden, was ſie bedürfen, um ſich zu erwärmen und zu erfriſchen. So wird heut zu Tage im Muſeum zu Bern ein ausgeſtopfter Hund ab dem St. Bernhardsberg gezeigt, welcher ſiebenzig Menſchen das Leben gerettet haben ſoll.

Die Mönche wenden alle Mittel an, um die Erfrornen wieder zu beleben. Mißlingen aber die menſchenfreundlichen Bemühungen, ſo werden die Unglücklichen in Leichentücher gehüllt und in der Todtenhalle nebeneinander angelehnt. Rings um das Kloſter iſt Alles harter Fels, ſo daß keine Beerdigung möglich wäre. In der Todtenhalle, wo die Winde durch die ſtarken Eiſengitter freien Zutritt haben, verweſen die Körper nicht, ſondern ſie trocknen aus und werden zu Mumien. Wer hier oben einen Freund verlor, kann ihn nach langen Jahren unverſehrt antreffen und wieder erkennen. Und wer Niemand erkennt, ſteht doch mit einem eigenen Gefühle da vor dieſer aus allen Zeiten und aus allen Weltgegenden hier vereinigten Verſammlung von Todten. Das iſt die Anſtalt, die auch der Held unſers Jahrhunderts, Napoleon, gehörig würdigte, das iſt das Kloſter, dem auch der erklärteſte Feind des Kloſterlebens ſeine Bewunderung nicht verſagen wird.

An dem in Rede ſtehenden Tage befanden ſich die Patres in der

Stube des Hospiziums und schauten besorgt, wie die wüthenden Schneewirbel gegen die Scheiben schlugen. Ein dichter, schwarzer, trauriger Nebel hüllte das Kloster in Grabesnacht, so daß man am Nachmittag um zwei Uhr in der Stube die größten Buchstaben nicht hätte erkennen können. Ein eisiger Wind von außerordentlicher Heftigkeit begleitete die Schneesündfluth; er schien Alles wegblasen, Alles vernichten zu wollen, selbst die majestätischen Felsen, die sich seinem Ungestüm widersetzten. Und wenn er seine Wuth vergebens an ihren gespaltenen Seiten aus gelassen hatte, brüllte er in seiner Ohnmacht, diese gigantischen Alpenmassen umzustürzen. Die Windstöße waren so wüthend, daß sie Erschütterungen, wie bei einem heftigen Erdbeben hervorbrachten; man fühlte deutlich, wie die Mauern, die Zimmer, die Stühle zitterten, die Wände krachten. Ja die Glocken fingen von selber an zu läuten.

„Ist der Meßmer auf dem Thurme?" fragte einer der Patres, „oder wer läutet ohne Auftrag?" Das ist der Wind," lautete die Antwort. „Ja," fiel der Probst ein, „es ist der Wind oder vielmehr es ist Gottes Finger, der uns unsere Unthätigkeit vorwirft, in dem er uns zu verstehen gibt, daß Wanderer in Gefahr seien. Auf! ihr Brüder! unsere Pflicht ruft."

Also sprach der Probst. Zwölf Mönche und zwanzig Knechte nahmen ihre Stäbe und Schaufeln zur Hand, sie pfiffen und lockten den Hunden. Dann setzte der Zug, vom Probste angeführt, sich in Bewegung durch die weißen Höhen und Thäler der von einer Schneesündfluth überschütteten, vom heulenden Sturmwinde gepeitschten, von stäubenden Flocken durchwirbelten Winterlandschaft. Anfänglich war der Aufruhr der Natur so furchtbar, daß das Auge keine Hand breit vorwärts sehen konnte und daß den Mönchen und Knechten der Athem beinahe ausging vor dem eisigen Staube, den der Wind ihnen in's Gesicht jagte. Sechs Fuß hoch lag an manchen Stellen der Straße der aufgethürmte Schnee. Mann und Hund versanken zuweilen in demselben bis an die Ohren.

Das Guxen ist indessen von einer sonderbaren Eigenschaft begleitet. Während die ganze Atmosphäre dieser Eiswelt in schrecklichem Aufruhr begriffen ist, waltet auf allen Seiten der Nachbarschaft stilles, heiteres Wetter. Niemand ahnet im ganzen Umkreise

das Mindeſte von dem furchtbaren, örtlichen Orkan. Ja, auf den Gletſchern und ihrer Umgebung ſelbſt dauert das Raſen der Luft nur einige Stunden. Dann Friede.

So war es auch jetzt auf dem St. Bernhardsberg. Urplötzlich legte ſich der Sturmwind. Ruhige Stille verbreitete ſich vom frommen Kloſter bis zur Petersalp hinab, wolkenlos dehnte das Blau des Himmels ſich aus über die beſchneiten Kämme, Firſten und Zinken, und freundlich gleiteten die Strahlen der untergehenden Sonne über die weiße Fläche hin, durch welche die Mannſchaft des Hoſpizes mühſam ſich einen Weg bahnte. Die Mönche und Knechte waren nicht mehr weit vom Hoſpitale entfernt, als ſie auf drei Leichname ſtießen, auf eine Frau, ein Kind und einen ältern Mann. Der Wind hatte den früher aufgethürmten Schnee wieder weggeweht, ſo daß die Unglücklichen den Suchenden ſogleich in die Augen fielen. Bald ſtöberte ein Hund die Stätte auf, wo der Herzog Johann in Schnee begraben neben einer Säule im Straßengraben lag. Auch dieſer wurde mit Hilfe der Schaufeln an das Tageslicht gebracht.

Die Knechte trugen die Aufgefundenen nach dem Hoſpitale, wo ſogleich alle Verſuche vorgenommen wurden, um die Erſtarrten wieder in's Leben zu wecken. Ihre Mühe ſollte nicht vergeblich ſein, der Leib des jungen Mannes erwärmte ſich, ſein Puls begann zu ſchlagen, ſeine Bruſt zu athmen. Ungünſtiger war der Erfolg der angewandten Mittel bei dem ältern Mann, bei der jungen Frau und ihrem Kinde. Als Herzog Johann ſich wie aus einem ſchweren Traume aufrichtete, warf er einen langen prüfenden Blick auf das Zimmer und die Männer, die mit ihm beſchäftigt zu ſein ſchienen. „Wo bin ich?“ fragte er. „Wo iſt Röschen und unſer Kind? wo iſt Tägerfeld?“ Die Mönche wieſen nach dem Hintergrunde des Saales. Weib und Kind und Freund — ſie lagen todt zu ſeinen Füßen. Johann war allein in's Leben zurückgekehrt, um den Fluch des Daſeins in ſeiner ganzen Schwere zu empfinden.

29.

Trotz bis zum Ende und Heuchelei bis an's Ende.

Der Leser kennt nun die Hauptsache unserer Geschichte. Um also den Schluß der Erzählung nicht allzu weit hinauszuschieben, wollen wir uns etwas kürzer fassen und hier einen Zeitraum von vier Jahren überspringen. Nachdem König Heinrich den Herzogen von Oesterreich die früher verweigerte Belehnung ertheilt und die Reichsacht über die Mörder seines Vorfahren ausgesprochen hatte, war zwischen dem Hause Habsburg und demjenigen von Luxenburg das beste Verhältniß eingetreten. Nicht nur boten die österreichischen Herzoge Hand dazu, daß das Königreich Böhmen an den Sohn des Königs überging, sondern sie begleiten denselben auch auf seinem Zuge nach Italien. Bekanntlich wurde, nach den alten Reichsgesetzen, der von den Churfürsten erwählte römische König erst dann zum römischen Kaiser, wenn er die Fahrt nach Rom gemacht und daselbst die Krone aus den Händen des heiligen Vaters empfangen hatte. Rudolf, Adolf und Albrecht hatten zu diesem Zuge weder Lust noch Zeit gefunden, weshalb sie im strengen Sinne des Wortes nicht römische Kaiser, sondern nur römische Könige waren. Heinrich VII. legte dagegen großen Werth darauf, in Rom mit der kaiserlichen Krone geschmückt zu werden, um dann in Italien das unter seinen Vorfahren geschwächte kaiserliche Ansehen wieder herzustellen. Leopold zeichnete sich auf diesem Zuge durch die ihm eigenthümliche, ungestüme Tapferkeit aus. Eben war der neue Kaiser im Begriffe, die Schwester des Herzogs Leopold, die Prinzessin Katharina, zu heirathen, als er an italienischem Gifte erkrankte und starb.

Unter den Rittern, welche den Kaiser auf seinem Römerzuge begleiteten, befand sich auch der kriegerische Graf Werner von Homburg. Sein unruhiger, hochstrebender Geist hoffte in Italien den Wirkungskreis zu finden, nach dem er sich in seiner Heimath vergeblich gesehnt hatte. Als aber Heinrichs plötzlicher Tod diese Hoffnungen vereitelte, schienen alte Erinnerungen und Plane auf ein Mal wieder in der Seele des armen, aber thatenlustigen Grafen aufzuleben. Er begab sich daher eines Tages nach dem Augustiner Kloster in Pisa und bat, daß man einem gewissen Mönche, den er von Deutsch-

land her kenne, melden möchte, daß der Graf von Homburg draußen sei und mit ihm zu sprechen wünsche. Es währte aber nicht lange, so kam der Pförtner mit der Antwort zurück: „Der Mönch kenne den Grafen und Seinesgleichen so sehr, daß er weder mit ihm, noch mit Seinesgleichen weiter etwas zu schaffen haben wolle."

Ihr fraget vielleicht, wer dieser Mönch sei? — Ein sonderbares Wesen! Ein finsterer Geselle, der gespensterhaft in seiner Zelle sitzt oder mit seinem starren Geisterblick die Brüder schreckt, wenn er durch die Kreuzgänge der Klosters schleicht. Wohl trägt er das Klostergewand, aber das Gelübde hat er nicht gethan, wie die dunkeln Locken zeigen, die rabenschwarz über Gesicht und Nacken ihm hinunterwallen. Düstere Falten ziehen sich über die Stirne dieses jungen Mannes, in seinen Augen funkelt ein tückischer Grimm, in den Zügen des bleichen Antlitzes lastet ein Gram, für welchen die menschliche Sprache keinen Namen hat. Der wortkarge, trotzig aufgeworfene Mund dieses unheimlichen Gesellen hat keinen Gruß für den Begegnenden und das Lächeln, das zuweilen um seine dünnen Lippen spielt, scheint eine tiefe Menschenverachtung auszusprechen, einen bittern Hohn über das eigene Elend. Wenn im Tempel des Weihrauchs Opferdüfte wallen, wenn im Chore der Gesang der Brüder himmelan sich erhebt, wenn die Gemeinde in frommer Andacht sich vor dem Hochwürdigsten neigt: dann wendet die Nachtgestalt im Mönchskleide sich stumm nach dem Portale. Dort steht er und starrt mit aufgerissenem, theilnahmlosen Blicke dem Dienste der Kirche zu. Er spricht kein Gebet, schlägt kein Kreuz. Das Jahr kommt und geht, diesen Menschen treibt es nie zum Beichtstuhle, nie zum Abendmahle hin. Zerfallen mit sich selbst, mit der Welt und mit Gott, scheint er sich selber, den Menschen und Gott zu grollen.

Man wunderte sich oft, wie dieser finstere Geselle in das Kloster gerathen sei, aber Niemand wollte es recht wissen. Die Einen erzählten, der Fremde sei von dem Probste auf dem St. Bernhardsberge an den Abt empfohlen und, weil er dem Kloster, auf den Fall seines Absterbens hin, reiche Juwelen vermacht, von den Obern mit solcher Nachsicht geduldet worden. Andere hingegen schrieben die günstige Aufnahme einer Empfehlung des Kaisers Heinrich zu, welcher gewünscht habe, daß der mit einem Morde belastete junge Mann

in dem Kloſter der Auguſtiner eine Zufluchtsſtätte finde vor den Verfolgungen mächtiger Feinde.

Genug, der Fremde trug das Mönchskleid vier Jahre. Da kam der Herbſt. Wie die Blätter von den Bäumen ſanken, ſchien auch die Lebenskraft des Unglücklichen dem innern Wurme zu erliegen, der geheim an dem Herzen desſelben nagte. Der Beichtvater ſtand mit dem Kruzifix vor dem Bette des Sterbenden und ermahnte ihn, ſeine Sünden zu bereuen und ſeinen Feinden zu vergeben. Unwillig ſchüttelte aber der, an welchen dieſes Wort gerichtet war, das Haupt.

„Nein! ehrwürdiger Vater, das kennſt Du nicht. Du haſt keinen Begriff von dem Unrecht, das an mir begangen worden. Ich habe einen Schurken umgebracht, einen Mörder gemordet. Die That bereue ich nicht — ſiehe! dieſe Hand zittert. Aber heute noch würde ich dem Manne, welcher den Vater meiner Roſa erſchlug, den Dolch in das ſchwarze Herz ſtoßen. Und vergeben? den Verwandten verzeihen, welche den guten Wart räderten und ſo viele hundert unſchuldige Menſchen hinrichteten, weil ſie meine Freunde waren? Nein! Pater! das kann ich nicht. Alle Regungen meines Herzens fließen in ein Gefühl zuſammen und dieſes Gefühl heißt Haß. Haſſend ſteig' ich zu Grabe, — mein letztes Wort heißt: Fluch! Fluch über meinen Oheim Albrecht und über Albrechts Weib und Kinder. Du ſchauderſt, guter Mönch? Du klagſt über meine Verſtocktheit? Siehe! ich kannte die Liebe auch. Ich hatte ein Weib, einen Engel, und einen Knaben, hold und ſchön, wie ein Chriſtuskind, zwei Weſen, bei deren Anblick der Sturm meiner Seele ſchwieg. Da öffnete Gott ſeinen Himmel und ſandte ſeine Schneeſündfluth und raubte mir die beiden Stützen, die mich aufrecht hielten in meinem Elend. Himmel und Erde hat ſich vereinigt, um mich zu zertreten. Laß mich alſo, guter Mönch, laß mich ruhig ſterben. Und wenn Du Mitleid fühlſt mit der Qual, welcher dieſes ſtarke Herz erlag, ſo grüße mir noch meinen Freund, den armen Eſchenbach, der unſtät und flüchtig umherirrt, wie Kain. Sag' ihm, er ſoll ein Mann bleiben und als Mann ſterben.

„Es ſoll geſchehen. Aber kann ich denn nichts mehr thun für das Heil Deiner Seele? Willſt Du durchaus in dieſer menſchenfeindlichen Stimmung hinüber gehen vor Deinen Richter?“ fragte der Mönch.

„Wohlan! ſo hefte mir das Gemälde dort an die Wand, damit meine Augen es ſehen,“ entgegnete der Sterbende. Das Bild war von einem italieniſchen Meiſter gemacht worden, der ſich einige Tage im Hauſe des Landammann Redings aufgehalten. Es ſtellte Röschen und ihr Kind vor.

Der Mönch heftete das Gemälde an die Wand. Ein trübes Lächeln flog über das Antlitz des Kranken. Er faltete die Hände. Dann begann der Pater ſeine Gebete wieder. Als er aber das Sakrament

reichen wollte, lag eine Leiche vor ihm da, welche die gebrochenen Augen ſtarr auf das Gemälde an der Wand richtete. So war Herzog Johann geſtorben den 13. Chriſtmonat 1313.

Reumüthiger benahm ſich die Tochter Albrechts, die königliche Wittwe Agnes. Nachdem ſie an den Leiden des Herrn Rudolf von Wart ſich geweidet und im Blute der Unſchuldigen, die hauptſächlich auf ihr und ihrer Mutter Antreiben hin enthauptet worden, ſich gebadet hatte: ſo gründete ſie auf der Stätte, wo Albrecht gefallen, ein Kloſter der mindern Brüder und ein Klariſſinnen Frauenkloſter, welche beide Orden mit gleichen Freiheiten ausgeſtattet ſind. Sie baute den Frohnaltar auf der Stätte, wo Albrecht geſtorben, und nannte das Stift Königsfelden. Das Gotteshaus wurde von ihr und ihrer Mutter Eliſabetha aus der Beute der geächteten Anhänger Johanns mit Gut, Zehnten, Kleinodien und Gewand reich beſchenkt. Auch floßen viele Gaben aus der Umgegend, von Solchen, die Gott oder dem Hofe zu gefallen begehrten. Agnes wohnte bei dem Kloſter. Wenn ſie vor der Morgenmahlzeit Meſſe gehört und am Nachmittag mit ihren Dirnen Kirchengeräthe gewirkt, pflegte ſie eine deutſche Bibel und ein Buch von den Heiligen zu leſen. Sie faſtete ſtreng und bewies Demuth im Fußwaſchen und Liebe in Almoſen. So gelangte ſie in den Geruch der Heiligkeit, ſo daß die berühmteſte Schweſter im Aargau, Hildegard von Wollhauſen, durch die Andacht der Königin übertroffen wurde. Einige glaubten zwar, Agnes ſei eine liſtige Frau, die mehr männliche Beherztheit, als weibliches Zartgefühl beſitze und auf ihren Schein geiſtlichen Wandels ſei nicht viel zu halten. Selbſt ihre Stieftochter, Eliſabetha von Ungarn, ſcheint gegen die Grauſamkeit und Heuchelei derſelben einen tiefen Abſcheu gefaßt zu haben. Das ſchöne Mädchen war durchaus nicht zu bewegen, in's Kloſter Königsfelden einzutreten. Erſchüttert von den Ereigniſſen, deren Zeuge ſie geweſen, nahm ſie zwar den Schleier, aber ſie ging in's Kloſter zu Töß.

Auch ähnliche Weiſe urtheilte Bruder Berchtold Strebel. Agnes hatte ſchon lange gewünſcht, daß dieſer Mann Gottes ſich in das Minoritenkloſter zu Königsfelden begeben möchte; allein der Eremit wollte ſeine Einſamkeit nicht gegen das prächtige Kloſter vertauſchen, das ſich auf dem blutgetränkten Grunde erhoben hatte. Endlich trat er, als man eben die Wittwe des Königs Albrechts in Königsfelden beerdigt hatte, vor Agnes hin, einen jungen Knaben an der Hand führend und ſprach: „Frau! es iſt ein ſchlechter Gottesdienſt, wenn man unſchuldiges Blut vergießt und aus dem Raub Klöſter ſtiftet. Gott hat Gefallen an Güte und Erbarmen. Sehet dieſen Knaben an. Er iſt erſt fünf Jahre alt und hat noch keine Menſchenſeele beleidigt. Dennoch habet Ihr ihn zum Waiſen gemacht und ihm das Erbe ſeiner Väter hartherzig entzogen.

„Wer ist der Knabe?“ fragte Agnes hastig. „Es ist das Söhnlein des Herrn Walter von Eschenbach,“ entgegnete der Einsiedler mit feierlichem Nachdruck. „Gedenket heute an Euere Sünde, o Frau! Werdet dem Knaben zur Mutter! Wenn Ihr den armen Waisen an Kindes Statt annehmet, dann will ich mich in den Orden des heiligen Franziskus begeben und mit meinem Freunde, Nikolaus von Bischofzell, in Euer Kloster eintreten.“

Die Königin Agnes, durch diesen Zufall überrascht, wußte nicht, was sie sagen sollte; sie sprach mit großer Salbung von den guten Absichten des frommen Bruders Berchtold, von der Gerechtigkeit Gottes, welcher der Väter Missethat an den Kindern heimsuche bis in's dritte und vierte Geschlecht. Endlich schloß sie damit, daß sie sich für einige Tage Bedenkzeit ausbat.

„Wozu das?“ fiel Herzog Friedrich ein, der zufällig gegenwärtig war und wohl einsah, daß seine Schwester nur einen Vorwand suche, der Bitte des Eremiten auszuweichen. „Was soll die Bedenkzeit? Bruder Berchtold hat Recht, es wäre wirklich besser: Etwas minder frommes Geschwätz und etwas mehr Menschlichkeit. Ehrwürdiger Bruder, Ihr sehet schon, daß meine Schwester dem Knaben nie Mutter sein wird. Lasset Euch indessen das nicht hindern, in dieses Gotteshaus einzutreten. Uebergebet den armen Waisen mir, ich will ihm Vater sein.“

Also sprach Herzog Friedrich. Wirklich nahm er den Waisen von der selbigen Stunde zu sich, ließ ihn mit aller Sorgfalt erziehen und nannte ihn Walter von Schwarzenberg. Er soll nachher der Stammvater der österreichischen Fürsten von Schwarzenberg geworden sein. Von dem Vater des Knaben, von Walter von Eschenbach, geht die Sage, er habe sich nach der Einnahme der Schnabelburg in das Land des Grafen von Württemberg geflüchtet und sei dort nach langen Jahren als Schäfer gestorben.

So hat die Habsucht und Herrschbegier des Königs Albrecht viele Menschen unglücklich gemacht. Gerade das Paar aber, dessen Schicksal im Anfange unserer Erzählung die meisten Besorgnisse eingeflößt haben dürfte, entrann dem weit verbreiteten Verderben. Wir meinen Hünenberg und Antonia. Ihre Liebe krönte der Ehe heiliges Band. Und als der Herzog Leopold einige Jahre später die Eidgenossen am Morgarten bedrohte, wurde Heinrich von Hünenberg der warnende Genius der Schweiz.

70713643